<36608041480016
<36608041480016
Bayer. Staatsbibliothek

H. Nat. 94. (3,21)

Hist. nat. Systema 203.

~~N.o 411.~~

Herrn von Buffons

Naturgeschichte

der

vierfüßigen Thiere.

Ein und zwanzigster Band.

Biblioth. oberaltac.

Wien,

gedruckt und verlegt bei F. A. Schrämbl.

1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

25.

Naturgeschichte

der

vierfüßigen Thiere.

Zusätze.

Vorrede.

Des Herrn von Buffon Beschreibungen der vierfüßigen Thiere waren mit dem vorigen zwanzigsten Bande geendiget; auch zu den meisten Abschnitten die Supplemente des Herrn von Buffon gleich angehänget. Manche derselben konnten aber in den ersten Bänden noch nicht benutzt werden, und diese folgen hier mit einigen Anmerkungen und Zusätzen. Vielleicht erfordern dieselben zwei Bände. Es wäre also dieses Werk beendiget, wenn der Herr Verleger nicht einen Nachtrag von Beschreibungen solcher Thiere,

welche dem Herrn von Buffon nicht bekannt waren, und die von Martini versprochene systematische kurze Aufzählung anzuhängen verlanget. Frankfurt an der Oder 1798.

Otto.

Das grosse Maulthier Equus mulus T. CDXLII

Buff. Th. XII. B.

Der kleine Maulesel. I CDXLIII.

Buff. XXI. B.

Zusätze zur Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere.

I. Die Maulthiere *).

a) Das große Maulthier. Equus mulus, Buff. Suppl. VIII. t. 1.

b) Der kleine Maulesel. Equus Hinnus, Buff. Suppl. quadr. VIII. Tab. 2. Tab. 314. Nach Schreber Säugth. Tab. 315.

Da ich den Namen Maulthier (Mulet) für dasjenige Thier beibehalte, welches von dem Esel und der Pferdestute kommt, so werde ich dasjenige den Maulesel (Bardeau) nennen,

*) Maulthiere, Asinus mulus, und Maulesel, Asinus Hinnus. Dieser Abschnitt ist wie eine Zugabe zu dem, welches ich schon bei dem Gegenstande der Maulthiere in der Abhandlung gesagt habe, die den Titel führt: Von der Ausartung der Thiere; (Anim. Tom. VII. p. 226. Buffon vierf. Th. B. XVIII. S. 319—338.) und auch von dem, welches

nennen, welches das Pferd zum Vater und die Eselin zur Mutter hat. Keiner hat bis jetzt die Unterschiede beobachtet, welche zwischen diesen beiden Thieren von vermischter Art Statt finden. Dieses ist aber doch eines der sichersten Mittel, welche wir haben, die Verhältnisse des Einflusses von dem männlichen und weiblichen Geschlechte auf das Erzeugte kennen zu lernen und zu unterscheiden. Die vergleichenden Beobachtungen über diese beiden Maulesel und andere Bastarde,

welches ich in dem Abschnitte von den Kanarienvögeln gesagt habe. Hist. nat. des Oiseaux, Tom. VII. in 12. (Buffon Vögel B. X. S. 274. u. f.)

V.

Man sehe auch Buffon Naturg. d. vierf. Th. B. I. S. 282. Anm. u. S. 305.

Equo et asina genitos mares hinnos antiqui vocabant, contraque mulos, quos asini et equae generarent. Plin. VIII. 44. Qui ex equo et asina concepti generantur quamvis a patre nomen traxerint, quod hinni vocantur, matri per omnia magis similes sunt. Columella VI. 37. etc. Plin. VIII. 69. Aristotel. Hist. an. VI. 24. de Generat. II. 8. etc. S. Schneideri Comment. in Varronis Lib. II. Cap. VIII. p. 467.

D.

starde, welche von zwei verschiedenen Arten entspringen, werden uns diese Verhältnisse viel bestimmter und viel deutlicher zeigen, als die bloße Vergleichung zweier Individuen von derselben Art solches zu thun vermag.

Wir haben hier das Maulthier in der ersten und den kleinen Maulesel in der zweiten Abbildung vorstellen lassen, damit Jedermann im Stande sey, sie mit einander zu vergleichen, wie wir es jetzt selbst thun wollen. Zuerst ist der Maulesel viel kleiner als das Maulthier, und scheint also von seiner Mutter, der Eselin, das Maß des Leibes zu behalten; und das Maulthier ist viel größer und dicker als der Maulesel, behält gleichfalls das Maß der Stute, seiner Mutter; die Größe und Dicke des Leibes scheint daher mehr von der Mutter, als von dem Vater bei den vermischten Arten abzuhängen. Jetzt, wenn wir die Gestalt des Leibes dieser beiden Thiere mit einander vergleichen, so scheinen sie von verschiedener Gestalt zu seyn. Der Maulesel hat einen dünnern Hals, einen schneidendern Rücken, wie ein Karpfenrücken, das Kreuz spitzer und abhängiger, anstatt daß das Maulthier ein besser gebildetes Vordertheil, einen schönern Hals, rundere Seiten, flacheres Kreuz

und glattere Hüften hat a). Alle beide haben daher mehr von der Mutter als dem Vater, nicht allein in der Größe, sondern auch in der Gestalt des Leibes. Es verhält sich aber doch nicht eben so in Ansehung des Kopfes, der Glieder und der andern Extremitäten des Körpers. Der Kopf des Maulesels ist länger und nach Verhältniß nicht so dick, als der von dem Esel, und der Kopf des Maulthiers ist kürzer und dicker als der von dem Pferde b). Sie haben also in Ansehung der Gestalt und des Maßes des Kopfes mehr von dem Vater als von der Mutter. Der Schwanz des Maulesels ist fast mit solchen Haaren als bei dem Pferde versehen, der Schwanz des Maulthieres ist wie an dem Esel beinahe im Nacken; sie sind also wieder in Ansehung dieses Gliedes vom Körper dem Vater ähnlich. Die Ohren des

a) Eine Bemerkung, welche uns von dem sehr erfahrnen Marechal de la Fosse mitgetheilt ist.

b) Man vergleiche die Abbildungen auf der ersten und zweiten Figur von dem Maulthiere und Maulesel mit der Abbildung des Pferdes und des Esels in dem ersten Bande.

des Maulthieres sind länger als an dem Pferde, nur die Ohren des Maulesels sind kürzer als die am Maulthiere; diese Glieder des Leibes gehören also auch mehr dem Vater als der Mutter. Eben so ist es in Ansehung der Gestalt der Beine beschaffen, das Maulthier hat sie dünne wie der Esel, und der Maulesel hat sie dicker; alle beide ähneln daher in Ansehung des Kopfes, der Glieder und anderer Enden des Leibes viel mehr ihrem Vater als ihrer Mutter.

In den Jahren 1751 und 1752 ließ ich zwei Böcke mehrere Schafe bespringen, und habe davon neun Bastarde, sieben männliche und zwei weibliche, erhalten. Da mir dieser Unterschied in Ansehung der Zahl der männlichen und weiblichen Bastarde auffallend war, so stellte ich einige Untersuchungen an, ob die Zahl der männlichen Maulthiere, welche von dem Esel und der Stute entspringen, beinahe in demselben Verhältnisse die Zahl der weiblichen überträfe; keine von den Antworten, die ich erhalten habe, hat dieses Verhältniß bestimmt, aber alle kommen darin überein, daß sie die Zahl der männlichen Maulthiere größer als die der weiblichen angeben. Man wird in der Folge sehen, daß der Marquis de Spontin-

Beau-

Beaufort eine Wölfin von einem Hunde belaufen ließ, und davon vier Bastarde, drei männliche und einen weiblichen, erhielt c). Endlich da ich Untersuchungen über die Bastarde, welche leichter hervor zu bringen sind, gemacht habe, habe ich erfahren, daß bei den Bastardvögeln die Anzahl der Männchen noch viel mehr die Anzahl der weiblichen Bastarde übertreffe. Ich habe in dem Abschnitte von den Kanarienvögeln gesagt, daß von den neunzehn Jungen, welche von einem weiblichen Kanarienvogel und einem Distelfinken entstanden, es nur drei weibliche gab d). Dieß sind die einzigen Thatsachen, welche ich als gewiß über diesen Gegenstand habe geben können e), mit welchem

c) Auszug aus einem Briefe des Marquis de Spontin-Beaufort an den Herrn von Buffon, Namur den 14. Julius 1773; welches durch 2 Briefe von dem Herrn Suriscy de Boissy auch von Namur den 9 Junius und 19. Julius 1773 bestätiget wird.

d) Man sehe in dem zehnten Bande von Buffons Naturgeschichte der Vögel den Abschnitt von den Kanarienvögeln. S. 308.

B.

e) Was ich bei verschiedenen Schriftstellern in Ansehung der Jumars finde, scheint mir

chem man sich niemals beschäftigt zu haben scheint, und welcher doch die größte Aufmerksamkeit verdient; denn nur durch die

Sammlung

mir sehr verdächtig zu seyn. Léger in seiner Geschichte der Waldenser vom Jahre 1669 sagt, daß es in den Thälern von Piemont Thiere von vermischter Art gäbe, und daß man dieselben Jumars nenne. Daß, wenn sie von einem Stiere und einer Stute entsprungen wären, man dieselben Baf oder Buf nenne, und daß, wenn sie von einem Stiere und einer Eselin entsprungen wären, man diese Bif nenne. Daß diese Jumars keine Hörner haben, und so groß wie Maulthiere wären; daß sie sehr leicht im Laufe wären; „daß er selbst eines davon am 30. September bestiegen, und in einem Tage damit achtzehn Französische oder vier und funfzig Italiänische Meilen gemacht habe; daß sie endlich einen sicherern und bequemern Gang als das Pferd hätten."

Nach einer solchen Behauptung sollte man glauben, daß diese von dem Stiere mit einer Stute und einer Eselin kommenden Jumars wirklich da wären, oder daß es wenigstens dergleichen gegeben habe; es hat aber, da ich mich davon zu unterrichten suchte, keiner diese Sache mir bestätigen können.

Doktor

Sammlung mehrerer ähnlicher Begebenheiten wird man das noch Dunkle aufdecken können, welches bei der Erzeugung von zwei verschiedenen Arten Statt findet, und das Verhältniß der wirkenden Kräfte des männlichen

Doktor Shaw sagt in seiner Geschichte von Algier, Seite 234, daß er in der Barbarei ein Thier, Kumrah genannt, gesehen habe, und welches aus der Begattung eines Esels und einer Kuh entstanden sey, welches wie der Esel einhufig gewesen, keine Hörner auf dem Kopfe gehabt, aber übrigens ganz verschieden von dem Esel gewesen; daß es nur zu wenigem zu gebrauchen gewesen, eine Haut, den Schwanz und Kopf, die Hörner ausgenommen, wie eine Kuh gehabt. Der Doktor Shaw ist ein Schriftsteller, welcher Glauben verdient; da ich aber über diese Sache verschiedene Leute, welche sich in der Barbarei aufgehalten haben, zu Rathe gezogen, und besonders den Ritter James Bruce, so haben mich alle versichert gar keine Kenntniß von diesen Thieren, welche von einem Esel und einer Kuh entsprungen wären, zu haben. B.

M. s. Buff. Naturg. d. vierf. Th. B. I. S. 282. Anm. u. S. 305. vom fabelhaften Jumar. Blumenbach Naturgesch. Ausg. 4. S. 102.

lichen und des weiblichen Geschlechts in jener Erzeugung bestimmen können.

Von meinen neun, von dem Bocke und dem Schafe entstandenen Bastarden, ward das erste den 15. Aprill geboren. Da man es drei Tage nach der Geburt besah, und mit einem Lamme von demselben Alter verglich, war es von demselben in Ansehung der Ohren, die ein wenig größer waren, durch den obersten Theil des Kopfes, welcher etwas breiter war, so wie durch die Entfernung der Augen, verschieden; es hatte überdieß einen grauweißen Strich von dem Nacken des Halses bis an das Ende des Schwanzes; die vier Beine, das Unterste des Halses, der Brust und des Bauches waren mit einerlei weißen, ziemlich groben Haaren bedeckt; es hatte nur ein wenig Wolle auf den Seiten zwischen dem Rücken und dem Bauche, auch diese kurze krause Wolle war mit vielem Haar vermischt. Dieser Bastard hatte auch anderthalb Zoll längere Beine als das Lamm von demselben Alter. Da man es am folgenden dritten Mai oder achtzehn Tage nach seiner Geburt wieder beobachtete, war das weiße Haar zum Theil ausgefallen, und durch braunes der Farbe nach dem vom Bocke ähnliches und beinahe eben so grobes

Haar

Haar ersetzt. Das Verhältniß der Beine war stark und anderthalb Zoll länger als an dem Lamme; es ging auch nicht so gut auf diesen langen Beinen, als das Lamm. Da dieses Lamm durch einen Zufall umkam, so habe ich diesen Bastard nur vier Monathe nachher beobachtet, und wir verglichen es mit einem Schafe von demselben Alter. Der Bastard maß einen Zoll weniger als das Schaf in der Länge, welche zwischen den Augen bis an das Ende der Schnauze geht, und einen halben Zoll mehr in der Breite des Kopfes zwischen den beiden Augen, an dem Orte, wo er am breitesten ist. Also war der Kopf dieses Bastards dicker und kürzer als der Kopf des Schafes von demselben Alter. Die Krümmung der obersten Kinnlade an der Stelle des Maulwinkels gemessen, war beinahe einen halben Zoll länger bei dem Bastarde, als an dem Schafe. Der Kopf des Bastards war nicht mit Wolle bedeckt, aber mit langen und zottigen Haaren versehen. Der Schwanz war zwei Zoll kürzer als an dem Schafe.

Im Anfange des Jahres 1752 erhielt ich durch die Begattung eines Bockes mit einem Schafe acht andere Bastarde, unter welchen sechs männliche und zwei weibliche

waren.

waren. Zwei davon sind gestorben, ehe man sie untersuchen konnte, aber sie scheinen denen gleich gewesen zu seyn, welche lebend blieben, und von welchen wir jetzt eine kurze Beschreibung liefern wollen. Es waren zwei, ein männliches und ein weibliches, welche vier Saugwarzen, zwei an jeder Seite, wie die Böcke und die Ziegen, hatten; überhaupt hatten diese Bastarde langes Haar unter dem Bauche, und vorzüglich unter der Ruthe, wie die Ziegenböcke, und auch langes Haar auf den Beinen, vorzüglich auf dem Hintersten; die meisten hatten auch keine so sehr gebogene Stirn, als die Lämmer sie gewöhnlich haben, weiteres Horn an den Füßen, das ist, eine weitere Spalte an denselben, und einen kürzern Schwanz als die Lämmer f).

Ich habe in dem ersten Bande dieser Naturgeschichte bei dem Abschnitte von dem Hunde *) die Versuche angeführt, welche ich angestellt habe, einen Hund mit einer Wölfin

f) Eine von dem Hrn. Daubenton mitgetheilte Bemerkung.

*) Pagina 209. Buffon Naturgeschichte der vierfüß. Thiere B. II. S. 168. f. 178.

Wölfin zu verbinden; man kann da alle Vorsicht bemerken, welche ich glaubte nehmen zu müssen, damit diese Begattung glückte: der Hund und die Wölfin waren nur drei Monathe oder etwas darüber alt, da man sie zusammen auf einem ziemlich großen Hofe einschloß, ohne sie übrigens einzuschränken oder zu zwingen. In dem ersten Jahre lebten diese jungen Thiere im Frieden, und schienen sich lieb zu haben. Im zweiten Jahre fingen sie an, sich das Futter streitig zu machen, obgleich davon mehr als nöthig vorräthig war; der Streit entstand immer von der Wölfin. Nach dem zweiten Jahre wurden die Kämpfe häufiger; in dieser ganzen Zeit gab die Wölfin kein Zeichen des Hitzigwerdens; nur am Ende des dritten Jahres bemerkte man ähnliche Zeichen, als bei den hitzigen Hündinnen; aber anstatt daß dieser Zustand sie vereinigt hätte, machte derselbe beide nur noch grausamer, und der Hund, anstatt die Wölfin zu belaufen, biß dieselbe todt. Aus diesem Versuche habe ich geglaubt schließen zu können *), daß der Wolf ganz und gar nicht von einerlei Natur mit dem Hunde sey, daß die

*) Buffon Naturgesch. der vierfüß. Th. B. II. S. 174. (Buff. Quadrup. I. pag. 349.)

die Arten so sehr verschieden wären, um sich nicht leicht mit einander zu begatten, wenigstens unter diesen Himmelsstrichen. Und ich drücke mich*) folgender Maßen aus: „Meine Meinung ist gar nicht schlechterdings und in einem entscheidenden Tone zu behaupten, daß der Fuchs und die Wölfin sich niemals zu keiner Zeit, und unter keinem Himmelsstriche mit den Hunden belaufen haben möchten; die Alten versichern solches mit zu großer Zuversicht, als daß man, ungeachtet meiner *angeführten* mißlungenen Versuche, daran zweifeln sollte; ich gestehe, daß man erst viel mehr ähnliche Versuche zu machen habe, um über diese Sache zu einer völligen Gewißheit zu gelangen." Ich habe Recht gehabt, meinen Schlüssen solche Einschränkungen zu geben; denn der Hr. Marquis de Spontin-Beaufort hat eben diese Begattung des Hundes mit einer Wölfin versucht, und es ist ihm sehr gut geglückt, und seit der Zeit hat er besser als ich die Weise und Mittel gefunden und befolgt, welche die Natur sich vorbehalten hat, bisweilen Thiere, welche unverträglich zu seyn scheinen, sich näher zu

*) Buff. am angeführten Ort S. 178. Buff. Quadr. I. 351.

zu bringen. Ich bin zuerst von dieser Sache durch einen Brief des Herrn Surirey de Boissy in folgenden Zeilen benachrichtiget worden:

„Namur, den 9. Junius 1773. Bei dem Herrn Marquis de Spontin zu Namur ist eine sehr junge Wölfin aufgezogen worden, der man beinahe einen eben so jungen Hund seit zwei Jahren zur Gesellschaft gab; sie waren in Freiheit, kamen in die Zimmer, in die Küche, Ställe u. s. w. schmeichelten sehr, legten sich unter den Tisch und die Füße derer, die um sie waren. Sie lebten sehr einig zusammen. Der Hund ist ein spürhundsartiger starker Haushund. Die Nahrung der Wölfin war in den ersten sechs Monathen Milch, nachher gab man ihr rohes Fleisch, welches sie dem gekochten vorzog. Wenn sie fraß, wagte es keiner ihr nahe zu kommen; zur andern Zeit konnte man mit ihr machen, was man wollte, wenn man sie nur nicht mißhandelte; sie liebkoste alle Hunde, die man zu ihr brachte, bis zur Zeit da sie ihrem alten Gesellschafter den Vorzug gab; seitdem war sie gegen alle andere böse. Am letzten 25. März war sie zum ersten Male belaufen, und dieses ward sechzehn Tage durch oft wiederhohlet, und sie warf darauf sechs

Junge

Junge an dem sechsten Junius des Morgens um acht Uhr; sie ist also höchstens drei und neunzig *) Tage trächtig gewesen; sie warf vier Junge von schwärzlicher Farbe mit Weiß auf den Enden der Pfoten und mitten auf der Brust, welches sie nach dem Hunde haben, der schwarz und weiß ist. Seit sie geworfen hat, ist sie mürrisch, und sträubt das Haar gegen diejenigen, die ihr nahe kommen; sie kannte ihre Herren nicht mehr, und sie würde selbst den Hund erwürgt haben, wenn derselbe ihr nahe gekommen wäre. Ich muß noch anführen, daß sie, nach einem Anfalle, in Gesellschaft ihres Liebhabers, welcher über eine Mauer bei einem Nachbar, der eine läufige Hündin hatte, gesetzt war, an zwei Ketten befestigt war; daß sie ihre Nebenbuhlerin halb erwürgt hatte; daß der Kutscher, um sie zu trennen, und sie in ihr Behältniß zurück zu treiben, sie stark schlug, und da er hier aus Unvorsichtigkeit die Strafe fortsetzte, sie so sehr reizte, daß sie ihn zwei Mal in die Lende biß, so daß er, wegen ansehnlicher Schnitte, die man

*) Soixante-treize au plus ist wohl ein Schreibfehler; denn vom 6. März bis zum 6. Junius macht an 93 Tage.

man ihm machen mußte, sechs Wochen das Bette hüthen mußte."

In meiner Antwort auf diesen Brief, dankte ich dem Herrn von Boissy, und fügte einige Betrachtungen hinzu, um die mir noch übrig gebliebenen Zweifel zu lösen. Dem Herrn Marquis von Spontin ward diese Antwort mitgetheilt, und er hatte die Güte mir in folgenden Ausdrücken zu schreiben:

„Namur am 14. Julius 1773. Ich habe mit vieler Theilnahme die richtigen Bemerkungen gelesen, welche Sie dem Herrn Surirey de Boissy mitgetheilt haben, den ich nämlich gebethen hatte, Ihnen in meiner Abwesenheit eine Begebenheit zu melden, welche ich mich noch nicht, der großen Wahrscheinlichkeit ungeachtet, wegen der Meinung, welche ich, wie die ganze Welt, von den Vorzügen Ihrer vortrefflichen Werke hege, zu hoffen getrauete. Dennoch, es sey nun durch einen Zufall, oder durch einen Eigensinn der Natur, welche, wie Sie sagen, bisweilen von den allgemeinen Regeln abzuweichen liebt, ist die Begebenheit unläugbar, wie Sie mit uns eingestehen werden, wenn Sie dem Glauben beimessen wollen, was ich Ihnen zu melden die Ehre habe;

womit

womit ich mir um so mehr schmeichle, da ich alles mit dem Zeugnisse von mehr als zwei hundert Menschen, welche, so wie ich, von allen Begebenheiten, welche ich Ihnen ausführlich vorzulegen die Ehre haben werde, Zeugen gewesen sind. Diese Wölfin war höchstens drei Tage alt, da ich sie von einem Landmanne kaufte, der sie in einem Gehölze gefangen, nachdem er die Mutter davon getödtet hatte. Ich ließ sie einige Tage Milch saugen, bis sie Fleisch fressen konnte. Ich befahl denen, die sie besorgten, sie beständig zu liebkosen, und nicht zu quälen, um sie wenigstens zu sich zu gewöhnen; sie ward endlich so zahm, daß ich sie auf der Jagd in den Wald bis auf eine Meile von dem Hause führen konnte, ohne daß ich sie zu verlieren befürchten durfte; sie ist sogar bisweilen des Nachts an den Tagen, da ich sie nicht zurück bringen konnte, allein zurück gekommen. Ich war viel sicherer sie bei mir zu behalten, wenn ich einen Hund hatte; denn sie hatte diese stets sehr geliebt, und diejenigen, welche ihren natürlichen Widerwillen überwunden hatten, spielten mit ihr, als wenn es zwei Thiere von einer Art gewesen wären. Bis dahin hatte sie nur die Katzen und Hühner, welche sie erwürgte, ohne zu fressen, angefallen. Nachdem sie

ein

ein Jahr alt geworden war, erstreckte sich ihre Wildheit viel weiter, und ich vernahm, daß sie mit den Schafen und Hunden Händel anfing, besonders wenn sie spielten. Sogleich nahm ich ihr die Freiheit, ließ sie an der Kette und mit einem Maulkorbe gehen; denn es begegnete bisweilen, daß sie ihren Führer anfiel, wenn er ihr entgegen war. Sie war wenigstens ein Jahr alt, da ich sie mit dem Hunde, der sie belegt hat, Bekanntschaft machen ließ. Sie ist seit den letzten Tagen des verflossenen Novembers in der Stadt in meinem Garten an einer Kette. In der Zeit kamen über drei hundert Menschen dahin, um sie zu sehen. Ich wohnte fast mitten in der Stadt; man kann also nicht annehmen, daß dahin ein Wolf gekommen sey, um sie aufzusuchen. Seitdem sie anfing hitzig zu werden, bekam sie ein solches Behagen gegen den Hund, und der Hund gegen sie, daß sie beiderseits scheußlich heulten, wenn sie nicht beisammen waren. Sie ward an dem 28. März zum ersten Male begattet, und darauf ungefähr zwei Wochen durch täglich zwei Mal. Sie blieben jedes Mal ungefähr eine Viertelstunde verbunden, in welcher Zeit die Wölfin viel zu leiden und zu stöhnen schien, der Hund aber gar nicht. Drei Wochen nachher konnte man

leicht

leicht wahrnehmen, daß sie trächtig war. An dem sechsten Junius warf sie vier Junge, welche sie jetzt noch säuget, obgleich sie fünf Wochen alt sind, und sehr spitze und ziemlich lange Zähne haben. Sie gleichen vollkommen jungen Hunden, und haben ziemlich lange und hängende Ohren. Einer derselben ist völlig schwarz mit einer weißen Brust, welches die Farbe des Hundes war. Die übrigen werden, wie ich glaube, die Farbe der Wölfin bekommen. Sie haben alle ein viel gröberes Haar als die gewöhnlichen Hunde. Es gibt unter ihnen nur eine Hündin, welche mit kurzem Schwanze zur Welt gekommen ist, so wie der Hund, der beinahe gar keinen hatte. Sie scheinen groß, stark und sehr böse zu werden. Die Mutter trägt eine große Sorgfalt für sie.—Ich zweifle, daß ich sie lange behalten werde, wegen eines Zufalles, der meinem Kutscher mit ihr begegnet ist, der nämlich von ihr so heftig in die Lende gebissen worden, daß er sechs Wochen auf dem Bette gelegen, ohne sich bewegen zu können. Aber ich wollte wetten, daß, wenn ich sie behielte, sie wieder mit eben diesem Hunde, welcher weiß mit großen schwarzen Flecken auf dem Rücken ist, Junge bekommen würde. Ich glaube durch dieses, mein Herr, Ihre Bemerkun-

merkungen beantwortet zu haben, und ich hoffe, daß Sie nicht an der Wahrheit dieser besondern Begebenheit zweifeln werden."

Ich zweifle daran in der That nicht, und ich bin froh hier die Gelegenheit zu haben, öffentlich meinen Dank abzustatten. Es ist viel gewonnen, wenn man in der Naturgeschichte eine seltene Begebenheit mehr hat. Die Mittel dazu sind allemal schwer, und, wie man sieht, sehr oft gefährlich. Letzteres war die Ursache, warum ich meine Wölfin und meinen Hund von aller Gesellschaft abgesondert hatte; ich befürchtete Unglücksfälle, wenn ich meine Wölfin in Freiheit ließe. Ich hatte zuvor einen jungen Wolf aufgezogen, der bis zu dem Alter von einem Jahre nicht den geringsten Schaden gethan hatte, und seinem Herrn beinahe wie ein Hund folgte; aber im zweiten Jahre machte er so viel Unfug, daß er zum Tode verdammt werden mußte. Ich war daher versichert, daß diese Thiere, wenn sie auch durch die Erziehung sanfter gemacht werden, doch mit dem Alter ihre natürliche Grausamkeit wieder annehmen; und indem ich diesem Unglücke, welches unfehlbar daraus entstehen mußte, vorbeugen wollte, und meine Wölfin stets mit dem Hunde eingeschlossen hielt, gestehe

ich,

ich, daß ich nicht merkte, eine schlechte Methode ergriffen zu haben; denn in diesem Stande der Sklaverei und Langweile ward das Naturell der Wölfin, anstatt sanfter zu werden, so sehr erbittert, daß sie viel wilder als in dem natürlichen Zustande ward; und der Hund, welcher so zeitig von seines Gleichen und von aller Gesellschaft getrennt war, hatte einen so wilden und grausamen Charakter bekommen, welchen die üble Laune der Wölfin noch mehr reizte; daher der Widerwille derselben so groß ward, daß sie sich einander zu zerreißen suchten. Bei dem Versuche des Herrn Marquis von Spontin war alles ganz anders: der Hund war in seinem gewöhnlichen Zustande, er hatte alle Sanftmuth und alle andere Eigenschaften, die dieses gelehrige Thier in dem Umgange mit Menschen bekommt; die Wölfin andrerseits war ganz in Freiheit und vertraut in ihrer Jugend mit dem Hunde aufgezogen, welcher durch diese Gewohnheit ohne Zwang seinen Widerwillen gegen dieselbe verloren hatte. Sie hatte ihn daher gut aufgenommen, als die Stunde der Natur da war, und obgleich dieselbe bei der Begattung sich zu beklagen und zu leiden schien, so hat sie doch mehr Lust als Schmerz gehabt, weil sie zuließ, daß dieselbe die ganze Zeit der

Brunst täglich wiederhohlt ward. Ohnedieß war die Zeit um diese ungleiche Verbindung wirksam zu machen, sehr gut getroffen; die Wölfin war zum ersten Mal hitzig, sie war nur im zweiten Jahre ihres Alters, und hatte daher noch nicht völlig ihr grausames Naturell wieder angenommen; alle diese Umstände, und vielleicht noch andere, welche man nicht bemerkt hat, haben zur Ausführung der Begattung und der Erzeugung beigetragen. Es scheinet daher, aus dem eben gesagten, daß das sicherste Mittel, die Thiere ihrer Art ungetreu zu machen, darin bestehe, sie, wie den Menschen, in große Gesellschaft zu bringen, indem man sie allgemach an diejenigen gewöhnet, für welche sie ohne dieses nur Gleichgültigkeit oder Widerwillen hegen würden. Dem sey wie ihm wolle, so weiß man nun, Dank sey den Bemühungen des Herrn Marquis de Spontin, und man wird es künftig als ausgemacht halten, daß der Hund mit einer Wölfin in unserem Klima Junge erzeugen könne. Ich hätte nach einer so glücklichen Erfahrung gewünscht, daß dieser erste Erfolg den berühmten Entdecker bewogen hätte, die Verbindung eines Wolfes mit einer Hündin, und eines Fuchses und Hundes zu versuchen. Er wird vielleicht finden, daß sol-

ches zu viel verlanget sey, und daß ich hier mit dem Entzücken eines unersättlichen Naturforschers rede; ich gebe solches zu und gestehe, daß die Entdeckung einer neuen Begebenheit in der Natur mich stets entzückt habe g).

Aber

g) Eine ganz ähnliche Begebenheit hat Herr Bourgelat mir in einem Briefe vom 15. April 1775 mitgetheilt, woraus folgendes ein Auszug ist: Mylord Graf von Pembrock berichtet mir, sagt Herr Bourgelat, daß er seit einigen Tagen gesehen habe, wie sich eine Wölfin mit einem großen Hofhunde begattet habe, daß die Wölfin gezähmet, daß sie beständig in dem Zimmer ihres Herrn gewesen, und beständig unter seinen Augen; daß sie endlich nicht anders als mit ihm hinaus gehe, und ihm eben so getreu als ein Hund folge. Er setzt hinzu, daß ein Thierhändler zu vier verschiedenen Malen Junge von einer Wölfin und einem Hunde gehabt habe; er behauptet, daß der Wolf nichts als ein wilder Hund sey, und hierin ist er einig mit dem berühmten Zergliederer Hunter. Er glaubt, es verhalte sich nicht eben so mit dem Fuchse; er schreibt mir noch, daß die Hündin des Lord Clansbrawill, ein weibliches Junge von einer Wölfin, nachdem

Aber wieder auf unsere Bastardthiere zu kommen; die Anzahl der Männchen unter denen, welche ich von einem Ziegenbock und einer

nachdem sie von einem Vorstehhunde belaufen sey, Junge geworfen habe, welche nach dem Zeugnisse seines Försters vorzügliche Schießhunde wären. V.

In den neuen nordischen Beiträgen liefert Herr Pallas in dem fünften Bande eine Nachricht von einer um Moskau auf einigen Landgütern gezognen Brut von Bastarden des schwarzen Wolfes mit Hunden. Es heißt daselbst: „Als ich im Jahr 1781 zuletzt in Moskau bei meinem alten botanischen Freunde, dem Staatsrath Prokop Akimfiewitsch Deimdof war, sahe ich auf dem 8 Werste von Moskau gelegenen schönen Landsitz Kuskowa des Herrn Grafen Scheremetof, in einem Theile des Thiergartens, eine zahlreiche Brut von schwarzen Wölfen, die alle Spuren einer Verbastarung mit Hunden an sich haben, und noch jetzt sich daselbst zu vermehren fortfahren. Der erste Vater dieser Race ist ein vollkommener schwarzer Wolf, der aus Sibirien gebracht worden ist, ganz das stille, melancholische und falsche Wolfsnaturell hat, auch im Gange, in der Stellung des Körpers, und der Art den Schwanz zu

einer Ziege bekommen habe, verhält sich wie sieben zu zwei; unter denen von einem Hunde und einer Wölfin, wie drei zu ein;

zu tragen sich vom gemeinen Wolfe in nichts unterscheidet. Die erste Mutter, von welcher diese Brut entstand, und die ich auch noch gegenwärtig sahe, ist nicht völlig so schwarz, hat mehr den Gang und Anstand eines Hundes, trägt auch den Schwanz gekrümmt aufwärts, etwas höher als den Rücken, sträubt das Haar über den Schultern, wenn sie Fremde erblickt, wie ein Hund, ist sehr unruhig, gnurrt beständig, und läßt auch öfters ein kurzes, nicht lautes Bellen hören, welches die reine Wolfsrace niemals äußert. Diese schon verbastarte Wölfin stammt von einer schon zuvor auf einem weiter von Moskau entlegenen Landgut, von einem Hund und schwarzen Wölfin erzeugten Bastardrace ab.

Als ich in Kuskowa war, hatte dieses Paar schon verschiedene Jahre nach einander, und noch im selbigen Jahr Junge gezeugt. Unter den Jungen, die größten Theils gegenwärtig waren, hatten sich so viele Abänderungen gezeigt, daß an der Verbastarung um so viel weniger zu zweifeln gewesen seyn würde, wenn auch der

Ursprung

ein; und unter denen von einem Distelfinken und einer Kanariensie, wie sechzehn zu drei. Es scheinet daher beinahe gewiß, daß die

Zahl

Ursprung der Mutter nicht wäre angegeben worden. Unter andern hatten diese vor drei Jahren auf einmal vier schwarze Welpen, welche aber von der strengen Kälte getödtet worden, und einen damals noch lebenden männlichen Bastard geworfen, der wie ein Hund an der Kette gehalten wurde, und welcher die weißliche Wolfsfarbe hatte. Der Umfang der Augen, die Kehle, die Unterseite des Leibes und die Füße, waren fast ganz weiß. Wenn er muthig war, so rollte er den Schwanz wie ein Hund gegen den Rücken zusammen; in Furcht ließ er ihn, wie ein Wolf, zwischen den Beinen hängen, und sahe dann einem weißlichen sibirischen Wolf ganz ähnlich. Er bellte mit einer gedämpften Stimme viel öfter als irgend einer von den schwarzen Bastarden, von welchen man ihn, wegen Unverträglichkeit, hatte absondern, und an die Kette legen müssen, wo er sich mit einem großen, schwarzen Kettenhunde, männlichen Geschlechts, der neben ihm lag, ziemlich wohl vertrug.

Die fünf ältesten von den Bastarden,

die

Zahl der Männchen, welche schon viel grö-
ßer als die Zahl der Weibchen bei reiner
Erzeugung ist, noch viel größer bei den ge-
mischten

die im Jahre 1780 geworfen waren, und die man von der übrigen Familie abgesondert hielt, waren sehr wild und bösartig. Die Mutter hat damals sieben Junge gebracht, wovon vier männliche nebst einem weiblichen noch lebten. Vier unter diesen waren schwärzlich, mehr oder weniger mit grau vermengt, einer aber war rothbraun, ins Schwarze. Der größte und wildeste von den fünfen fing, da man ihn ausließ, gegen den Hüther, wie ein Hund an zu bellen.

Bei dem alten Paare war eine im Jahr 1779 geworfene rothbräunlich-schwarze Bastardwölfin eingesperrt, so wie noch obgedachte röthlich-schwarzbraune Wölfin, ein junger Wolf von eben der Größe, und eine noch ältere Wölfin, die im selbigen Jahre geworfen, und zwar ein weibliches und sieben männliche Junge, worunter zwei von gewöhnlicher grauer Farbe, die andern aber schwarz, mehr oder weniger grau gemengt, und einer mit ganz weißen Schwanz- und Fußspitzen war. Auch bei diesen Jungen zeigte sich schon die bösartige Wolfsnatur wirklich, obgleich sie nicht wild schienen.

Die

mischten Arten sey. Das Männchen hat also überhaupt mehr Einfluß auf die Erzeugung als das Weibchen, weil es sein Geschlecht in

Die ganze Familie, vierzehn an der Zahl, lebten zusammen ganz frei in einem umzäunten Platze. Der Hüther konnte frei unter sie hinein gehn, Fremde aber blieben ohne Gefahr an der offnen Thür stehen. Die wildesten trabten dann in der Entfernung brummend und bellend herum. Als man die Thür wieder schloß, erhob einmal die Mutter des letzten Wurfs ein Geheul, vollkommen, wie es die Hunde in der Brunstzeit bei Nacht hören lassen, welches auch mit einer Art von Bellen anfing. Alle trugen den Schwanz, wie der Wolf, hatten eben solche große Ohren, und den Kopf vollkommen wie ein Wolf gebildet, auch eben solche schmächtige, hochbeinige Gestalt, und einen etwas hinkenden Gang, wie alle Wölfe.

Nach dem Berichte der Hüther, heulen diese Bastardwölfe des Nachts sehr oft, und schlagen sich nicht selten unter einander, hauptsächlich die von einerlei Geschlechte. Doch schienen die vierzehn, welche noch beisammen waren, so ziemlich gesellig mit einander zu leben. Ihre Brunstzeit soll im Januar einfallen; alsdann sind die

in größerer Anzahl gibt, und weil diese Zahl der Männchen um so größer wird, je weniger die Arten sich verwandt sind; dasselbe muß bei verschiedenen Racen Statt finden, man wird nämlich, wenn man die nimmt, welche am entferntsten von einander stehen, nicht allein die schönsten Erzeugungen, sondern auch die größte Anzahl von Männchen bekommen. Ich habe mich oft zu errathen bemühet, warum in keiner Religion, in keiner Regierungsverfassung die Heirath zwischen Brüdern und Schwestern erlaubt sey. Sollten die Menschen durch eine sehr alte Erfahrung erkannt haben, daß diese Verbindung des Bruders und der Schwester nicht so fruchtbar als andere wären, oder daß sie weniger Männchen, schwächere und schlechte-

die Schlägereien am häufigsten. Die Mütter tragen neun Wochen, und werfen zwischen vier und acht Junge. Die Begattung soll schneller als beim Hunde von Statten gehen, und die Geschlechter nicht so lange zusammen hängen. Diese Bastardrace ist, wie ich schon im Anfang erwähnte, noch gegenwärtig in Kuskowa vorhanden, und pflanzt sich daselbst mit allerlei Abänderungen fort. Pallas N. Nordische Beitr. V. p. 255. n. XI.

schlechtere Kinder hervor bringen? Im gegentheiligen Verhalten ist man sicher; denn man weiß durch tausend Mal wiederhohlte Erfahrungen, daß wenn man die entfernten statt der nahen vereiniget, es sey bei den Thieren oder Menschen, die Art dadurch veredelt werde, und daß diese Weise allein sie schon erhalten und sogar vollkommener machen könne.

Wir wollen jetzt diese Begebenheiten, diese Erfahrungen und die Anzeigen anderer beglaubigten Begebenheiten zusammen vereinigen, und mit denen anfangen, welche von unseren Vorfahren auf uns gekommen sind. Aristoteles sagt ausdrücklich, daß der Maulesel mit der Stute ein Thier erzeuge, welches von den Griechen Hinnus oder Ginnus genannt werde. Er sagt ebenfalls, daß die Mauleselin leicht empfangen könne, aber daß dieselbe nur selten ihre Frucht vollkommen erhalte h). Von diesen beiden Begebenheiten, welche wichtig sind, ist die zweite in der That viel seltener, als die erste, und alle beide tragen sich nur in heißen Himmelsgegenden zu. Der Herr von Bory von der

h) Arist. hist. animal. lib. VI. cap. 24.

der Königl. Akademie der Wissenschaften und vormaliger Statthalter der amerikanischen Inseln, hat die Güte gehabt, mir über diesen Gegenstand eine sich neulich zugetragene Begebenheit mitzutheilen, und zwar in seinem Briefe vom 7. Mai 1770, von welchem folgendes ein Auszug ist:

„Sie werden sich vielleicht erinnern, daß der Herr d'Alembert im letzten Jahre 1769 einen Brief in der Akademie der Wissenschaften vorlas, in welchem man ihm berichtete, daß eine Mauleselin ein junges Maulthier in einer Niederlassung auf der Insel Domingo geworfen habe. Es ward mir aufgetragen zu schreiben, um diese Begebenheit gewisser zu machen, und ich habe die Ehre, Ihnen die Berichtigung, die ich darüber erhalten habe, zu schicken. Derjenige, der mir geschrieben hat, ist eine glaubwürdige Person. Er sagt, gesehen zu haben, daß die Maulthiere ohne Unterschied Mauleselinnen und Pferde belegten, so wie auch Mauleselinnen belegt von Maulthieren und von Hengsten."

Dieser Beglaubigungsschein ist eine gerichtliche Ausfertigung, welche von vielen Zeugen unterschrieben und gehörig kontrollirt und rechtmäßig gemacht ist. In dem We-

sentlichen enthält derselbe, daß am vierzehnten Mai 1769 der Herr von Nort, Ritter vom St. Ludwigsorden u. s. w. ihm eine Mauleselin brachte, von der er sagte, daß sie krank wäre; sie hatte einen sehr dicken Bauch, und aus ihrem Wurf hing ein Eingeweide. Herr von Nort, welcher sie aufgeblähet hielt, schickte, um einen Neger aufzusuchen, welcher die kranken Thiere zu besorgen pflegte. Da dieser Neger in seiner Abwesenheit angekommen, hat er die Mauleselin niedergeworfen, um ihr ein Getränk einzugeben; gleich nach dem Niederwerfen warf sie ein junges gut gebildetes Maulthierchen, an welchem das Haar lang und sehr schwarz war; dieses Thierchen lebte eine Stunde, aber da beide, sowohl die Mauleselin, als dieses Thierchen, durch den gewaltsamen Fall beschädiget waren, starben sie alle beide, das junge Maulthierchen zuerst, nämlich fast bei der Geburt, und die Mauleselin zehn Stunden darauf. Man hat darauf das Maulthierchen abgezogen, und die Haut an den Doktor Mathi geschickt, welcher dieselbe in der Sammlung der Königl. Gesellschaft zu London niedergelegt hat.

Andere Augenzeugen und besonders der Wundarzt Herr Cazavant setzen hinzu, daß

das

das Maulthierchen vollzeitig und gut gebildet zu seyn schien; daß es in Rücksicht des Haars, des Kopfes und der Ohren mehr von dem Esel, als von den gewöhnlichen Maulthieren zu besitzen schien; daß die Mauleselin aufgetriebene und mit Milch angefüllte Zitzen hatte; daß, so bald man die Füße des kleinen Maulthieres hervor kommen sahe, der Neger, ein unwissender Pferdearzt, dieselben so grob anzog, indem er mit Gewalt das junge Thier angriff, und dadurch einen Vorfall der Gebärmutter, so wie Zerreißungen veranlaßte, welche den Tod sowohl der Mutter als des Jungen nach sich zogen. Diese Begebenheiten, welche mir hinlänglich beglaubiget zu seyn scheinen, zeigen, daß in wärmern Klimaten die Mauleselin nicht allein empfangen, sondern auch die Frucht vollkommen ausbilden und bis zur Geburtszeit austragen könne. Man hat mir aus Spanien und Italien geschrieben, daß man davon manche Beispiele habe; aber keine von diesen Begebenheiten, welche mir berichtet sind, ist so sehr bescheiniget, als die eben angeführte; es fehlt nur noch zu wissen, ob diese Mauleselin von Domingo nicht vielmehr von einem Esel als von einem Maulesel befruchtet sey; die größere Aehnlichkeit des jungen Maulthieres mit dem Esel als mit

mit dem Maulesel scheint solches anzuzeigen; das hitzige Temperament des Esels macht ihn bei der Wahl der Weibchen sehr wenig bedenklich, sondern bewegt ihn beinahe gleich stark die Eselin, die Stute und die Maulеselin aufzusuchen.

Es ist also gewiß, daß der Maulesel belegen kann, und daß die Mauleselin werfen könne: sie haben, wie andere Thiere, schickliche Werkzeuge und die nothwendige Flüssigkeit zu der Erzeugung. Es sind bloß diese Thiere von gemischter Art viel weniger fruchtbar und stets träger als die von reiner Art; überdieß haben sie nie Junge in den kalten Himmelsgegenden gezeugt, und nur selten in den heißen Ländern, und noch viel seltener in den gemäßigten; es kann also noch ihre Unfruchtbarkeit, wenn sie gleich nicht allgemein ist, doch als ausgemacht angenommen werden, weil ihre Zeugung so selten ist, daß man kaum eine gewisse Anzahl ihrer Beispiele anführen kann. Aber erstlich hat man Unrecht zu versichern, daß der Maulesel und die Mauleselin nichts erzeugen könnten, und endlich hat man noch mehr Unrecht, wenn man behauptet, daß alle andere Thiere von vermischter Art, wie die Maulthiere, nicht im Stande wären zu erzeugen. Die

Bege=

Begebenheiten, die wir vorher von den Bastarden, welche von dem Bocke und dem Schafe, von dem Hunde und der Wölfin, und besonders von den Bastarden der Kanarienvögel mit andern Vögeln angeführt haben, beweisen, daß diese Bastarde ganz und gar nicht unfruchtbar, und daß sogar einige beinahe so fruchtbar sind, als ihr Vater und ihre Mutter.

Ein großer Mangel oder vielmehr ein sehr häufiger Fehler in der Reihe menschlicher Kenntnisse ist es, daß ein kleiner besonderer und oft nur in dem Namen steckender Irrthum, welcher nur einen geringen Platz einnehmen sollte, bis man ihn ausrottet, sich über die ganze Kette von Dingen erstreckt, welche damit verglichen werden können, und darauf ein Irrthum in der Sache, ein großer Irrthum wird und ein allgemeines Vorurtheil erzeugt, welches schwerer auszurotten ist, als die einzelne Meinung, welche dabei zum Grunde liegt. Ein Wort, ein Name, welcher, wie das Wort Maulthier, nichts hätte bedeuten, und auch nichts anders vorstellen sollte, als die Idee von einem Thiere, welches von einem Esel und der Stute erzeuget ist, ist unschicklich auf ein Thier angewandt worden, welches

ches von dem Hengste und der Eselin kommt, und endlich noch viel unschicklicher auf alle vierfüßige Thiere und auf alle Vögel von vermischter Art. Und wie bei der ersten Annahme dieses Wort Maulthier, die Idee der gewöhnlichen Unfruchtbarkeit des Thiers, welches von dem Esel und der Stute kommt, in sich schloß; so hat man ohne weitere Prüfung dieselbe Idee der Unfruchtbarkeit auf alle andere Wesen, welchen man den Namen Maulthiere gegeben hatte, übergetragen: ich sage auf alle Wesen; denn außer den vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen, hat man auch Maulthiere oder Bastarde unter den Pflanzen gemacht, welchen man ohne Anstand, wie allen andern Bastarden, den allgemeinen Fehler der Unfruchtbarkeit beigelegt; da doch in der That keines dieser Bastardwesen durchaus unfruchtbar ist, und da von allen das eigentliche Maulthier, nämlich das Thier welches allein diesen Namen führen sollte, auch das einzige ist, dessen Unfruchtbarkeit, obgleich nicht ganz allgemein, doch so gewiß ist, daß man es weniger fruchtbar als alle andere ansehen muß, das ist, als ein unfruchtbares Thier in der Ordnung der Natur in Verhältniß gegen Thiere von reiner Art, und sogar gegen andere Thiere von gemischter Art.

Alle Maulthiere, sagt das Vorurtheil, sind fehlerhafte Thiere, welche nicht zeugen können; kein einziges Thier, wenn es auch von zwei Arten entstanden ist, ist nicht nothwendig unfruchtbar, sagt die Erfahrung und die Vernunft; alle im Gegentheil können erzeugen, und der Unterschied bestehet nur in mehr und weniger. Man muß nur bemerken, daß es bei reinen Arten, wie auch bei gemischten, große Verschiedenheiten der Fruchtbarkeit gebe. Von den ersten vermehren sich einige, wie die Fische, die Insekten u. a. alle Jahre tausendfältig, hundertfältig; andere, wie die Vögel und kleinen vierfüßigen Thiere zwanzigfältig und dutzendweise; andere endlich; wie der Mensch und alle großen Thiere, zeugen nur einfach in einem Jahre. Die Anzahl der Jungen verhält sich gleichsam in dem umgekehrten Verhältnisse zur Größe der Thiere. Das Pferd und der Esel zeugen nur ein Junges in einem Jahre; und in derselben Zeit zeugen die Mäuse, die Feldmäuse, die Meerschweinchen dreißig bis vierzig. Die Fruchtbarkeit dieser kleinen Thiere ist also dreißig bis vierzig Mal größer, und wenn man eine Leiter der verschiedenen Stufen der Fruchtbarkeit entwerfen will, so werden die kleinen genannten Thiere auf der obersten stehen, anstatt daß das Pferd und der Esel

sich

sich beinahe auf den untersten Stufen der Fruchtbarkeit befinden; denn es gibt kaum andere als den Elephanten, welche noch weniger fruchtbar wären.

Unter den gemischten Arten, das ist, unter deu Thieren, welche wie das Maulthier, von zwei verschiedenen Arten entspringen, gibt es, wie bey den ungemischten Arten, verschiedene Stufen der Fruchtbarkeit, oder vielmehr der Unfruchtbarkeit; denn die Thiere, welche aus zwei Arten von zweierlei Natur kommen, sind überhaupt weniger fruchtbar, weil sie weniger Gleichheit unter einander besitzen als die reinen Arten, und diese Unfruchtbarkeit ist um so größer, als die natürliche Fruchtbarkeit der Aeltern geringer ist. Wenn daher zwei an sich wenig fruchtbare Arten, wie das Pferd und der Esel, dahin gelangen sich zu begatten, so muß ihre erste Unfruchtbarkeit, anstatt in dem Bastard abzunehmen, sich vielmehr noch vermehren; das Maulthier wird nicht allein unfruchtbarer als sein Vater und seine Mutter seyn, sondern vielleicht das unfruchtbarste von allen Bastardthieren, weil alle andere gemischte Arten, von welchen man hat Junge ziehen können, wie nämlich der Bock und das Schaf, der Hund und die Wölfin, der

Distelfink und das Kanarienweibchen u. s. w. viel fruchtbarer sind als die Art des Esels und des Pferdes. Auf diese besondere und ursprüngliche Ursache muß man die Unfruchtbarkeit der Maulthiere und Maulesel schieben. Dieses letztere Thier ist noch unfruchtbarer als das erste, wegen einer zweiten noch besonderen Ursache. Das Maulthier, welches von dem Esel und der Pferdestute kommt, hat von seinem Vater das hitzige Temperament und folglich die Zeugungskraft in einem sehr hohen Grade, da der Maulesel, welcher von dem Hengste und der Eselin kommt, wie sein Vater nicht so stark in der Liebe und nicht so fertig zur Begattung ist; da ohnedieß die Stute nicht so hitzig als die Eselin ist, so ist sie auch fruchtbarer, weil sie leichter und sicherer empfängt und an sich hält. Alles trägt also dazu bei, das Maulthier weniger unfruchtbar zu machen als den Maulesel; denn das hitzige Temperament in dem männlichen Geschlechte, welches so nothwendig zur guten Erzeugung ist, und vorzüglich zur zahlreichen Vermehrung, schadet im Gegentheil bei dem weiblichen, und verhindert dasselbe beinahe stets an sich zu halten und befruchtet zu werden.

Diese Sache ist überhaupt richtig, sowohl

wohl bei Thieren als bei den Menschen: die kältesten Weiber erzeugen mit den hitzigsten Männern eine große Menge Kinder; es ist im Gegentheile selten, daß eine Frau Kinder bekomme, wenn sie zu empfindlich in der physischen Liebe ist. Die Handlung, durch welche man zur Erzeugung gelanget, ist da nur eine Blume ohne Frucht, eine Lust ohne Wirkung. Aber auch bei den meisten Weibern, welche bloß leidend sind, verhält es sich wie mit dem Feigenbaum, dessen Saft kalt ist, und dessen Frucht ohne Blume kommt; denn die Wirkung der Begattung ist um so sicherer, je weniger sie bei dem Weibchen durch Zuckungen des Vergnügens beunruhiget wird. Diese sind bei einigen Weibchen so merklich und sogar zur Empfängniß nachtheilig, wie bei der Eselin, daß man genöthigt wird ihr Wasser auf das Kreuz zu gießen, oder sie sogar stark zu schlagen, um sie zu beruhigen; ohne diese unangenehme Hülfsmittel würden sie nicht Mütter werden, oder wenigstens nur spät dazu gelangen, bis daß in einem spätern Alter die große Hitze des Temperaments erloschen oder nur noch zum Theile übrig wäre. Man ist bisweilen genöthigt, eben dieses Mittel anzuwenden, um die Stute empfänglich zu machen.

Aber

Aber die Hunde und Katzen, wird man sagen, welche noch viel hitziger in der Liebe als die Stute und Eselin zu seyn scheinen, ermangeln dennoch niemals zu empfangen; diese Unfruchtbarkeit der sehr hitzigen Weibchen in der Liebe, welche ihr behauptet, ist also wohl nicht allgemein und leidet große Ausnahmen. Ich antworte, daß das Beispiel der Hündinnen und Katzen, statt eine Ausnahme in der Regel zu machen, dieselbe vielmehr bestätige; denn in welchem Uibermaß man auch die inneren Zuckungen der Werkzeuge bei der Hündin annehmen will, so haben sie doch alle Zeit sich zu legen, während der langen Dauer der Zeit, welche zwischen der Ausführung und dem Abtritte des Männchens vergeht, welches sich so lange nicht trennen kann, als das Aufschwellen und der Reiz der Theile dauert. Eben so verhält es sich auch mit der Katze, welche von allen Weibchen das hitzigste zu seyn scheinet, weil sie ihre Männchen mit einem jämmerlichen Liebesgeschrei, welches das dringendste Bedürfniß anzeigt, zusammen ruft. Aber hier ist eine andere Bildung des Männchens als bei dem Hunde Schuld daran, daß dieses hitzige Weibchen nie zu empfangen ermangelt; desselben sehr lebhaftes Vergnügen in der Begattung ist nothwendig mit einem

fast

fast eben so lebhaften Schmerz gemischt. Die Eichel des Katers ist mit größern und spitzigern Stacheln besetzt als die Zunge, welche, wie bekannt, bis zur Beschädigung der Haut rauh ist; es kann daher dessen Eintritt nicht anders als sehr schmerzhaft für das Weibchen seyn, welches sich darüber beklagt, und solches durch ein noch durchdringenderes Geschrei, als das erste war, offenbar anzeigt; der Schmerz ist so lebhaft, daß die Katze in diesem Augenblicke alle ihre Kraft anwendet zu entwischen, und der Kater ist, um sie zurück zu halten, genöthigt, sie auf dem Halse mit seinen Zähnen zu fassen, und so selbst das durch Liebe herbei geführte Weibchen zu zwingen und sich zu unterwerfen.

Bei den gewarteten und gut genährten Hausthieren ist die Vermehrung viel größer als bei den wilden Thieren. Man sieht zum Beispiele Katzen und Hunde, welche in unsern Wohnungen mehrere Male in einem Jahre jungen, anstatt daß die Katzen und Hunde, welche der bloßen Natur überlassen sind, nur ein einziges Mal in jedem Jahre zeugen. Man sieht solches noch besser an den Hausvögeln. Gibt es wohl bei einer einzigen Art freier Vögel eine solche Fruchtbarkeit, als bei einer gut gefütterten und von

dem

dem Hahne gut bedienten Henne? Und welcher Unterschied findet nicht bei der menschlichen Art Statt, zwischen der elenden Fortpflanzung der Wilden und der unermeßlichen Bevölkerung der gesitteten und gut regierten Nationen? Wir handeln hier aber nur von der natürlichen Fruchtbarkeit der Thiere in dem Stande ihrer völligen Freiheit. Man wird mit einem Uiberblick in folgender Tabelle davon die Vergleichung sehen, aus welcher man einige nützliche Folgen für die Naturgeschichte ziehen kann.

(Hier folgt die nebenstehende Tabelle.)

Dieses ist die Ordnung, in welcher uns die Natur die verschiedenen Grade der Fruchtbarkeit bei den vierfüßigen Thieren zeiget. Man sieht, daß diese Fruchtbarkeit desto kleiner ist, je größer das Thier ist. Uiberhaupt zeigt sich diese umgekehrte Stufenfolge der Fruchtbarkeit in Verhältniß der Größe bei allen übrigen Ordnungen der lebenden Natur; die kleinen Vögel zeugen in viel größerer Anzahl als die großen; eben so ist es mit den Fischen und vielleicht auch mit den Insekten beschaffen. Da wir hier aber nur die vierfüßigen Thiere betrachten, so sieht man in der Tabelle, daß kaum ein anderes

als

als das Schwein eine auffallende Ausnahme von der Regel mache; denn es sollte, der Größe des Leibes nach, sich unter den Thieren befinden, welche nur zwei bis drei Junge ein Mal im Jahre zeugeten, anstatt daß es wirklich eben so fruchtbar ist als die kleinen Thiere.

Diese Tabelle enthält alles, was uns von der Fruchtbarkeit der Thiere reiner Art bekannt ist. Aber die Fruchtbarkeit der Thiere von gemischter Art fordert besondere Betrachtungen; diese Fruchtbarkeit ist, wie gesagt, stets kleiner als bei den reinen Arten. Man wird davon deutlich die Ursache durch eine einfache Voraussetzung sehen. Wenn man zum Beispiele alle Männchen der Pferdeart und alle Weibchen der Esel unterdrückte, oder alle Männchen in der Eselart und alle Weibchen in der Pferdeart; so würden keine andere als von gemischten Arten gezeuget werden, welche wir Maulthiere und Maulesel genannt haben, und diese würden in geringerer Anzahl gezeuget werden, als die Pferde oder als die Esel, weil weniger Aehnlichkeit von Natur unter dem Pferde und der Eselin oder unter dem Esel und der Stute Statt findet als unter dem Esel und der Eselin oder dem Hengste und der Stute. In

der

der That ist es die Anzahl der Gleichheiten oder der Ungleichheiten, welche die Arten bildet oder trennet; und da diese des Esels stets von denen des Pferdes verschieden sind, so ist es offenbar, daß man durch Vermischung dieser beiden Arten, entweder durch das Männchen oder durch das Weibchen, die Anzahl der Uibereinstimmungen, welche die Arten bildet, vermindere. Es werden also die Männchen um so schwerer zeugen und die Weibchen um so schwerer empfangen, und um so seltener nach Maßgabe ihrer Mischung; und selbst diese gemischte Arten würden überhaupt nichts hervor bringen, wenn ihre Ungleichheiten etwas größer wären. Die Bastarde von jeder Art werden daher stets im Stande der Natur selten seyn; denn nur wegen Mangel des natürlichen Weibchens wird ein Thier, von welcher Art es auch sey, ein anderes für ihn weniger schickliches Weibchen aufsuchen, für welches es auch weniger schicklich ist, als dessen natürliches Männchen. Und wenn auch diese beiden Thiere von verschiedener Art sich ohne Widerstand näherten, und sich mit einiger Begierde zur Zeit des Bedürfnisses und der Liebe vereinigten, so würde doch ihre Frucht nicht so gewiß, noch so zahlreich als bei reinen Arten seyn, wo

wo die viel größere Anzahl der Uibereinstimmungen die Verhältnisse der physischen Liebe bildet, und alle Empfindungen dabei vermehret. Aber diese Frucht wird um so weniger zahlreich bei gemischten Arten seyn, als die Fruchtbarkeit bei den beiden reinen Arten, von denen die Vermischung geschieht, an sich geringer ist; und die letzte Frucht dieser gemischten Thiere, welche von gemischten Arten entstanden ist, wird noch viel seltener als die erste seyn, weil das gemischte Thier so zu sagen von der Ungleichheit der Natur erbet, die sich zwischen dem Vater und der Mutter findet, und da es selbst von keiner Art ist, auch mit keiner eine vollkommene natürliche Uibereinstimmung hat. Ich bin zum Beispiele überzeugt, daß der Maulesel vergeblich seine weibliche Mauleselin belegen würde, und daß aus dieser Begattung nichts erzeuget werden würde: erstlich der allgemeinen eben angeführten Ursache wegen, dann wegen der besondern Ursache der geringen Fruchtbarkeit beider Arten, von denen dieses gemischte Thier kommt, und endlich aus einem noch besondern Grunde, den Ursachen, welche oft die Eselin verhindern, von ihrem eigenen Männchen zu empfangen, und um so mehr von einem Männchen anderer Art. Ich glaube daher nicht, daß diese kleinen

Maul-

Maulesel, von einem Pferde und der Eselin, unter sich erzeugen können, noch daß sie jemals eine Belegung hervor gebracht haben, weil sie mir alle Ungleichheiten zu vereinigen scheinen, welche die Unfruchtbarkeit herbei führen müssen. Aber ich will nicht eben so entscheidend über die Nichtigkeit der Frucht von einem Maulthiere mit einem männlichen Maulthiere sprechen, weil von den eben genannten drei Ursachen der Unfruchtbarkeit die letzte hier nicht ihre ganze Wirksamkeit hat; denn da die Stute leichter empfängt als die Eselin, und der Esel heftiger und hitziger ist als der Hengst, so ist nach Verhältniß ihr Vermögen zur Fruchtbarkeit größer, und ihre Frucht nicht so selten als die von einer Eselin und dem Pferde; folglich wird das Maulthier weniger unfruchtbar seyn als der Maulesel. Nichts desto weniger zweifle ich sehr, daß das männliche Maulthier jemals mit dem weiblichen Maulthiere gezeuget habe, und ich vermuthe selbst nach den Beispielen der Maulthiere welche geworfen haben, daß dieselben ihre Befruchtung vielmehr einem Esel als einem Maulthiere zu verdanken haben; denn man muß das männliche Maulthier nicht als das natürliche Männchen des weiblichen Maulthiers ansehen, obgleich beide einerlei Namen führen,

 oder

oder vielmehr nur als das männliche von dem weiblichen verschieden sind.

Um mich besser verständlich zu machen, wollen wir einen Augenblick eine Ordnung der Verwandtschaft in den Arten festsetzen, wie wir eine Ordnung der Verwandtschaft in den Familien zugeben. Der Hengst und die Stute werden Bruder und Schwester der Art und Verwandte im ersten Grade seyn; eben so ist es mit dem Esel und der Eselin: wenn man aber den Esel der Stute gibt, so wird diese ungefähr wie die Cousine der Art, und diese Verwandtschaft schon in dem zweiten Grade seyn; das Maulthierchen, welches daraus entstehen wird, hat zur Hälfte Theil von der Art des Vaters und von der Mutter, und wird nur in dem dritten Grade der Verwandtschaft der Art mit einer oder der anderen stehen. Dann wird das männliche und weibliche Maulthier, obgleich sie von einerlei Vater und Mutter entstanden sind, anstatt Bruder und Schwester der Art zu seyn, nun Verwandte in dem vierten Grade ausmachen; und folglich werden sie schwerer mit einander erzeugen, als der Esel und die Stute, welche Verwandte der Art in dem zweiten Grade sind. Und aus demselben Grunde wird das männliche und weib-

liche Maulthier nicht so leicht mit einander erzeugen als mit der Stute oder mit dem Esel, weil diese Verwandtschaft der Art nur in dem dritten Grade, die ihrige unter einander aber in dem vierten Grade ist; die Unfruchtbarkeit, welche sich hier in dem zweiten Grade zu zeigen beginnet, muß merklicher in dem dritten und so groß in dem vierten Grade seyn, daß sie vielleicht vollkommen da ist.

Uiberhaupt ist die Verwandtschaft der Art eines von den Geheimnissen der Natur, welche der Mensch nur mit Hülfe wiederhohlter, langer und schwieriger Erfahrungen prüfen kann. Wie wird man anders, als durch die Erfahrungen von tausendfachen Verbindungen der Thiere von verschiedener Art und tausendfachen Versuchen, ihren Grad der Verwandtschaft kennen lernen können? Ist der Esel näher mit dem Pferde als mit dem Zebra verwandt? Ist der Wolf dem Hunde näher verwandt als der Fuchs oder der Schakal? In welchen Abstand von dem Menschen werden wir die großen Affen setzen, welche ihm in der Bildung des Leibes so vollkommen ähnlich sind? Waren alle Arten der Thiere sonst dieselben, die sie jetzt sind? Hat sich ihre Anzahl nicht vermehrt oder

vielmehr

vielmehr vermindert? Sind die schwachen Arten durch die stärkeren zerstöret, oder durch die Tyrannei des Menschen, dessen Anzahl tausend Mal größer als die von einer andern mächtigen Thierart geworden ist? Welche Aehnlichkeiten können wir zwischen diese Verwandtschaft der Art und eine andere bekanntere Verwandtschaft der verschiedenen Racen einer Art festsetzen? Entstehen überhaupt die Racen nicht, wie die gemischten Arten, aus einer Ungleichheit einzelner Thiere einer reinen Art, welche den ersten Stamm der Race gebildet haben. Es gibt vielleicht in der Hundeart eine so seltene Race, daß sie schwerer zu erzeugen ist, als die gemischte Art, welche von einem Esel und der Stute entsteht. Wie viel andere Fragen wären noch über diese Materie zu thun, und wie wenige werden wir davon beantworten können! Wie viele Begebenheiten werden erfordert, um darüber zu entscheiden oder nur zu muthmaßen! Wie viele Erfahrungen sind zu versuchen, um diese Dinge zu entdecken, sie kennen zu lernen, oder ihnen selbst durch gegründete Vermuthungen zuvor zu kommen! Demnach muß der Philosoph, statt muthlos zu werden, der Natur vielmehr Beifall geben, selbst dann wenn sie geizig oder zu geheimnißvoll zu seyn scheint, und sich darüber glücklich schätzen,

zen, daß, in dem Maße er einen Theil ihres Schleiers aufdeckt, sie ihm eine Menge anderer Gegenstände, die ganz seiner Untersuchungen würdig sind, durchschauen läßt. Denn dasjenige, was wir schon kennen, läßt uns über dasjenige urtheilen, was wir noch kennen lernen können. Der menschliche Geist hat keine Grenzen; er erstreckt sich in dem Maße, als das Universum sich entwickelt; der Mensch kann also und muß alles versuchen, er bedarf nichts als Zeit, um alles zu wissen; er könnte selbst, wenn er seine Beobachtungen vermehrt, alle Erscheinungen, alle Begebenheiten der Natur mit solcher Richtigkeit und solcher Gewißheit sehen und vorher sehen, als wenn er sie unmittelbar aus den Ursachen herleitete; und welches Entzücken kann verzeihlicher und sogar edler seyn, als den Menschen fähig zu halten, alle Kräfte zu kennen und alle Geheimnisse der Natur durch seine Bemühung zu entdecken! Diese Bemühungen bestehen vorzüglich in angestellten Beobachtungen über verschiedene Gegenstände, welche man erforschen will, und in gründlichen Erfahrungen, deren Erfolg uns neue Wahrheiten lehrt; zum Beispiele ist die Verbindung von Thieren verschiedener Art, wodurch man allein ihre Verwandtschaft kennen lernen kann, noch nicht genug ver-

sucht.

sucht. Die Thatsachen, welche wir in Ansehung dieser freiwilligen oder gezwungenen Verbindung haben sammeln können, schränken sich auf so wenige Dinge ein, daß wir nicht im Stande sind darüber etwas zu entscheiden, ob es wirklich Jumarts gebe *).

Man hat diesen Namen Jumart erstlich Maulthieren oder Bastarden gegeben, von denen man sagt, daß sie von einem Stiere und der Stute entstånden; aber man hat auch die wirkliche oder angebliche Frucht von einem Esel und der Kuh Jumart genannt. Doktor Shaw sagt: Es gibt in den Provinzen Tunis und Algier eine Art von Maulthieren, Kumrah genannt, welche von einem Esel und einer Kuh entspringen; es ist ein zwar kleines Lastthier, aber sehr nützlich. Die er sahe, hatten nur einen Huf am Fuße wie der Esel, aber sie waren in aller Betrachtung davon sehr unterschieden, da sie glänzendes Haar und einen Schwanz und Kopf wie eine Kuh hatten, ausgenommen daß derselbe keine Hörner besaß h).

Da wären also schon zweierlei Jumarts: der

*) Man sehe Band XVIII. S. 336. u. B. I. S. 306. Maulochsen.

h) Shaw Voy. en Afrique Tom. I. p. 308.

der erste, welcher, wie man sagt, von dem Stiere und der Stute, und der zweite, welcher von dem Esel und der Kuh entstehen soll; und es ist noch die Frage von einem dritten Jumart, welcher von dem Stiere und der Eselin kommen soll: er ist in Merolle Reise auf der Insel Korsika genannt.

„Es gab daselbst ein Thier, welches die Bagage trug, welches von dem Stiere und der Eselin entsprungen, und um sich dasselbe zu verschaffen, bedeckt man die Eselin mit einer frischen Kuhhaut, um den Stier dadurch zu betriegen i).“

Aber ich zweifle gleich stark an dem wirklichen Daseyn dieser dreierlei Jumarts, ohne sie doch durchaus zu läugnen. Ich will vielmehr selbst einige besondere Thatsachen anführen, welche die Wirklichkeit einer wechselseitigen Liebe und einer wirklichen Verbindung zwischen Thieren von sehr verschiedener Art beweisen, aber aus welchen dennoch nichts entstanden ist. Nichts scheint dem liebenswürdigen Charakter des Hundes entfernter zu seyn, als der grobe viehische Naturtrieb

i) Voyage de Merolle en Congo en 1682.

trieb des Schweines, und die Gestalt des Leibes dieser beiden Thiere ist eben so verschieden als ihr Naturell, und doch habe ich zwei Beispiele einer starken Liebe unter einem Hunde und einer Sau. In dem Sommer dieses Jahrs 1774 schien ein spanischer Hund, von dem größten Wuchse, Nachbar von dem Stalle einer hitzigen Sau, dieselbe sehr in Gunst zu nehmen; man schloß sie mehrere Tage zusammen ein, und alle Dienstbothen im Hause waren Zeugen der wechselseitigen Brunst dieser beiden Thiere; der Hund machte selbst ungemeine und sehr wiederhohlte Anstrengungen, um sich mit der Sau zu verbinden; aber die Unschicklichkeit der Zeugungstheile verhinderte ihre Vereinigung k). Dieselbe Sache hat sich mehrere Jahre zuvor an einem benachbarten Orte zugetragen l), so daß die Sache den meisten Zeugen nicht neu war. Es bekommen also Thiere, wenn sie gleich von sehr verschiedener Art sind, bisweilen Zuneigung zu einander, und können folglich unter gewissen Um-

ständen

k) Dieses hat sich zu Froslois in Bourgogne auf dem Gute des Herrn Feville zugetragen.

l) Zu Billy bei Chanceau.

stånden sich unter einander durch starke Liebe einnehmen; denn es ist gewiß, daß die einzige Sache, welche in diesen beiden Beispielen die Vereinigung des Hundes mit der Sau verhindert hat, nur von der Bildung der Theile kam, welche nicht zusammen kommen konnten; aber es ist nicht eben so gewiß, daß, wenn er eingedrungen und selbst die Verbindung vollendet wåre, die Frucht darauf gefolget wåre. Es ist geschehen, daß mehrere Thiere von verschiedenen Arten sich freiwillig und ohne Zwang verbunden haben; diese freiwilligen Vereinigungen håtten fruchtbar seyn můssen, weil sie voraus setzen, daß die grôßten Hindernisse gehoben seyn, der natůrliche Widerwille ůberwunden und ziemliche Uibereinstimmung zwischen den Zeugungstheilen da gewesen sey. Dennoch brachten diese Verbindungen keine Frucht, obgleich sie freiwillig waren und dieselbe zu versprechen schienen; ich kann davon ein neues Beispiel anführen, und welches sich, so zu sagen, unter meinen Augen zugetragen hat. In dem 1767sten und den folgenden Jahren hatte auf meinem Gute von Buffon der Můller eine Stute und einen Bullen, welche in einem Stalle standen, und zu einander eine so große Zuneigung bekommen hatten, daß die ganze Zeit, in welcher die Stute hitzig

war,

war, der Bulle nicht unterließ sie des Tages drei bis vier Mal zu belegen, so bald er in Freiheit war. Diese vielmals mehrere Jahre durch wiederhohlte Verbindungen gaben dem Herrn dieser Thiere große Hoffnungen davon Früchte zu sehen. Aber dennoch ist niemals daraus etwas geworden; alle Einwohner des Orts waren Zeugen der thätlichen und oft in mehreren Jahre wiederhohlten Verbindungen dieser beiden Thiere m), und zugleich von der Nichtigkeit einer Frucht. Diese ganz gewisse Begebenheit kann also beweisen, daß wenigstens in unserer Himmelsgegend der Stier nicht mit der Stute zeuge, und deßfalls zweifle ich mit vielem Rechte an

m) Ich war von dieser angeführten Begebenheit noch nicht unterrichtet, als ich zehn Jahr früher in dem achten Bande auf der 245. Seite (B. XVIII. S. 337.) schrieb, daß die Zeugungstheile des Stiers und der Stute sehr verschieden in ihren Verhältnissen und Ausmessungen wären; ich vermuthete nicht, daß diese Thiere sich mit Erfolg oder sogar nur mit Lust verbinden könnten; aber es ist gewiß, daß sie sich mit Vergnügen begatteten, obgleich aus ihrer Vereinigung niemals etwas entstanden ist.

an diese erste Art von Jumarten. Ich habe nicht eben so gewisse Thatsachen der zweiten Art von Jumarten entgegen zu setzen, von denen Dr. Shaw spricht, und welche, wie er sagt, von dem Esel und der Kuh kommen. Ja ich gestehe sogar, daß, obgleich die Anzahl der natürlichen Ungleichheiten in diesen beiden Fällen beinahe gleich zu seyn scheinet, doch das ausdrückliche Zeugniß eines so gelehrten Reisenden, als Doktor Shaw war, dem Daseyn dieser zweiten Jumarten mehr Wahrscheinlichkeit gebe, als die erste Art habe. In Ansehung der dritten Jumarts, welche von dem Stiere und der Eselin kommen sollen, bin ich ungeachtet des Zeugnisses von Merolle ganz überzeugt, daß es eben so wenig als der Jumart von einem Stiere und der Stute wirklich sey. Es gibt noch mehr Ungleichheit, mehr natürlichen Abstand zwischen dem Stier und der Eselin als zwischen ihm und der Stute, und der Fall, welchen ich von der Unfruchtbarkeit der Stute mit dem Stiere angeführt habe, ist leicht angewandt, und setzt mit mehrerem Grunde den Mangel an Frucht aus der Verbindung des Stiers mit der Eselin voraus.

II. Anhang*)

zu dem Abschnitte von dem Pferde**).

Junges wildes Pferd. S. Gmelin Ruff. Reise Tom. I. Tab. 9. Schreb. Säugth. Tab. 309.

Wir haben die Weise, wie die Araber die Pferde behandeln, und die besondere Sorgfalt, welche man bei ihrer Erziehung anwendet, angegeben. Dieses trockne und heiße Land,

*) Buffon Supplem. Quadr. Tom. VIII. p. 61. ed. in 12.

**) Buffon Quadruped. ed. in 12. Tom. I. p. 9. Buff. vierf. Th. I. S. 17—255. Taf. I. —VII.

Equus Caballus. Gmelin Linn. Syst. Nat. Tom. I. p. 209. n. 1.

Zimmermann geogr. Zool. I. p. 178. II. p. 79. n. 1.

Schreber Säugth. V. tab. 310. Donndorf Zool. Beitr. I. p. 707. n. 1.

D.

Junges wildes Pferd. Equus Caballus T. CDXLIV

Buff. Th. XI. B.

Land, welches das erste Vaterland und die schicklichste Himmelsgegend für diese schöne Thierart zu seyn scheinet, erlaubt oder fordert viele Gebräuche, welche man anderswo nicht mit demselben Erfolg anwenden kann. Es wäre nicht möglich in Frankreich und den nördlichen Ländern die Pferde so aufzuziehen und zu füttern, als man es in den warmen Himmelsgegenden thut; aber die Völker, welchen an diesen nützlichen Thieren gelegen ist, werden gern wissen wollen, wie man sie in minder glücklichen Himmelsstrichen als Arabien ist, behandelt, und wie sich dieselben betragen und selbst zu regieren wissen, wenn sie unabhängig von dem Menschen leben.

Man füttert die Pferde verschieden, nach den verschiedenen Ländern und nach dem verschiedenen Gebrauche, dazu man sie bestimmet. Diejenigen von der arabischen Race, aus welchen man in Arabien und der Barbarei Läufer zur Jagd zu machen wünscht, bekommen nur selten Gras und Körner zu fressen. Man füttert sie gewöhnlich nur mit Datteln und Kameelsmilch, welche man ihnen des Morgens und Abends gibt; diese Nahrung, welche sie eher mager als fett macht, macht sie zugleich sehr stark und leicht

zum

zum Laufe. Sie saugen sogar die Zitzen der Kameele, welchen sie folgen, sie mögen so groß seyn als sie wollen a), und nur in dem Alter von sechs bis sieben Jahren fängt man an sie zu reiten.

In Persien hält man die Pferde auf dem Felde Tag und Nacht in der Luft, aber doch gut gegen das Ungewitter, besonders zur Winterszeit, bedeckt, nicht allein mit Leinwand, sondern noch mit einer andern dicken, dichten Decke von Haar darüber, welche sie warm hält, und gegen Thau und Regen schützt.

Man bereitet einen gehörig großen und geräumigen Platz, nach der Anzahl der Pferde auf einem trocknen und ebenen Boden, den man kehret und sehr sauber zurecht machet; man macht sie darin an einander zur Seite fest, an einen hinreichend langen Strick, der alle aufnehmen kann, gut gespannet und an beiden Enden stark an zwei eisernen in der Erde befestigten Nägeln gebunden ist; man läßt ihnen doch die Halfter, an welche sie gebunden sind, so weit nach, als es nöthig ist, um sich frei und nach ihrem Gefallen

a) Voyage de Marmol. Tom. I. p. 50.

fallen bewegen zu können. Aber um sie zu hindern, Gewalt zu gebrauchen, befestiget man ihnen beide Hinterbeine an einem ziemlich langen Strick, welcher sich in zwei Enden theilet, mit eisernen Ringen an den Enden, durch welche man einen in der Erde befestigten Nagel vor dem Pferde steckt; doch so, daß sie dadurch nicht so eng eingeschränkt, daß sie sich nicht legen, aufstehen und nach Gefallen stehen könnten, sondern bloß zu hindern, daß sie keinen Unfug machen können; und wenn man sie in Ställe bringet, befestiget und hält man sie auf dieselbe Weise. Diese Gewohnheit ist so alt bei den Persern, daß sie dieselbe nach Xenophons Bericht schon zur Zeit des Cyrus hatten. Sie behaupten mit ziemlichem Grunde, daß diese Thiere darnach sanftmüthiger, williger und weniger zänkisch würden; dieses ist nützlich im Kriege, wo unruhige Pferde oft die benachbarten beunruhigen, wenn sie in Geschwadern dicht geschlossen sind. Zum Lager gibt man ihnen in Persien nichts als Sand und ganz trockne, staubige Erde, auf welcher sie so gut ruhen und schlafen als auf Stroh b). In andern Ländern, wie in Arabien

b) Voyage della Valle. Rouen 1745. in 12. Tom. V. p. 281—302.

bien und dem mogolischen Gebiete, läßt man ihren Mist trocknen, macht ihn zu Pulver, und macht ihnen davon ein sehr weiches Lager c). In allen diesen Ländern läßt man sie niemals von der Erde und nicht einmal aus der Raufe fressen; sondern man thut Gerste und geschnittenes Stroh in einen Sack, welchen man ihnen an den Kopf fest macht; denn man hat da keinen Hafer, und macht kaum Heu in dieser Himmelsgegend; man gibt ihnen bloß Gras oder grüne Gerste des Frühjahres, und überhaupt trägt man große Sorge, ihnen nur die nöthigste Menge von Futter zu reichen; denn wenn man sie zu reichlich füttert, laufen ihre Beine an, und alsdann sind sie nicht mehr zum Dienste geschickt. Diese Pferde, welchen man keinen Zaum anlegt, und ohne Steigriemen besteigt, lassen sich sehr leicht führen; sie tragen den Kopf sehr hoch vermittelst eines einfachen kleinen Zügels, und laufen sehr schnell und mit sehr sicherem Schritte auf dem übelsten Boden. Um sie zum Gehen zu bringen, braucht man weder die Ruthe und sehr selten den Sporn; wenn sich einer desselben bedienen will, so hat er nur einen kleinen Stachel an dem Absatz des Stiefels genähet.

Die

c) Voy. de Thevenot Tom. III. p. 129.

Die Peitschen, deren man sich gewöhnlich bedient, sind nur aus kleinen Streifen von Pergament zusammen geknüpft und gewunden; einige kleine Schläge mit dieser Peitsche sind hinreichend, sie in den Gang zu bringen, und in der stärksten Bewegung zu erhalten.

Die Pferde sind in einer so großen Anzahl in Persien, daß, obgleich sie sehr gut, sie doch nicht sehr theuer sind. Es gibt da wenige von starkem und großem Wuchse; aber sie haben alle mehr Stärke und Muth, als Ansehen und Schönheit. Um mit dem wenigsten Ermüden zu reisen, bedient man sich derjenigen Pferde, welche einen Paß gehen, und welche man vorher zu diesem Gange gewöhnt hat, indem man ihnen durch einen Strick den Vorderfuß an den Hinterfuß derselben Seite bindet. In der Jugend spaltet man ihnen die Nasenlöcher, in der Meinung, daß sie dann leichter athmen. Sie sind so gute Läufer, daß sie sehr bequem sieben bis acht Meilen ohne anzuhalten zurück legen d).

Aber Arabien, die Barbarei und Persien sind nicht die einzigen Länder, wo man schöne

d) Voyage della Valle. Rouen 1745 in 12. Tom. V. pag. 281.

ne und gute Pferde findet; selbst in den kältesten Ländern, wenn sie nicht naß sind, halten sich diese Thier besser, als in den sehr heißen Himmelsgegenden. Jeder kennt die Schönheit der dänischen und Güte der schwedischen, der pohlnischen und anderer Pferde.

In Island, wo die Kälte übermäßig ist, und wo man sie oft nur mit trockenen Fischen ernähret, sind sie sehr stark, obgleich nur klein e); es gibt daselbst sogar so kleine, daß sie nicht anders als für Kinder zu gebrauchen sind f). Uibrigens sind sie so gemein auf dieser Insel, daß die Schäfer ihre Herden zu Pferde hüten; ihre Anzahl fällt nicht zur Last, weil sie nichts zu ernähren kosten. Man führt diejenigen, welche man nicht nöthig hat, ins Gebirge, woselbst man sie kürzere oder längere Zeit läßt, nachdem man sie zuvor gezeichnet hat; und wenn man sie wieder haben will, so jagt man sie, um sie in einen Haufen zu versammeln, und spannet Stricke aus, um sie damit zu fangen, weil sie wild geworden sind. Wenn einige Stuten

e) Recueil des voyages du Nord. Rouen 1716. Tom. I. pag. 18.

f) Description de l'Islande, etc. par Jean Anderson, pag. 79.

Stuten Füllen in diesen Gebirgen werfen, so zeichnen die Eigenthümer sie, so wie die andern, und lassen sie drei Jahre da gehen. Diese Bergpferde werden gewöhnlich schöner, muthiger und stärker als alle diejenigen, welche in den Ställen aufgezogen sind g).

Die norwegischen sind kaum größer, aber bei ihrem kleinen Wuchse wohl gebildet; sie sind meisten Theils gelblich, mit einem schwarzen Strich längs dem ganzen Rücken; einige sind kastanienbraun, auch gibt es eisengraue unter ihnen. Diese Pferde sind äußerst sicher auf den Füßen; sie gehen vorsichtig auf den jähen Fußsteigen der Gebirge, und gleiten mit unter den Bauch gezogenen Hinterbeinen, wenn sie einen steilen und ebenen Boden hinab gehen. Sie vertheidigen sich gegen die Bären; und wenn der Hengst dieses gefräßige Thier bemerkt, und sich bei den Füllen und Stuten befindet, so läßt er diese hinter sich und geht auf den Feind los, schlägt diesen mit den Vorderfüßen, und gewöhnlich kommt dieser unter seinen Schlägen um. Aber wenn das Pferd sich mit den Hinterfüßen vertheidigen will,

g) Histoire générale des voyages, Tome XVIII. pag. 79.

will, so ist es ohne Hülfe verloren; denn der Bär springet ihm gleich auf den Rücken, und hält es so fest, daß er es endlich tödtet und auffrißt h).

Die nordländischen Pferde sind etwas mehr oder weniger als vier und einen halben Fuß hoch. Je weiter man nach Norden kommt, desto kleiner und schwächer werden die Pferde. Die aus dem westlichen Nordlande sind von besonderer Gestalt: sie haben einen starken Kopf, große Augen, kleine Ohren, sehr kurzen Hals, eine breite Brust, dünne Knie, etwas langen aber dicken Leib, kurze Lenden zwischen dem Schwanze und dem Bauche, den obern Theil des Beines lang, den untern kurz, den untersten ohne Haar, den Huf klein und hart, den Schwanz dick, das Haar dicht, die Füße klein, sicher und stets eisenfest; sie sind gutmüthig, selten stätig und eigensinnig, und sie beklettern alle Gebirge. Die Weiden sind so vorzüglich in Nordland, daß wenn man diese Pferde nach Stockholm führt, sie daselbst kaum ein Jahr leben,

h) Pontoppidan hist. nat. de Norwège. Journ. étrang. Juin 1756. B.
Pontoppidan Nat. Hist. v. Norwegen. II. p. 7. D.

ben, ohne abzugehen oder mager zu werden, und ihre Stärke zu verlieren. Hingegen bekommen die Pferde, welche man aus den nördlichsten Gegenden nach Norwegen bringt, obgleich sie in dem ersten Jahre kränkeln, doch bald ihre vorige Stärke i).

Das Uibermaß von Hitze und Kälte scheinet der Größe dieser Thiere gleich hinderlich zu seyn. In Japan sind die Pferde überhaupt klein, doch finden sich darunter welche von ziemlichem Wuchse, und diese sind wahrscheinlich diejenigen, welche aus den gebirgigen Ländern kommen, und es verhält sich beinahe eben so in China.

Man versichert doch, daß die von Tonkin von schönem und starkem Wuchse sind, daß man sie leicht handhaben kann, und daß sie so gutmüthig sind, daß man sie leicht abrichten, und zu jedem Gange geschickt machen könne k).

Gewiß ist es, daß die Pferde, welche aus trocknen

i) Histoire générale des voyages tome XIX. page 561.

k) Histoire de Tonquin, par le P. de Rhöder Jésuite page 51.

trocknen und heißen Ländern entspringen, ausarten, und in den zu nassen Himmelsgegenden und Ländern, sie mögen auch noch so warm seyn, nicht leben können; anstatt sie in allen gebirgigen Ländern, von der arabischen Himmelsgegend an, bis in Dänemark und die Tartarei*) auf unserm festen Lande, und in dem neuen Welttheile von Neuspanien bis in die magellanischen Länder sehr gut sind; es ist also weder die Hitze noch die Kälte, sondern bloß die Nässe, welche ihnen nachtheilig ist.

Man weiß, daß die Pferdeart in diesem neuen Welttheile, da man ihn entdeckte, nicht war; und man kann sich mit Recht über ihre schnelle und außerordentliche Vermehrung wundern; denn in weniger als zwei hundert Jahren hat sich die kleine Anzahl von Pferden, welche man von Europa dahin gebracht hat, daselbst, und vorzüglich in Chili, so stark vermehret, daß sie daselbst sehr wohlfeil sind. Frezier sagt, daß diese außerordentliche Vermehrung um so vielmehr zu bewundern sey, da

*) Pferde können doch unterhalb Beresof nirgend mehr gehalten werden. Pallas Reis. durch Rußl. III. p. 23. D.

da die Indier so viele Pferde essen, und sie zum Dienst und Arbeit so wenig schonen, daß eine große Anzahl derselben aus übermäßiger Anstrengung stirbt l). Die Pferde, welche die Europäer in dem östlichen Theile unsers Welttheiles nach den philippinischen Inseln gebracht haben, haben sich da auch außerordentlich vermehrt m).

In der Ukraine n) und bei den Kosaken am Don leben die Pferde herum schweifend im Felde. In dem großen Landstriche zwischen dem Don und dem Dnieper, einer sehr schlecht

l) Voyage de Frezier dans la mer du Sud, etc. pag. 67. in 4. 1732.

m) Voyage de Gemelli Caréri tome V. page 162.

n) In der Ukraine gibt es Pferde, welche truppweise zu fünf bis sechs hundert gehen. Zum Dienste sind sie nicht geschickt, aber zum essen; ihr Fleisch sieht gut aus, und ist zarter als Kuhfleisch, und das Volk ißt es mit Pfeffer. Die alten Pferde, welche nicht abgerichtet werden können, werden zur Schlachtbank fett gemacht, oder man verkauft sie bei den Tartaren zu dem Preise des Ochsen und des Hammels. Description de l'Ukraine par Beauplan.

schlecht bevölkerten Gegend, sind die Pferde in Herden von drei, vier bis fünf hundert stets ohne Schutz, selbst zu der Jahreszeit, wo die Erde mit Schnee bedeckt ist; sie kehren mit den Vorderfüßen diesen Schnee ab, um das Gras zu suchen und zu fressen, welches derselbe bedeckt. Zweien bis dreien Menschen liegt die Sorge ob, diese Pferdeherden zu führen, oder vielmehr zu hüten; denn man läßt sie auf dem Felde herum schweifen, und nur zu den kältesten Winterszeiten sucht man sie auf, um sie einige Tage in die Dörfer zu bringen, welche in diesem Lande sehr weit aus einander liegen *). Man hat bei diesen,

*) Herr Pallas sagt: „An Vieh waren die obischen Bauern sonst ungemein reich, und zogen, wie noch im Kosnezischen, besonders viel Pferde, die von einer sehr guten, dauerhaften und arbeitsamen Art sind. Allein seit einigen Jahren hat die am Irtisch gewöhnliche Pferdeseuche sich auch hier zu äußern angefangen; und vor fünf Jahren hat auch die Rindviehseuche eine große Verwüstung angerichtet. Es ist hier die Gewohnheit starke Pferdeherden ganz frei und ohne eine Aufsicht in die Wälder laufen zu lassen. Man sieht dergleichen hin und wieder, mit einem Hengst zum Anführer, herum schweifen, und sie verlaufen

diesen, so zu sagen, sich selbst überlassenen Herden einige Beobachtungen gemacht, welche zu beweisen scheinen, daß die Menschen nicht

fen sich dennoch nicht leicht von ihren Dörfern. In der zwischen dem Ob und Irtisch weit ausgebreiteten und unbewohnten barabinischen Steppe gibt es auch wilde Pferde, die hier nur Ditschin genannt werden. Sie laufen Herden- oder Tabunenweise, und die Hengste werden, wenn sie, ihrer Gewohnheit nach, gegen die auf der Jagd liegenden Bauern gleichsam wie zum Kundschaften anlaufen, nicht selten geschossen. Sie sollen meisten Theils braunfahl und isabellfarbig von Haar seyn. Pall. Reis. II. p. 641.

Herr Pallas sagt: „Die Baschkiren, welche östlich vom Ural und durch den größten Theil der isetskischen Provinz zerstreut wohnen, sind viel wohlhabender als diejenigen, unter welchen ich bisher gereiset bin. Die schönen kräuterreichen Steppen, die sich von hier über die südliche Strecke der isetskischen Provinz verbreiten, geben ihnen zur Pferdezucht so vortreffliche Gelegenheit, daß es gar keine Seltenheit ist, Besitzer von einigen hundert Pferden zu finden, ja es gibt hier sogar solche, welche deren zwei bis vier tausend Stück zum

nicht die einzigen sind, welche in Gesellschaften leben, und welche einmüthig einem unter sich Gehorsam leisten. Eine jede von die-

sen

zum Eigenthum haben. Es werden in allen diesen Gegenden die besten und größten Pferde der ganzen Baschkirei gezogen; so wie auch die mittlere Kirgisenhorde, welche eine Steppe, die der isetkischen vollkommen ähnlich ist, besitzet, weit größere und bessere Pferde als die in trockenen und schlechtern Gegenden wohnende kleine Horde, deren ich auf meiner Reise am niedern Jaik Erwähnung gethan habe, aufweisen kann. Die Baschkiren selbst kennen die guten Eigenschaften der Weide in den schönen Gefilden der isetkischen Provinz zur Genüge. Wenn sie im Junius, wegen der Mücken und Bremsen, welche in diesen Gegenden die Luft fast erfüllen, mit ihren Herden nach den kühlern Gründen des Gebirges ziehen, so werden die Pferde ganz augenscheinlich magerer und kraftloser, und kommen während ihres Aufenthalts daselbst ganz vom Fleische. Kaum aber erreichen sie wieder die Steppe, wohin sich die Baschkiren mit Ausgang des Julius zurück begeben, und im August nach und nach wieder bei ihren Winterdörfern einfinden, so nehmen diese Thiere an Muth und Volleibigkeit ungemein geschwinde wie-

der

sen Pferdeherden hat ein Oberhaupt, welches befiehlt, welches anführet, welches lenket und ordnet, wenn es zum Marsche geht, oder

der zu. Eine Menge der mildesten Grasarten und Schotengewächse, womit ihre neue Weide versehen ist, die vielen Salzpfützen und salzhafte Pflanzen, und die kräftigen Beifußarten (Artemisiae), welche die isetskische Provinz in unglaublicher Menge und Verschiedenheit hervor bringt, tragen dazu bei. Diese schöne Weide würde die baschkirischen Pferde noch ungleich mehr veredeln, wenn nicht zwei Umstände, welche in der Lebensart der Baschkiren ihren Grund haben, daran hinderlich wären. Erstlich, daß sie um der Stutenmilch willen, welche sie zu ihrem Lieblingsgetränk, dem berauschenden Kümüß, nöthig haben, diese erste und kräftige Nahrung den jungen Füllen größten Theils entziehen, und diese arme Thiere den ganzen Tag an ein Seil gebunden von den Mutterpferden abhalten und sich quälen lassen, wodurch nothwendig ihr Wachsthum erstickt werden muß. Zweitens, daß sie aus Liebe zum Müßiggange nicht einen hinlänglichen Heuvorrath auf den Winter bereiten, sondern ihre Pferde größten Theils von dem Kraute, welches sie unter dem Schnee hervor scharren, leben lassen; da denn zu Zeiten, wenn nach

oder wenn man anhalten muß; dieses Oberhaupt gibt auch die Ordnungen und nöthigen Bewegungen an, wenn der Haufe von Räubern

nach dem ersten Schneefall ein Thauwetter eingefallen, und die Felder durch dazu gekommene Fröste mit einer Eisrinde überzogen worden, oder wenn gleich im Anfange des Winters ein tiefer Schneefall erfolgt, die armen Thiere fast ohne Nahrung sind, und recht mitleidenswürdig mager werden; wie ich in dem dießjährigen Winter nochmals ein Beispiel hiervon gehabt habe. Bei diesen Umständen ist es fast ein Wunder, daß die Baschkiren noch so gutartige und tüchtige Pferde liefern. Pallas Reis. II. p. 74—76.

Der Reichthum und die Nahrung der Kalmucken sind ihre Herden, welche nicht wenige unter ihnen bei hunderten, ja bei tausenden zählen. Ein Mann, der für sich bestehen kann, ist unter ihnen schon der, welcher zehn Kühe mit einem Stier und acht Stuten mit einem Hengste besitzt. Ihr zahlreichstes Vieh sind Pferde, Rindvieh und Schafe. Kameele können wegen ihrer Zärtlichkeit und ihres langsamen Wuchses nicht so sehr vermehrt werden, und sind nur ein Eigenthum der Reichen und der Geistlichkeit. Ihre Pferde sind etwas kleiner

Räubern oder Wölfen angegriffen wird. Dieses Oberhaupt ist sehr wachsam und stets munter; es macht bisweilen einen Kreis um seinen

kleiner als die kirgisischen, haben nicht Kräfte genug zum ziehen und zu viel Wildheit; an Flüchtigkeit aber geben sie keiner Art von Pferden etwas nach, und halten unter dem Reiter gut aus: es schadet ihnen nicht ganze Stunden lang im Galopp zu rennen, und sie können sich im Nothfalle zwei Mal 24 Stunden ohne Wasser behelfen. Sie haben einen kleinen harten Huf, und können zu allen Zeiten unbeschlagen geritten werden. Dieses Vieh lebt bei ihnen völlig der Natur überlassen, in einer Gegend, wo sich auch wilde Pferde ohne menschliche Vorsorge erhalten. Es gibt noch jetzt unter den wolgischen Kalmucken solche, welche drey bis vier tausend Pferde besitzen, und unter der torgotischen Horde waren dergleichen Herden keine Seltenheit. Den größten Theil der Hengstfüllen pflegen sie zu Wallachen zu machen, bei welcher Operation den Füllen zugleich die Nasenlöcher aufgeschlitzt werden, um ihnen mehr Luft zum Laufen zu geben. Die Hengste sind von den Stuten zu keiner Jahreszeit abgesondert, damit es nie an säugenden Stuten und Milch gebreche. Man pflegt einen Hengst auf 10 höchstens

seinen Trupp, und wenn eines von seinen Pferden aus der Ordnung kommt oder zurück bleibt, läuft es auf selbes zu und schlägt

es,

höchstens 17 Stuten zu rechnen. Sie sind die Führer der Herde, und schweifen mit derselben oft weit in den Steppen herum, und vertheidigen dieselbe auch wider die Wölfe aufs herzhafteste. Junge Pferde wissen sie zum Reiten ohne Zaum zu zähmen: sie haschen das Füllen, wenn es noch nicht zweijährig ist, mit der an einer langen Ruthenstange befestigten Schlinge, womit sie auch sonst die Reitpferde, welche frei in der Herde gehen, einzufangen pflegen. Es wird nicht gleich gesattelt, sondern um den Leib mit einem starken Gurte geschnürt, an dem sich der Reiter festhalten kann. Will es nicht aufsitzen lassen, so legt man ihm Schlingen um die Füße, wirft es zu Boden, und läßt den Bereiter seinen Platz einnehmen, darauf man dem Pferde die Füße wieder losbindet, und es auf der freien Steppe so lange rasen läßt, bis es müde wird. Der Reiter hält sich unterdessen nur fest, und wenn das Pferd langsamer zu laufen anfängt, peitscht er es an, bis es fast alle Kräfte verliert. Alsdann wird es gesattelt, gezäumt und noch einige Zeit gemächlich geritten, und also ganz zahm gemacht. Allgem.

Geschich-

es, und läßt es seinen Platz wieder einnehmen. Diese Thiere, ohne beritten und von dem Menschen geführt zu seyn, gehen beinahe

Geschichte der neuesten Entdeckungen III. pag. 213.

Bei den Kirgisen ist die Viehzucht der Hauptgegenstand ihrer Beschäftigungen: Jagd und Fischerey sind Nebengeschäfte; vom Ackerbau aber, der ohnehin in dem größten Theile ihrer dürren, salzigen Steppen undankbar seyn würde, wissen sie gar nichts. Ihre Herden (Tabunen) enthalten, Pferde, Kameele, Rindvieh, Schafe und Ziegen, und ein gemeiner guter Hirtenmann hat nicht leicht unter 30 bis 50 Pferde, halb so viel Stücke Rindvieh, etwa 100 Schafe, ein Paar Kameele und 20 bis 50 Ziegen. Es soll, vorzüglich in der Mittelhorde, Männer geben, deren Tabunen bis 10000 Pferde, bis 300 Kameele, 3 bis 4000 Stück Hornvieh, an 20000 Schafe und über 1000 Ziegen enthalten. Männer mit 5000 Pferden und im Verhältniß anderes Vieh gibt es auch in der kleinen Horde.

Ihre Pferde lassen sich schwer an das Ziehen gewöhnen, und würden bei Haber verhun-

nahe wie unsere Reiterei in Ordnung. Obgleich sie in völliger Freiheit sind, laufen sie in Linien und truppweise, und bilden verschiedene Gesellschaften, ohne sich zu trennen, noch zu vermischen. Auch behauptet dieses Oberhaupt diesen Posten, der noch mühsamer als wichtig ist, vier bis fünf Jahre; und wenn es anfängt weniger stark und thätig zu werden, kommt ein anderes Pferd aus der Herde, welches ehrgeizig ist zu befehlen, und sich dazu stark genug fühlt, greift das alte Oberhaupt an, welches seine Herrschaft behauptet, wenn es nicht überwunden wird; welches aber mit Scham in den großen Haufen zurück kehrt, wenn es geschlagen ist, und das siegreiche Pferd setzt sich an die Spitze aller übrigen, und läßt sich von denenselben gehorchen o).

In

verhungern, wenn man ihnen auf ein Mal kein anderes Futter gäbe; daher man sie nur nach und nach daran gewöhnen muß. Allgem. Gesch. d. Entdeck. v. Reisend. III. pag. 322.

o) Auszug aus einem Aufsatz, welchen der Herr Sanchez, Oberarzt der Russischen Armee, dem Hrn. von Buffon mitgetheilt hat. Man vergleiche folgende Stelle aus Gmelins Reisen. D.

In Finnland trennen sich die Pferde von ihren Herren im Monathe Mai, wenn der Schnee geschmolzen ist, und gehen von da in gewisse Gegenden des Waldes, wo es scheint, daß sie sich einen Sammelplatz bestimmt haben. Da bilden sie verschiedene Haufen, welche sich niemals mit einander vermischen, noch sich von einander trennen. Eine jede Schar nimmt eine verschiedene Gegend des Waldes zu seiner Weide ein; sie halten sich daselbst in einem gewissen Striche auf, und nehmen nichts auf den Gegenden der andern Haufen vor. Wenn ihnen die Weide fehlt, gehen sie von dort, um sich auf andern Weiden mit eben der Ordnung fest zu setzen. Die Polizei ihrer Gesellschaft ist so gut geordnet, und ihre Märsche sind so einförmig, daß ihre Herren stets wissen, wo sie dieselben finden sollen, wenn sie derselben bedürfen; und wenn diese Thiere ihren Dienst gethan haben, kehren sie von selbst zu ihrer Gesellschaft in den Wald zurück. Im Monathe September, wenn die Jahrszeit rauh wird, verlassen sie die Wälder, kommen truppweise zurück, und gehen ein jedes nach seinem Stalle.

Diese Pferde sind klein, aber gut, lebhaft, ohne Fehler. Obgleich sie überhaupt

 ziemlich

ziemlich gelehrig sind, so gibt es doch einige unter ihnen, welche sich wehren, wenn man sie greift, oder wenn man sie anspannen will. Sie halten sich zum Bewundern, und sind fett, wenn sie von dem Walde zurück kommen; aber die beinahe anhaltende Bewegung, welche man sie des Winters machen läßt, und das wenige Futter, welches man ihnen gibt, macht, daß sie bald das gute Aussehen verlieren. Sie wälzen sich auf dem Schnee, wie andere Pferde auf dem Grase, und halten sich des Nachts eben so gut auf dem Hofe, als im Stalle auf, selbst dann wenn es auch stark friert p).

Die Pferde, welche scharenweise und oft sehr entfernt von der Aufsicht des Menschen leben, machen den Uibergang von den zahmen zu den wilden Pferden. Von diesen letzten findet man auf der Insel St. Helena, welche, nachdem sie dahin gebracht sind, daselbst so wild und so scheu geworden sind, daß sie sich ehe von der Höhe der Klippen ins Meer werfen, als sich greifen lassen würden

p) Journal d'un voyage au Nord, par M. Outhier, en 1736 et 1737. Amsterdam 1796.

den q)*). In der Gegend von Nippes findet man welche, die nicht größer als Esel sind,

q) Mémoires pour servir à l'histoire des Indes orientales, pag. 199.

*) In den letzten Supplementen theilt der Verfasser manche durch Gmelin und Pallas bekannt gewordenen Nachrichten von den wilden und andern Pferden mit. Er sagt: „Auf das, was ich nach einigen Reisebeschreibern angeführt habe, daß es auf der Insel Helena wilde Pferde gebe, hat mir Herr Forster geschrieben, daß er alle Ursache habe daran zu zweifeln." „Ich bin," sagt er, „diese ganze Insel von einem Ende bis zu dem andern durchlaufen, ohne daselbst wilde Pferde anzutreffen, und man hat mich sogar versichert, man habe nie davon reden gehöret; und in Ansehung der zahmen und auf der Insel gebornen Pferde bin ich berichtet, daß man daselbst nur eine kleine Anzahl für Leute von einem gewissen Range aufziehe; und man läßt selbst, anstatt sie auf der Insel zu ziehen, die meisten, welche man bedarf, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung kommen, woselbst sie in großer Anzahl sind, und woselbst man sie zu ziemlich mäßigem Preise kauft. Die Einwohner der Insel behaupten, daß wenn man sie in etwas großer

sind, aber Rinder stärker und wohlgebildeter; sie sind lebhaft, nicht zu ermüden, und viel

großer Anzahl aufziehen würde, dieses der Weide für die Ochsen und Kühe nachtheilig seyn würde, deren Vermehrung die indische Kompagnie aufzumuntern sucht; und da von diesen schon zwei tausend und sechs hundert da sind, und man die Anzahl bis auf drei tausend wünscht, so ist es nicht wahrscheinlich, daß man daselbst werde wilde Pferde leben lassen; um so mehr, da die Insel nur drei Meilen im Durchmesser beträgt, würde man sie wenigstens kennen, wenn sie da wären. Es gibt daselbst noch eine kleine Anzahl von wilden Ziegen, welche sich täglich vermindern; denn die Soldaten der Besatzung tödten sie, sobald sie sich auf dem Saum oder den Felsenbänken, welche das Thal, darin sich die Schanze James befindet, umgeben, sehen lassen; mit mehrerem Grunde würden sie ebenfalls die wilden Pferde tödten, wenn es da welche gäbe.

In Ansehung der wilden Pferde, welche sich in dem ganzen Strich mitten in Asien von der Wolga an, bis an das japanische Meer aufhalten, so scheinen dieselben, sagt Herr Forster, Nachkömmlinge von gemeinen Pferden, welche wild geworden

viel stärker, als man erwarten sollte. Auf St. Domingo sieht man keine von der Größe der

Kutschpfer-

worden sind, zu seyn. Die Tartaren, Bewohner von allen diesen Ländern, sind die Erzväter, welche von den Früchten ihrer Herden leben, welche vorzüglich in Pferden bestehen, obgleich sie auch Ochsen, Dromedare und Schafe besitzen. Es gibt Kalmucken oder Kirgisen, welche Herden von tausend Pferden, welche stets in den Steppen sind, um ihre Nahrung da zu suchen, besitzen. Es ist unmöglich diese Herden so sorgfältig zu hüten, daß sich nicht von Zeit zu Zeit einige Pferde verlieren sollten, welche wild werden, und welche selbst in diesem Zustande der Wildheit sich zusammen scharen. Man kann davon ein neueres Beispiel anführen: In dem Feldzuge des Zars Peter des Ersten gegen Azof, hatte man die Pferde der Armee auf die Weide geschickt, aber man konnte sie nie alle wieder bekommen; diese Pferde wurden mit der Zeit wild, und sie nehmen jetzt die Steppe zwischen dem Don, der Ukraine und der Krimm ein. Der tartarische Name, welchen man diesen Pferden in Rußland und Sibirien gibt, ist Tarpan. Es gibt von diesen Tarpanen in den Ländern Asiens, welche sich von dem funfzigsten bis zu dem dreißigsten Grade erstrecken.

Kutschpferde, aber sie sind von mittlerem und gutem Wuchse; man fängt viele mit Fall-stricken

strecken. Die tartarischen Nationen, die Mongolen und Mantschus, wie auch die Jaik-Kosaken tödten sie auf der Jagd, um ihr Fleisch zu essen. Man hat beobachtet, daß diese wilden Pferde in Gesellschaft von funfzehn bis zwanzig gehen und selten in zahlreicheren Herden. Man trifft nur selten ein Pferd allein; aber diese sind gewöhnlich junge männliche Pferde, welche der Anführer der Herde zwinget seine Gesellschaft zu verlassen, wenn sie zu dem Alter gekommen sind, darin sie ihm verdächtig werden können. Das junge verjagte Pferd sucht einige junge Stuten der benachbarten wilden oder zahmen Herden zu finden, zu trennen und mit sich wegzuführen, und so wird es das Oberhaupt einer neuen wilden Herde. Alle diese Herden von Tarpans leben gewöhnlich in Steppen, welche an Bächen liegen und reichlich Gras haben; des Winters suchen sie ihre Weide auf den Höhen der Berge, von welchen der Wind den Schnee genommen hat. Sie haben einen sehr feinen Geruch, und wittern einen Menschen über eine halbe Meile. Man jagt und fängt sie mit Stricken, womit man sie umgibt und sie darin verwickelt. Sie besitzen eine außeror-

stricken und Schlingen. Die meisten von diesen so gefangenen Pferden sind scheu r).

Man

ßerordentliche Stärke, und können, wenn sie zu einem gewissen Alter gekommen sind, nicht gebändigt werden, und selbst die Füllen werden nur einiger Maßen zahm; denn sie verlieren nicht gänzlich ihre Wildheit, und behalten immer ein widerspenstiges Naturell.

Diese wilden Pferde sind wie die zahmen von sehr verschiedenen Farben; man hat bloß bemerkt, daß das braune, das isabelle und das mäusegraue Haar das gemeinste sey: es gibt unter ihnen kein scheckiges Pferd, und die schwarzen sind auch sehr selten. Alle sind von kleinem Wuchse, aber ihr Kopf ist nach Verhältniß größer als an den zahmen Pferden; ihr Haar ist sehr dicht, niemals glatt und bisweilen sogar lang und wellenförmig: sie haben auch längere Ohren, welche spitzer und bisweilen an den Seiten niedergeschlagen sind. Die Stirn ist gebogen und die Schnauze mit langen Haaren besetzt, die Mähne ist auch sehr dicht, und geht über den Wiederriß. Sie haben sehr hohe Beine, und ihr Schwanz geht nie über die Beugung der Hinterbeine. Ihre Augen sind lebhaft und voller Feuer." Buffon Suppl. Quadr. ed. in 12. Tom. X. p. 56—61.

Man findet sie auch in Virginien, welche, obgleich sie von zahmen Pferden abstammen, in den Wäldern doch so wild geworden sind, daß man ihnen schwerlich ankommen kann, und sie gehören zu denjenigen, welche man fangen muß; sie sind gewöhnlich so widerspenstig, daß es schwer hält, sie zu bändigen s). In der Tartarei, vorzüglich in der Gegend zwischen Urgens und dem kaspischen Meere, bedient man sich, um die wilden, dort häufigen Pferde zu jagen, zu dieser Jagd abgerichteter Raubvögel; man gewöhnt sie das Thier beim Kopfe und dem Halse zu fassen, da dieses ermüdet wird, ohne sich von dem Vogel losmachen zu können t). Die wilden Pferde der tartarischen Länder Mongoux und Kakas sind von den gezähmten nicht verschieden; man findet sie in sehr großer Anzahl an der östlichen Küste, obgleich sie auch bisweilen in den Kakasländern erscheinen, welche an Harni grenzen*). Diese wilden Pferde

r) Nouveau voyage aux iles de l'Amérique tome V. page 192. Paris 1722.

s) Histoire de la Virginie. Orleans pag. 406.

t) Histoire générale des voyages, tome VII. page 156.

*) Herr Pallas sagt: „Unter den bei Busuluzk wohnenden Kosaken sind viele Tartaren,

de sind so leicht, daß sie selbst den Pfeilen der geübtesten Jäger ausweichen. Sie gehen in zahlreichen Scharen, und wenn sie zah-
men

ren, welche in die bergige und unbewohnte Strecke der Steppe, aus welcher die Flüsse Busalud, Karalyk, Irgis und Tschagana entspringen, öfters auf die Jagd der wilden Pferde ausgehen, und selbige zur Speise schießen. Es sind aber die hiesigen Steppenpferde größten Theils von verlaufenen zahmen Pferden fortgepflanzt. Sie sind einem kleinen russischen Pferde vollkommen ähnlich, nur daß sie dickere Köpfe, spitzigere Ohren, eine kurze straubichte Mähne und kürzern Schweif haben. Die gemeinste Farbe derselben ist, nach dem Bericht der Kosaken, ein fahles Braun, und dergleichen Felle, welche einen gemengten Schweif und weißliche Glieder hatten, habe ich gesehen. Es soll dennoch aber auch dunkelbraune und Grauschimmel darunter geben; Schecken aber gar nicht und sehr selten schwarze. Sie gehen in Herden oder Tabunen von 5 bis 20 und darüber, die aus Stuten, Füllen und einem Hengst bestehen. Wenn die jungen Hengstfüllen heran wachsen, so treibt sie der alte Hengst von der Herde, und man sieht selbige in der Ferne einzeln folgen, bis sie stark genug sind, sich selbst einen Anhang
von

men Pferden begegnen, umgeben sie dieselben und zwingen sie zur Flucht u)*). Man findet

von jungen Stuten zu machen. Die wilden Pferde halten sich in dem quellreichen Steppengebirge Sommer und Winter auf.

Im Winter suchen sie auf denen Höhen, von welchen die Stürme den Schnee verwehen, ihren Unterhalt. Sie sollen unter dem Winde einen Menschen auf viele Werste spüren und entfliehen. Am leichtesten ist ihnen im Sommer, wenn sie von den Bremsen geplagt werden, mit gezogenen Büchsen beizukommen. Man soll auch die wilden Hengste zuweilen mit losgelässenen wohlgezähmten Stuten anlocken, und also zum Schuß bringen. Man hatte ein jung gefangenes Füllen in der Festung gehabt, welches man mit vieler Mühe zur Arbeit gewöhnt, endlich aber doch wegen seiner Wildheit hatte abschaffen müssen: es war zu meiner Zeit bei einem sumarischen Einwohner, und übertraf an Stärke die allerbesten Zuchtpferde. Pallas Reisen 1. Th. S. 210—211. D.

u) Ibidem tome VI. page 602.

*) Auf einigen kleinen benachbarten Inseln von Ceylon gibt es eine vortreffliche Race von arabischen Pferden, die ganz wild sind. Die

findet auch auf Kongo wilde Pferde in ziemlicher Anzahl x), man sieht bisweilen auch welche in der Gegend vom Vorgebirge der guten Hoffnung; aber man fängt sie nicht, weil man die Pferde, welche aus Persien dahin gebracht werden, vorzieht y).

Ich habe bei dem Abschnitte vom Pferde gesagt, daß das männliche Geschlecht mehr Einfluß auf die Erzeugung, als das Weibchen zu haben scheine, und gebe darauf einige Gründe an, welche diese Sache als eine allgemeine Wahrheit zweifelhaft machen könnten, und welche zu gleicher Zeit glaublich machen könnten, daß das Männchen und das Weibchen auf ihre Erzeugung gleichen Einfluß hätten. Seitdem bin ich aber jetzt durch eine Menge von Beobachtungen versichert, daß nicht bloß bei den Pferden, sondern

Die Einwohner von Ceylon machen keinen Gebrauch vom Pferde; sie bedienen sich zum Bau ihrer Ländereien bloß des wilden Ochsens. Lichtenberg Mag. III. 4. St. pag. 71.

x) Il genio vagante del Conte Aurelio Dega Auzi. in Parma tome II. pag. 475.

y) Description du Cap, par Kolbe tom. III. pag. 20.

dern selbst bei den Menschen und allen andern Thierarten das Männchen viel mehr Einfluß als das Weibchen auf die äußere Gestalt der Frucht habe, und daß das Männchen das Hauptmuster der Race in jeder Art sey.

Ich habe auch gesagt z), daß nach der gemeinen Ordnung der Natur nicht die Männchen, sondern die Weibchen es seyn, welche die Gleichförmigkeit der Art bilden; aber dieß hindert nicht, daß das Männchen nicht das wahre Muster einer jeden Art seyn sollte, und was ich von der Gleichförmigkeit gesagt habe, ist bloß von der größern Leichtigkeit zu verstehen, welche das Weibchen besitzt, beständig ihre Art hervor zu bringen, obgleich sie sich verschiedenen Männchen ergibt. Wir haben dieses mit großer Aufmerksamkeit von den Kanarienvögeln a) und in diesem Bande in dem Abschnitte von dem Maulthiere aus einander gesetzt; so daß, obgleich das Weibchen mehr als das Männchen

z) Histoire naturelle tom. VII. pag. 232. Buffon vierf. Th. B. XVIII. S. 323.

a) Histoire naturelle des Oiseaux tome IV. Buffon Vögel B. X. S. 311.

chen auf das besondere der Art Einfluß zu haben scheint, solches doch niemals zur Vervollkommnung derselben dient, sondern das Männchen allein im Stande ist, dieselbe rein zu erhalten und sie vollkommener zu machen.

V.

Samuel Gmelin gibt in dem ersten Bande seiner Reisen eine Beschreibung mit der Abbildung des wilden Pferdes, welche hier eingerückt zu werden verdient. Er sagt: „Vor einigen Jahren gab es hier in der Nachbarschaft von Woronesch wilde Pferde genug, sie wurden aber, weil sie so viel Schaden, von dem ich unten reden werde, anrichteten, immer weiter in die Steppen gejagt, und gar oft zerstreut. Man hatte aber doch Nachricht, daß sie sich in der Nähe der Stadt Bobrowsk aufhalten, und noch vor einigen Jahren wurden dem hiesigen Herrn Statthalter zwei zugeschickt. Die Begierde, diese Thiere kennen zu lernen, an welcher Daseyn die heutigen Naturforscher, wie z. E. der Herr von Buffon, zu zweifeln scheinen, und die Art zu erfahren, nach welcher man sich ihrer bemächtigt, forderten mich auf, eine Reise nach Bobrowsk zu thun, welche kleine Stadt hundert Werste von hier entlegen ist.

Wie

Wie ich daselbst ankam, und mich bei den Einwohnern nach dem Aufenthalt dieser wilden Pferde erkundigte, so bekam ich zur Antwort, daß man weder bei dem letzten Heuschlag, noch diesen Winter eine Spur derselben habe entdecken können; es wäre aber zu vermuthen, daß sie nach den Steppen weiter hin gewandert seyn. In vorigen Zeiten, und noch im vergangenen Winter, wären sie häufig da gewesen. Ich setzte also meine Reise fort, und wie ich in Selo Tschichonka 45 Werste von Bobrowsk ankam, so hörte ich mit Vergnügen, daß ich nur noch wenige Werste zu reisen hätte, um auf dieselben zu stoßen. Als ich mich zuvor mit einer hinlänglichen Anzahl in dieser Jagd geübten Bauern versehen hatte, so reisete ich weiter, und ich fand die Nachricht der Einwohner mit der Wahrheit übereinstimmend. Wir sahen, da wir kaum 6 Werste zurück gelegt hatten, in einer Entfernung von 2 Wersten sechs Pferde zusammen laufen; so bald sie uns aber erblickten, so ergriffen sie mit äußerster Geschwindigkeit die Flucht. Es würde hier unnöthig seyn, die vergebliche Mühe zu beschreiben, die wir denselben Tag anwandten, um eine Beute zu erhaschen, genug: wir bekamen nichts. Den andern Tag setzte ich mit einer größern Anzahl Bauern, um alle Possen

ken in der weitläuftigen Steppe, uud besonders auf der linken Seite des Don, und auf der rechten einen Wald besetzen zu können, die Jagd fort. Der Vormittag ging vergebens vorbei; des Nachmittags sahen wir viele beisammen, angeführt von einem Hengste, dem die übrigen folgten. Die Bauern sagten, so bald der Hengst erlegt seyn würde, so sollte es eine leichte Sache seyn, noch mehrere habhaft zu werden. Sie gaben sich daher alle Mühe, ihn in die Schlinge zu bekommen, und endlich fiel er auch Abends um 5 Uhr dem bei dem Walde befindlichen Posten in die Hände, welcher ihn mit einem Spieße tödtete. Den dritten Tag wurde eine jährige Fülle mit Stricken lebendig gefangen, zwei wilde Stuten wieder erlegt, mit einem russischen Pferde; und eines Bastards bemächtigte man sich wieder mit Stricken.

Dieses ist die Art, diese Pferde zu bekommen; ich will sie nun nach ihren natürlichen Kennzeichen kürzlich beschreiben, und bei der Erzählung ihrer Eigenschaften wird jenes noch deutlicher werden.

Die größten wilden Pferde sind kaum so groß, als die kleinsten russischen. Ihr Kopf ist

ist in Betracht der übrigen Theile ungemein dick. Ihre Ohren sind sehr spitzig, entweder in der Größe der zahmen Pferde, (so war es bei den Meinigen) oder lang, beinahe wie Eselsohren (dergleichen hat der Herr Statthalter bekommen); ihre Augen sind feurig. Ihre Mähne ist sehr kurz und kraus. Ihr Schweif ist mehr oder weniger haarig, doch immer etwas kürzer, als bei den zahmen Pferden. Sie sehen mausfarben aus, und dieses ist ein Kennzeichen, welches an allen wilden Pferden dieser Oerter bemerkt worden ist, da die Schriftsteller sonsten nur von weißen und aschgrauen gesprochen haben. Jedoch fällt der Bauch bei den Meinigen in die letzte Farbe, und die Füße sind unterhalb ihrer Mitte bis an die Klauen schwarz. Ihre Haare sind sehr lang, und so dicht, daß man mehr einen Pelz, als ein Pferdefell, anzufühlen glaubt. Sie laufen mit der äußersten Behendigkeit, und wenigstens zwei Mal mehr, als ein gutes, zahmes Pferd. Sie fürchten sich vor dem geringsten Geräusche, und rennen davon. Die Nachricht ist ganz richtig, daß sich eine Truppe einen Hengst als einen Heerführer wählt, der immer voraus geht, und dem die übrigen folgen. Daher kommt es, daß so bald dieser erlegt ist, so zerstreuen sich die übrigen, wissen

sen nicht wohin sie sollen, und werden auf diese Weise die Beute der Jäger, ungeachtet auch noch manche entrinnen können.

Sie halten sich gern bei den Heumagazinen der Bauern in den Steppen auf, ohne sich das geringste Lager auf der Erde zu machen. Sie lassen es sich auch bei denselben so belieben, daß zwei im Stande sind, eins in einer Nacht leer zu machen; woraus ihre Fettigkeit begreiflich ist, von welcher sie eine kugelrunde Gestalt bekommen. Das ist aber nicht der einzige Schaden, den sie anrichten. Der Hengst ist auf die russischen Stuten sehr erpicht, und wofern er einer habhaft werden kann, so wird er diese für ihn so erwünschte Gelegenheit nicht aus den Händen lassen, sondern sie gewiß mit sich fortschleppen; daher erwähnte ich auch eines russischen Pferdes, welches unter den wilden befindlich war. Es erhellet aber noch mehr aus folgendem. Der wilde Hengst erblickte ein Mal einen zahmen Hengst mit zahmen Stuten. Nur um die letztern war es ihm zu thun; weil aber der erste nicht damit zufrieden seyn wollte, so geriethen sie in einen heftigen Streit. Der zahme Hengst wehrte sich mit den Füßen; der wilde aber biß seinen Feind mit den Zähnen, und brachte es auch aller

Gegenvertheidigung ungeachtet so weit, daß er ihn zu Tode biß, und sodann seine verlangten Stuten mit sich nehmen konnte. Es ist daher kein Wunder, wenn die Bauern alle Mittel zu ihrer Vertheidigung und Verjagung anwenden. Wenn ein wilder Hengst eine zahme Stute bespringt, so kommt eine Zwischenart heraus, die etwas von zahmen und etwas von wilden Pferden hat. Die russische Stute, welche wir mit den wilden erlegt hatten, scheinet die Mutter des Bastards, den wir lebendig bekommen haben, gewesen zu seyn; denn erstlich war sie schon ziemlich alt und dabei noch überdieß schwarz; der Bastard aber hatte eine mausbraune mit der schwarzen gemischte Farbe. Sein Schweif war schon weit mehr haarig, doch noch nicht ganz. Der Kopf war dick, die Mähne kurz und kraus, der Leib der Gestalt nach mehr länglich; die Haare befanden sich wie bei den zahmen Pferden, so wohl der Länge als der Dichtigkeit nach. Es war eine Stute, der man aber ohne Gefahr nicht nahe beikommen konnte. Sie war trächtig; nachdem sie aber zwei Tage in der Gefangenschaft war, so brachte sie eine todte, unzeitige Frucht hervor, die ich deßhalb nicht untersuchen konnte, daher auch von ihren Eigenschaften zu schweigen ich genöthigt bin.

Leben=

Lebendig gefangene wilde Pferde, welches allezeit mit Stricken geschieht, sind schwer zahm zu machen, und zur Arbeit zu gewöhnen. Ich weiß nicht, ob ihre natürliche Unart oder die mangelnde Kenntniß gehöriger Mittel bei den Bauern daran Schuld sind. Ich rede auch nur von den wilden Pferden in dieser Gegend. Alle Nachrichten kamen darin überein, daß sie zum Reiten schlechterdings nicht zu gebrauchen wären, neben einem andern Pferde sehr schwer laufen, daß sie meistens das andere Jahr nach ihrer verlornen Freiheit sterben.

Dieses ist es, was ich von diesen Thieren selbst mit angesehen habe. Es ist doch wirklich artig zu wissen, es befinden sich noch in Europa wilde Pferde; und könnte man nicht, weil die wilden Pferde beinahe halb Pferde und halb Esel sind, auf den Gedanken kommen, sind nicht die letztern ausgeartete Pferde, durch die Zucht zu Esel geworden? Machen also zahme, wilde Pferde und Esel nicht eine einzige allgemeine Race aus? Von den beiden ersten ist gar kein Zweifel; denn sie begatten sich nicht nur, und die Bastarde sind fruchtbar. Was die letztern anbetrifft, so müßte man die Eigenschaften der Maulthiere genauer kennen. Aristoteles sagt

sagt doch schon, daß sie zu einer gewissen Zeit fruchtbar seyn. Man müßte Gelegenheit haben, einen wilden Hengst mit einer Eselin zuzulassen. Die Sache ist in der That merkwürdig, weil die beschriebenen Pferde in der That halbe Esel sind *) **) ***).

*) S. Gmelin Reise durch das russ. Reich Band I. p. 44—48. tab. 9.

**) Wenn sie gleich den Eseln ähnlicher, als manche zahme Pferde sind, so sind sie diesen doch noch ähnlicher, wie schon ihre leichte fruchtbare Begattung, wie auch die Fruchtbarkeit der daraus entsprungenen Mittelrace von Pferden, welche nicht Maulthiere sind, zeiget. D.

***) Die Pferde in den südlichen russischen Steppen leben oft im Schnee. Sie haben einen langen magern, von unten auf gekrümmten Hals, eine spitzigr Brust, und sind mager. Der Kosak sieht mehr auf ihre Stärke als Schönheit, und man hält die von Wölfen verwundeten und benarbten doppelt theuer, wegen ihres Muths. Ein gutes Pferd gilt am Don zehn bis zwanzig Dukaten. In der Ukraine sind sie besser, und haben eine breite Brust. Gegen Kuban haben sie einen kurzen, dicken Hals, Kreuz und Brust. Sie sind meist braun. Wilde Pferde gibt es nur an wenigen Orten

ten in den nogaischen Steppen zwischen dem Dnieper sind Don längs dem asowischen Meer. Sie und durch das Klima mausefahl mit schwarzem Strich über das Kreuz geworden. In dem südlicheu Rußland, in der Ukraine, gibt es große Gestüte, z. B. das von Rumanzowsche; noch größere in der Polnischen Ukraine. Sie kosten im Durchschnitte zehn Dukaten, und man bringt jährlich an vierthalb tausend nach Deutschland u. s. w. Friebe Russ. Handel I. p. 233.

D.

III. Der

III. Der Dschiggetai.

Equus Hemionus.

Pall. N. Nord. Beitr. II. Tab. 1.

Der Graf von Buffon gibt hier in seinem Anhange zu dem Abschnitte von dem Esel und Zebra im achten Bande einige Nachricht von dem Dschiggetai, welche hier, weil er sich in dem eilften Bande darauf bezieht, und um keinen Artikel von ihm auszulassen, angeführt werden muß. Wir werden aber die vorzügliche Beschreibung des Herrn Pallas darauf folgen lassen. Der Herr von Buffon sagt: Das fruchtbare Maulthier aus der Tartarei *), welches man Czigithai nennet, und dessen wir erwähnet haben, scheinet wohl ein Thier von derselben Art, oder mehr oder weniger angrenzend an die Art des Zebra zu seyn; denn es ist augenscheinlich nur durch die

*) Es ist kein Maulthier, sondern eine eigene Art. D.

Der Dschiggetei. Equus Hemionus T. CDXLV

Buff. Th. XI. B.

die Farbe des Haars davon verschieden *). Aber man weiß, daß der Unterschied in der Farbe des Haars oder des Gefieders von allen Unterschieden der schwächste ist, und von dem Einflusse des Klimas am meisten abhänget. Der Czigithai findet sich in dem südlichen Sibirien, in Thibet, in Daurien und der Tartarei. Gerbillon sagt, man finde diese Thiere in Mongoux und Kakas, sie wären verschieden von den zahmen Maulthieren, und man könne sie nicht zum Lasttragen gewöhnen c). Müller und Gmelin versichern, daß sie sich in großer Anzahl bei den Tungusen, woselbst man sie als anderes Wild jage, fänden; daß man sie in Sibirien nach Borsja zu in trocknen Jahren zahlreich sehe; und sie setzen hinzu, daß man sie in Ansehung der Gestalt, der Größe und Farbe mit einem hellbraunen Pferde vergleichen könne, außer dem Schwanz, welcher wie bei den Kühen beschaffen, und den Ohren, welche sehr lang sind.

*) Der Dschiggetai ist doch, wie wir unten sehen werden, in dem Baue selbst hinreichend von dem Zebra, dem wilden Pferde und dem Esel verschieden. O.

c) Hist. génér. des Voyages Tom. VI. p. 601.

sind. Wenn diese Reisenden, die den Czigithai beobachtet haben, ihn zugleich hätten mit dem Zebra vergleichen können, würden sie vielleicht zwischen denselben mehr Aehnlichkeit gefunden haben, als wir annehmen. Es sind in dem petersburgischen Kabinette ausgestopfte Felle von dem Czigithai und dem Zebra. So unterschieden auch diese beiden Felle nach der Farbe zu seyn scheinen, so könnten sie doch gleichfalls Thieren von einerlei Art oder wenigstens von sich sehr nahe kommenden Arten zukommen. Bloß die Zeit kann unsere Zweifel hierüber heben oder bestärken *); aber unsere Vermuthung, daß der Czigithai und der Zebra wohl von einerlei Art seyn könnten, scheinet dadurch bestärkt zu werden, daß alle andere afrikanische Thiere sich ebenfalls in Asien finden, und daß nur der Zebra allein von dieser allgemeinen Regel eine Ausnahme machen würde.

Wenn endlich der Czigithai nicht einerlei Thier mit dem Zebra ist, so kann er noch einerlei mit dem Onager oder dem wilden

Esel

*) Dieses ist durch die folgende Beschreibung geschehen, da Herr Pallas sie als getrennte Arten beschreibt. O.

Esel seyn d). Ich habe gesagt, daß man den Onager nicht mit dem Zebra verwechseln müsse; aber ich weiß nicht, ob man dasselbe von dem Onager und dem Czigithai sagen könne; denn es scheinet, wenn man die Erzählungen der Reisebeschreiber vergleicht, daß es verschiedene Arten von wilden Eseln gebe, von welchen der Onager die merkwürdigste ist, und es könnte auch seyn, daß das Pferd, der Esel, der Zebra und der Czigithai vier Arten ausmachten *); und in dem Falle es nur drei Arten wären, ist es wieder ungewiß, ob der Czigithai vielmehr ein Onager als ein Zebra sey, um so mehr, da einige Reisebeschreiber von der Leichtigkeit dieser Onager sprechen, und sagen, sie liefen so schnell,

d) Buffon hist. naturelle Tom. VII. p. 220. Buffon vierf. Th. B. XVIII. S. 310.
Auch der wilde Esel, Onager, ist eine andere Art als der Dschiggetai, und er wird nach diesem noch besonders aufgestellet werden. O.

*) Dieses ist auch jetzt ausgemachter, und man kennet noch, durch Herrn Sparrmann, den Quagga als die fünfte Art. Eine zweifelhafte Art ist noch Molinas zweihufiges Pferd, da die Beschreibung davon unvollkommen ist. O.

schnell, daß sie den Jägern zu Pferde entflö-
hen, welches sie ebenfalls von dem Czigithai versichern *). Dem sey wie ihm wolle, das Pferd, der Esel, der Zebra und der Czigithai sind alle von einerlei Gattung, und machen drei oder vier Aeste derselben Familie aus, von welchen die beiden ersten von undenklichen Zeiten her gezähmet sind, und daher zu hoffen ist, daß man die beiden letzten ebenfalls dahin bringen, und davon vielleicht vielen Nutzen ziehen könne **).

In dem zehnten Bande ***) sagt Buffon: „Man kann in meinen angeführten Supplementen die Zweifel sehen, welche ich noch über den Unterschied oder die Gleichheit der Art dieser drei Thiere, des Czigithai, des Onager und des Zebra, hegete; Herr Forster hat die Güte gehabt, mir darüber einige Aufklärungen mitzutheilen, welche zu beweisen scheinen, daß dieses wirklich drei verschiedene

*) Es kann ja beiden zukommen, ohne daß sie übrigens gleich sind. O.

**) Buffon Supplem. Vol. III. p. 54. Hist. nat. quadr. in 12. VIII. p. 84—88. S. Buff. vierf. Th. B. X. S. 88.

***) Buffon Supplem. quadrup. ed. in 12. Tom. X. p. 62.

ne Thiere sind, und daß es sogar in der Zebra-Art noch eine beständige Abart gebe."
Nun rückt der Verfasser einen Auszug aus des Herrn Forsters Nachricht ein; da dieselbe aber sehr kurz ist, und dasselbe in der ausführlichern Beschreibung des Herrn Pallas enthalten ist; so mag diese dafür folgen.

Herr Pallas liefert in dem zweiten Bande der neuen nordischen Beiträge folgende gute Naturgeschichte und Beschreibung des wilden Halbesels Dschiggetai, in den östlichen Wüsteneien des mittlern Asiens *).

Bisher hatten die Zoologen nur drei Gattungen des Pferdegeschlechts oder der einhufigen Thiere unterschieden, das Pferd und den Esel, die beide im mittlern wüsten Striche von Asien wild gefunden werden, und den schön bandirten, Afrika mit so vielen andern sonderbaren Geschöpfen eigenthümlichen Zebra **). Ich habe eine vierte

Gattung

*) S. den dritten Theil von Pallas Reise S. 217 und Novi Commentar. Petropol. Tom. XIX. p. 394. sq. tab. 7. Equus Hemionus.

**) Durch Hrn. D. Sparrmann ist es nun ausgemacht, daß diejenigen Thiere, welche von den Thierbeschreibern als die Stu-

ten

Gattung näher kennen gelernt, deren mongolischer Name zwar schon längst in Europa bekannt war, worüber die Zoologen aber noch immer zweifelhaft blieben, weil alle Nachrichten darüber sehr unzuverlässig, oder wenigstens ganz unzureichend waren, wie es nicht anders seyn konnte, bei einem so scheuen und flüchtigen Thier, welches sich von allen bewohnten Gegenden auf das sorgfältigste entfernt, und jetzt schwerlich mehr anzutreffen ist, als auf den wüsten Gebirgebenen der östlichen Tartarei, zwischen Sibirien, Indien und Sina. Ich glaubte diesem Thiere den griechischen Namen Hemionos (Halbesel) beilegen zu können, den die ältern Griechen nicht nur für Maulesel, sondern auch für eine wilde, fruchtbare, der Gestalt nach Maulthieren ähnliche Gattung, die ihnen einiger Maßen bekannt, und vielleicht

ten des Zebra angenommen wurden, eine besondere und in eigenen Herden herum ziehende Gattung, folglich die fünfte der Einhufigen sey. Man nennt sie dort mit den Hottentotten Quagga, eine Name, der in der neuen kurzgefaßten Beschr. des Vorgeb. d. g. Hoffnung S. 171. Not. 29. (der deutschen Uiberſ.) noch zweifelhaft ist behandelt worden.

leicht kein anderes Thier, als unser Dschiggetai gewesen ist, gebrauchten. Aristoteles gedenkt dieser Thiere zuerst (im 36. Kap. des 6. Buches seiner Thiergeschichte), und unterscheidet sie deutlich von dem durch Vermischung des Hengstes mit der Eselin, oder umgekehrt des Esels mit der Stute entstandenen Maulthier, dessen Namen (ἡμιονος) er demselben beilegt, weil diese in Syrien damals wilde und sehr flüchtige Gattung den Maulthieren eben so ähnlich sey, als der wilde Esel den zahmen. Diese vermeintlich wilden Halbesel, deren unter der Regierung des Pharnaces neun nach Phrygien gebracht, und da lange unterhalten worden sind, wovon auch zu der Zeit, da Aristoteles schrieb, noch drey am Leben seyn sollten, pflanzten ihr Geschlecht ordentlich fort, und waren also eine eigene Gattung, und keine Bastardrace. Er erwähnt dieses Umstandes und des Vaterlandes dieser Thiere (Syrien) noch im 24. Kapitel ausdrücklich.—Eben diese auch von Theophrast angenommene Gattung führt Plinius aus letzterem an, (Naturgesch. 8. B. 44. Kap.) und wahrscheinlich ist auch eine Stelle beim Aelian (de Animal. Lib. XVI. c. 9.) auf diese Thiere zu deuten, wo er sagt: „In Indien gebe es Herden wilder Pferde und wilder Esel, und die wilden

den Stuten vermischten sich freiwillig mit Eseln, und brächten rothfüchsige Maulthiere zur Welt, die im Laufe sehr schnell, aber unbändig seyn, und, in Schlingen gefangen, den prasischen Königen zuweilen gebracht würden; da denn die, die zweijährig und darunter gefangen worden, noch zur Noth zu bändigen, die älteren aber so wild, wie reißende Thiere seyn."

Die allererste Kenntniß des Daseyns dieser besonderen Pferdegattung hat man dem fleißigen Messerschmidt zu danken, der in den Jahren 1720—1726, auf des großen Kaisers Peters I. Befehl, Sibirien zu allererst in Absicht auf Naturgeschichte bereiste. Außer ihm und Gmelin, der 20 Jahre nach ihm in eben die Gegenden kam, hatte niemand vor mir dieses Thier mit den Augen des Naturforschers zu betrachten Gelegenheit gehabt.

Messerschmidt unterschied den Dschiggetai ganz richtig vom Pferd und Esel, und setzte ihn im Xenio Isidis Sibiricae oder Namensverzeichnisse sibirischer Naturprodukte, wovon die Handschrift bei der Petersburger Akademie verwahrt wird, unter dem Namen Mulus dauricus foecundus Aristotelis, Cappa-

Cappadocicus Ereſii an, deſſen man ſich auch in dem gedruckten Verzeichniſſe der petersburgiſchen Naturalienkammer *), wo ein im Brande verlornes ausgeſtopftes Fell davon verwahrt wurde, bedient hat, den aber der Herr Graf von Buffon mit Unrecht für eine undeutliche Beſtimmung des Onagers oder eigentlichen wilden Eſels genommen hat. (Hiſt. nat. Tom. 24. p. 6. Not.) Die Beſchreibung, welche Meſſerſchmidt, wie er in ſeinem Tagebuche ſagt, nach drei geſchoſſenen Thieren dieſer Art gemacht hatte, iſt bis auf die, in gedachtes Tagebuch eingerückte, zum Ekel weitläuftige Oſteologie des Dſchiggetai verloren gegangen, und dieſe lette-

*) Catalogus Muſaei Petropolit. Tom. I. P. I. p. 335. In gedachtem Xenio Iſidis führt Meſſerſchmidt für dieſes Thier außer dem mongoliſchen Namen, den er Czigithai ſchreibt, noch die tanguttiſche Benennung Kſching, und die indianiſche Kitſchärah oder Dſchengli-Kitſchärah an. Wenn er aber ferner das Pärad der Bibel, Hämar iwaſchi der Araber, Char-Kurah der Perſer und Kolan oder Kulan der Tartaren hierher ziehen will, ſo vermiſcht er augenſcheinlich den Onager oder wilden Eſel mit dem Dſchiggetai.

letztere ist, wie sein Tagebuch, ungedruckt geblieben.

Gmelin bemühete sich, als er selbst in Daurien war, umsonst einen Dschiggetai durch angestellte Jagden zu erhalten *). Nachmals bekam er bei seiner Rückkunft von der Lena, durch die Vorsorge seines würdigen Freundes und Reisegefährten Herrn Müllers, Gelegenheit diese Thiere in Irkuzk zu beschreiben; allein sein Aufsatz davon, der noch unter andern Papieren in Handschrift liegt, ist so unvollständig, daß er für heutige Naturforscher fast unnütz ist; wie denn überhaupt Zoologie des seligen Mannes Fach nicht war; und so verdient er sich um die Kräuterkunde gemacht hat, so unvollkommen sind durchgängig, wie man auch aus gedruckten Beispielen weiß, seine Thierbeschreibungen gerathen. Ich konnte also, da ich nach Sibirien reisete, dieses Thier für noch so gut als unbekannt ansehen; denn auch die jesuitischen Missionarien, welche von China

*) Reise durch Sibirien 2. Theil S. 107. wo eine kurze, aber richtige Nachricht von diesem Thier nach Erzählungen der Mongolen eingerückt ist.

China aus bei verschiedener Gelegenheit die mongolische Steppe bereiset, und den Dschiggetai gesehen haben, führen in ihren Reiseberichten davon wenig mehr als die Benennung an *).

Ich gab mir also während meiner Reise, sonderlich wo ich in die Nachbarschaft der noch außer russischen Grenzen gelegenen einsamen Wüsteneien kam, alle Mühe, und schonte keine Kosten, um mir so wohl den Onager oder wilden Esel, als auch den Dschiggetai zu verschaffen, und diese Thiere genauer kennen zu lernen. Allein alles war vergebens, bis ich im Frühling 1772 in die äußersten Steppen von Daurien kam, welche zwischen den Flüssen Onon und Argun anfangen, und sich südwärts in die Mongolei und gegen die große Wüste Chobi ausbreiten. In eben diesen von Menschen sehr dünn bewohnten Einödden, woher schon Messerschmidt und Gmelin den Dschiggetai kennen gelernt

*) Wilde Maulthiere unter dem chinesischen, eben das bedeutenden Namen Ye-lo-tsee erwähnt du Halde im 4. Theile seines Werks S. 34. Man sehe auch die allgemeine Sammlung der Reisen 7. Band S. 75. und 522.

gelernt hatten, glückte es auch mir, dieß seltene Thier zur Beschreibung zu erhalten. Die argunischen Steppen sind auch die einzige Gegend, wo man diese Thiere innerhalb der Grenzen Sibiriens noch antrifft; denn aus dem übrigen Daurien, wohin sie sonst ausschweiften, haben sie sich wegen mehrerer Bevölkerung dieser Gegend in die mongolische Wüste schon längst zurück gezogen *).

Weil

*) Der Herr Major Wlassof in Kiachta gab folgende Nachricht von der Seuche dieser Thiere: „Von der nertschinskischen Grenze in Daurien sind unterm 29. Sept. 1779. Rapporte eingegangen, nach welchen sich dort in den Steppen jenseit des Onon bei Tschindanturuck und um den Tarei-Noor eine sonst nie bemerkte Seuche unter den wilden Pferden oder Dschiggetai geäußert haben soll, dergestalt, daß man sie zu 3 bis 5 Stück auf einer Stelle todt beisammen liegend gefunden. Die Mongolen der chinesischen Grenzposten haben anfänglich, ohne zu wissen, daß diese wilde Thiere an einer Seuche umgekommen, einige auf Pferden nach Hause geschleppt, um davon zu schmausen. Allein die Pferde, worauf man das Luder geführt hatte, sind gleich auf der Weide umgefallen, und haben auch die übrige Herde angesteckt;

ja

Weil sie sich aber hauptsächlich häufig in dem ganzen Strich der Wüste Chobi bis an die Grenzen von Tibet und Indien aufhalten, so schwärmen sie auch noch jetzt am stärksten in den trockenen, doch kräuterreichen und mit vielen Salzpfützen bestreueten Ebenen um den Tarei-See und bis an die hüglige Gegend von Abgaitu, weil diese in die russische Grenze mit eingeschlossene Ebene gleichsam das Ausgehende der Wüste Chobi ist. An der übrigen Grenze von Daurien liegt meisten Theils *felsiges* und zum Theil hohes Schneegebirge an, und durch solche waldige Gegenden pflegen diese Thiere nicht zu ziehen.

In der argunischen Steppe sahe man sie sonst Herdenweise, jetzt erscheinen nur einzelne Läuflinge oder kleine zerstreuete Truppe, außer wenn ein Mal in der mongolischen Steppe große Dürre oder Steppenbrände einfallen, und diese Thiere nordwärts treiben. In der Mongolei und sonderlich in

ofter-

ja die Seuche hat sich auch auf das Hornvieh geworfen, und längs der ganzen Grenze ausgebreitet, wo das Vieh den Herbst hindurch häufig mit Geschwulst umgefallen ist. Pallas neue nordisch. Beitr. I. pag. 151.

oftererwähnter Wüste Chobi ziehen sie dagegen zu allen Jahrszeiten in zahlreichen Herden, und sind den Mongolen so wohl als den Steppen-Tungusen unter dem Namen Dschiggetai, der so viel als Langohr bedeutet, wohl bekannt. Sie müssen sich auch wohl bis in die Soongarei ausbreiten, weil sie den soongarischen Kalmucken, die ich an der Wolga zu befragen Gelegenheit hatte, unter eben dem Namen, als ein vom wilden Esel, den sie Kulan nennen, und von den wilden Rossen, Takia, ganz verschiedenes Thier bekannt waren. Aber im westlichen Theil der großen Tartarei scheint es den Dschiggetai nicht zu geben; denn die Kirgisen wissen von keinem Mittelthier zwischen wilden Pferden und ihrem Kulan oder wilden Esel. Vielleicht begrenzt das große altaische an die tibetischen und indianischen anschließende Gebirge dessen östliches Vaterland. Denn die Berichte der Reisenden, die von den wilden Eseln in Persien und Syrien geredet haben, sind nicht umständlich genug, um daraus zu urtheilen, ob es den Dschiggetai in diesen Gegenden auch gebe, woran ich überhaupt sehr zweifele. Der Dschiggetai sucht offene, trockene, aber mit guten nahrhaften Kräutern begraste Ebenen und Berglehnen, dergleichen ganz Daurien und die Mongo-

lei als Gebirgländer sehr viele haben. Man sagt, daß sie selten zum Wasser kommen, und lange ohne Tränke ausdauern; welches in Wüsteneien, wo auf hundert Werste im Sommer kein trinkbar Wasser zu finden ist, für ein Thier, welches da leben soll, eine sehr nothwendige Eigenschaft war.

Den Onager und die wilden Pferde hat des Menschen Beharrlichkeit und Muth zu zähmen und zu nützlichen und sanften Last- und Zugthieren umzuschaffen gewußt; allein der Dschiggetai ist bisher, wie der afrikanische Zebra *), noch nicht gezähmt worden, obgleich die Mongolen, als geborne Reiter und Hirten, es oft versucht haben sollen, gefangene junge Füllen dieser Art zu erziehen. Dennoch glaube ich, daß man die Hoffnung, den Dschiggetai zu einem Hausthier zu machen, nicht aufgeben müsse, wenn nur der Versuch in Daurien unter der gehörigen Aufsicht in eingeschlossenen Gehägen mit eingefan-

*) Bei dem Zebra ist doch die geglaubte völlige Unzähmbarkeit in unsern Zeiten durch die in Lissabon erzogenen und zum Ziehen abgerichteten endlich widerlegt worden. Vielleicht geschieht es auch noch dereinst mit dem Dschiggetai.

gefangenen Füllen ernstlich gemacht würde; wozu nomadische Völker keine Gelegenheit haben. Gelingt ein solcher Versuch, so würde man an diesen Thieren, wenn sie zum Reiten gezähmt würden, nicht nur die schnellsten und flüchtigsten Jagdklepper bekommen, sondern sie würden auch vielleicht für das östliche Asien, sonderlich aber für China und Indien, wo die gewöhnlichen Pferde bekanntlich nicht wohl gedeihen, eine viel nützlichere Zucht abgeben, weil diese Gegenden gleichsam ihr Vaterland sind. Daß auch die von den Mongolen gemachten Versuche die vorgebliche Unzähmbarkeit des Dschiggetai nicht beweisen, wird auch dadurch wahrscheinlich, weil die Kirgisen von den durch ihre Steppen zu tausenden ziehenden Onagern oder wilden Eseln eben das aus mißlungenen Versuchen behaupten, da doch die ansäßigen Völker im Orient dieses Thier nicht nur seit undenklichen Zeiten zum Hausthier gemacht, sondern auch, wie man aus Varro, Columella, Plinius und anderer Zeugnisse siehet, gemeiniglich eingefangene wilde Esel zur besten Maulthierzucht gebraucht haben. Varro sagt sogar, (de re rust. lib. 2. cap. 6.) der Onager sey zur Maulthierzucht geschickt, weil er leicht gezähmt würde, und niemals wieder verwildere.

Bis jetzt ist also der Dschiggetai bloß ein jagdbares Thier für die Mongolen und Steppen-Tungusen, welche dessen Fleisch für ihren besten Leckerbraten halten, und das Fell zu Stiefeln brauchen können. Er ist aber schwer zu erlegen; denn er läßt den Jäger so wohl wegen seines scharfen Gesichts als Geruchs, vermittelst dessen er unter dem Winde die Menschen einige Werste weit wittert, nicht leicht zum Schuß kommen. Im Lauf aber ist er mit den flüchtigsten Pferden nicht einzuhohlen, und kommt deßfalls auch selten oder nie in die Oblawen oder Treibjagden der Mongolen; sondern sie müssen aus Hinterhalt geschossen werden, welches sonderlich bei den Bächen oder Pfützen, wohin sie zur Tränke zu kommen pflegen, oder bei Salzlecken, aus guten gezogenen Büchsen am besten gelingt. Die Mongolen wollen aber doch bemerkt haben, daß der Dschiggetai bei regnigem und stürmischem Wetter gleichsam betäubt sey, und den Jäger weder so gut sehen noch wittern könne.—Sonst sind die Hengste, welche mehr oder weniger zahlreiche Herden von Stuten und jungen ein- bis zweijährigen Füllen anführen, überaus wachsam, halten ihre Stuten mit immer wachender Eifersucht beisammen, treiben die jungen Hengste, welche sich zu fühlen anfangen,

fangen, aus der Herde, und halten fleißig Wache. Wenn sie etwas Ungewöhnliches von fern erblicken, so sprengt ein solcher Hengst voraus, und sucht sich dem Gegenstande durch einen Umschweif so lange zu nähern, bis er der Gefahr inne wird. Sie streifen dem auf der Erde lauernden Jäger zuweilen zwei oder gar drei Mal entgegen, und werden auch bei solchen Gelegenheiten zuweilen niedergeschossen, da sich dann die Herde zu zerstreuen und in der Gegend auf einige Zeit eine gute Jagd zu geben pflegt. Merkt aber der Hengst die Gefahr, so treibt er seine zurück gelassene Herde mit unglaublicher Schnelligkeit in die Flucht. Die Mongolen sprechen davon mit Verwunderung, und überhaupt wird der Dschiggetai für das schnellste aller wilden Thiere seines Vaterlandes gehalten, weßwegen ihn auch die Tibetaner ihrem Gott des Feuers und des Krieges Chammo zum Reitpferd geben.

Der Dschiggetai trägt seinen Hirschhals beständig empor, wie ihn die erste Platte abbildet; und wenn er flüchtig wird, so wirft er den Kopf ganz in die Höhe, um hinter sich zu schauen, und hebt den Schwanz auf. Er hat eine Art von Wiehern, welches tiefer und lauter ist, als das Wiehern der Pferde.

Die

Die Herden alter Hengste bestehen oft aus mehr als 20 Stuten und Füllen; doch meistens sind sie geringer, und mancher Hengst hat nicht zehn oder fünf Stuten. Junge, aus den alten Herden vertriebene Hengste folgen denselben gemeiniglich so lange von fern, bis sie eine oder mehrere junge Stuten von selbiger ablocken, oder andere verlaufene von zerstreuten Herden antreffen, und sich einen eigenen Anhang schaffen können. Zur Brunstzeit sollen die alten Hengste auch die jungen Stuten, welche noch nicht rossig werden, aus ihrer Herde entfernen. Die Mongolen wollen auch bemerkt haben, daß diese Halbesel zuweilen Stuten von den in der Steppe freigehenden zahmen Pferdeherden entführen, und selbige unter ihr Serail stecken. Die Sache aber scheint mir nicht hinlänglich ausgemacht, obgleich bei der größten Aehnlichkeit und Gleichheit der Größe, welche der Dschiggetai mit den mongolischen Kleppern hat, die Begattung weit leichter als zwischen Pferd und Esel geschehen, auch allerdings fruchtbar ausfallen muß, so daß, wenn nicht das Pferd in seinem wilden Zustand bekannt, und am Dschiggetai deutliche Merkmale einer besondern Gattung sichtbar wären, man wegen dieser großen Aehnlichkeit mit viel besserem Scheine den Dschig-

getai für den wilden Stamm unserer Pferde halten könnte, als der jüngere Gmelin *) die wilden Pferde für den gemeinschaftlichen Stamm der zahmen Pferde und Esel gehalten wissen wollte, welche doch mit dem Esel, außer der von Gmelin bemerkten mausefahlen Farbe, die nicht einmal beständig ist, gar nichts Gemeinschaftliches haben.

Die Sprungzeit des Dschiggetai fällt in die Mitte und zu Ausgang des August; ungefähr um diese Zeit bemerkte Messerschmidt in einer Stute, welche er zergliederte, eine Frucht, die noch nicht größer als eine Maus war, in dem einen Horn der Bärmutter. Sie sollen im Frühling werfen, und gemeiniglich nur ein Füllen haben. Dreijährige sollen den Alten schon an Wuchs gleich und zur Erzeugung geschickt seyn, wie die dortigen Steppenvölker, welche diese Thiere oft zu erlegen und zu betrachten Gelegenheit gehabt haben, mir versicherten.

Die

*) S. Sam. Gottl. Gmelins Reise durch Rußland I. Th. S. 47. Man vergleiche damit, was ich von wilden Pferden in meiner Reise 1. Th. S. 211. 272. 2. Th. S. 642. und 3. Th. S. 509. beigebracht habe.

Die Hengste beißen sich mit einander, wie auch die gemeinen wilden Pferde zu thun gewohnt sind. Doch schlägt der Dschiggetai auch mit den Hufen, wie man an einem gefangenen Füllen bemerkt hatte, das einige Jahre vor meiner Ankunft in Daurien bei einem dortigen Kosaken in Verwahrung gewesen, aber nur kurze Zeit am Leben geblieben war.

Das Winterhaar des Dschiggetai ist fast von einer isabellgelben, bleichen Farbe, auf anderthalb Zoll hoch, etwas rauhzottig, auf dem Rücken, wie an den von mir beschriebenen wilden Pferdefüllen*), gewellt, und eben so weich und zart. Ich habe bei den Tungusen einige solche Winterfelle angetroffen. Die Stute aber, welche ich zu Anfang des Maimonaths in Daurien erhielt, hatte damals schon fast alles Winterhaar verloren, obgleich die tungusischen Pferde selbiges damals noch an sich hatten. Das Sommerhaar dieser Stute war ungemein glatt und schön, und nicht viel länger habe ich es an Fellen spät im Sommer geschossener Thiere gefunden. Die Farbe aber verbleicht sehr leicht,

*) S. meine Reise im 3. Th. S. 509. Platte 8.

leicht, und aus dem ausgestopften Fell der von mir beschriebenen Stute, welches in der petersburgischen Kunst- und Naturalienkammer aufgehoben wird, ist das Sommerhaar, theils durch das Gerben der Haut, theils durch die Sonne, ganz zu einer matten Isabellfarbe verbleicht, die noch lichter als das gewöhnliche Winterhaar aussieht.

Die gedachte Stute war ungefähr dreijährig, und am 26. Mai alten Styls (1772) in der Gegend des Tarei-Noor von Tungusen geschossen. Weil eben damals die Frühlingshitze in dortigen Gegenden auf ein Mal überhand nahm, so war das Thier, als ich den 28. in Kulussulai, wo man es für mich aufgehoben hatte, eintraf, schon von der angehenden Fäulniß sehr aufgetrieben, und gab, sonderlich an einem wüsten Orte, wo ich ohne alle Hülfe auf der Erde unterm Zelte zergliedern mußte, eine ziemlich unangenehme Arbeit. Allein die Gelegenheit ein so seltenes Thier kennen zu lernen, war mir viel zu angenehm, als daß ich die Zergliederung darum hätte versäumen sollen; nur mußte damit geeilet werden, und daher konnte ich, weil ich ganz allein war, nicht, wie ich es sonst gewünscht hätte, zugleich die Zergliederung eines Pferdes veranstalten, wodurch ich

ich alle Theile des Dschiggetai genau zu vergleichen Gelegenheit gehabt haben würde. Ich bediente mich also zu diesem Endzweck der fleißigen Daubentonschen Beschreibung und Zergliederung des Pferdes, und glaube dabei nichts Beträchtliches versäumt zu haben. Die Abbildung (Platte 1.), welche vor der Zergliederung gemacht wurde, ist auch so wohl gerathen, daß ich selten mit irgend einer Zeichnung mehr zufrieden gewesen bin. Man hat also den Dschiggetai nicht mehr unter die zweifelhaften oder unbekannten Thiere zu rechnen; und hier ist dessen Beschreibung.

In Größe und Ansehen vergleicht er sich einem wohlgebauten, mittelmäßigen Maulthiere, übertrifft es aber noch an Schönheit und schlankem Bau. Der Kopf ist größer als an Pferden, und an den Seiten mehr gedrückt; die Stirn ist ganz flach, und läuft mit einem schmalen Winkel gegen die Schnauze abwärts; auch die Seiten des Kopfes sind platt, sonderlich wo der breite Kinnbacken liegt, und der Kopf die größte Dicke hat; hingegen ist die Kehle, zwischen den beiden Theilen des Kinnbackens ausgehöhlt.

Die Mundlippen, sonderlich die obere, sind

sind dick und lappicht, sehr dünn behaart, am Rande schwärzlich, und daselbst mit steifen, greisen Borstenhaaren, die sich gekrümmt an den Rand anschmiegen, bedeckt. Die Zahl der Zähne beläuft sich auf vier und dreißig; dieß Thier hat also zwei weniger als das Pferd. Vorderzähne sind sechs, wovon an der beschriebenen Stute die vier mittelsten noch nicht gewechselt hatten, also keilförmig abgeschliffen, und mit einem Grübchen gezeichnet, die Seitenzähne schräg abgestumpft, und gegen die mittlern angedruckt waren. Die Lage der Vorderzähne ist wie bei Pferden, oben senkrecht, unten schräg in der Kinnlade befestigt. Augenzähne hatte weder die Stute, noch auch der Hirnschädel eines kurz zuvor geschossenen Hengstes, den mir die Tungusen brachten. Doch sahe man bei jener, im mittlern Abstande der Vorder- und Backenzähne, am obern Kinnbacken eine Spur, wie von einer Zahnhöhle. Die Backenzähne gleichen mit ihrer Krone denen vom Pferde, und es waren deren auf jeder Seite, oben so wohl als unten, nur drei ausgewachsene vorhanden, hinter welchen der vierte im Hervorbrechen war; den fünften fand ich (am gereinigten Hirnschädel) innerhalb der Zahnhöhle verborgen. Von die-

sen thut Messerschmidt am Hirnschädel eines Hengstes keine Erwähnung.—

Vor den obern Backenzähnen fand ich auf jeder Seite noch einen kleinen, stumpfen, kaum vier Linien hohen Nebenzahn, dessen Messerschmidt ebenfalls keine Erwähnung gethan hat.—Am Gaumen zählte ich siebzehn breite Runzeln, die vordern flacher, die hintern stark erhoben und breiter.

Die Nasenlöcher sind wie beim Pferde aufgesperrt, am Rande und inwendig schwärzlich; aber unter dem Nasenloche steht auf jeder Seite der Knorpel wie eine starke runde Warze hervor, welches weder beim Pferde noch beim Esel zu bemerken ist. Um die Schnauze herum sind lange schwärzliche Borsten zerstreut, wovon sich die längsten (bis zweizöllig) an und um die Unterlippe, und an der äußern Seite der Nasenlöcher befinden.

Die Augen sind mittlerer Größe, und stehen mit dem längern Durchmesser schräg im Kopfe. Die Ränder der Augenlieder sind schwärzlich kahl, und nur das obere Augenlied hat eine nicht ganz bis zu den Winkeln reichende und auch vom Rande etwas abgerück-

gerückte Reihe dicht über einander stehender, auf sieben Linien langer, schwarzer Wimperhaare. Unterhalb des vordern Augenwinkels aber stehen in der Gegend des Jochbeins verschiedene schwarze Borsten zerstreut, worunter zwei mehr als zweizöllige flach liegen. Im Augenwinkel liegt eine dicke weiße Hautfalte, die sich auf sieben Linien breit bis an den Augenstern ausdehnen läßt, und in der Mitte einen schwärzlichen mondförmigen Fleck am Rande hat. Das Weiße des Auges ist zunächst um die durchsichtige Hornhaut bräunlich; der Augenstern dunkelgrau, gleichsam mit Falten gestralt; die Pupille länglich, und zwar so, daß ihr langer Durchmesser durch die Augenwinkel läuft, und also am Kopfe, wie die Augen selbst, schräg steht.

Die Ohren sind viel größer als Pferdeohren, doch ungleich proportionirlicher als beim Esel, zugespitzt, munter aufgerichtet, auswendig von der Leibfarbe, an der Spitze inwendig und eine Strecke auf den Rändern herunter braunschwarz, inwendig mit langen, krausen und weißlichen Haaren, die vom Umfange ausgehen, verwachsen. Drei erhabene Striche laufen in der Höhle des Ohres nach der Länge, und sind mit ähnlichen aus einander strebenden Haaren dünn besetzt.

Der

Der Hals ist schlanker und rundlicher als bei Pferden, selbst solchen, die man hirschhalsig nennt. Die Mähne läuft von der Scheitel des Kopfes bis auf die Schultern in gleichförmiger Höhe fort, und ist eben so weichhaarig und aufrechtsträubig, wie bei jungen Füllen, von Farbe schwärzlich, mit graugelben Spitzen, etwa vierthalb Zoll hoch. Statt des Vorderschopfes ist der ganze Raum zwischen den Ohren und Augenhöhlen mit weichem, gewelltem Haare von Farbe der Mähne, höchstens einen Zoll und drei Linien hoch, bewachsen.

Der Körper ist ziemlich gestreckt, auf den Seiten mehr als bei Pferden gedrückt, unten an der Brust, sonderlich nach vorn, keilförmig zusammen laufend und stark erhoben; das Kreuz ziemlich gerade und etwas eckig wie beim Esel; durchs Aufschwellen war der Rückgrath sogar bogenförmig ausgebogen.

Von Gliedern ist das Thier hoch und fein, stark von Sehnen; aber die Schultern, Hüften und Schenkel sind etwas hager, ganz wie die leichtgebauten Maulthiere. Die Vorderläufe haben an der Inseite eine länglichrunde, kahle, schwärzliche Narbe, die jetzt mit einer zarten, etwas har-

ten und spröden Haut überzogen war, zu andern Jahrszeiten aber vielleicht einen hornartigen Uiberzug erzeugen mag. (Beim Hausesel ist diese Narbe mehr rund.) Ihre Länge betrug 2″ 7‴, die Breite 1″ 6‴. An den Hinterfüßen war keine dergleichen Spur zu sehen. Die Kegel der Füße sind ganz glatt, hinten mit einem zierlichen, aus kurzen Haaren zusammen fließenden Büschlein geziert, ohne Sporn; an der Vorderseite ist inwärts ein schwarzer Fleck, und auswärts ein schwaches, entfernteres Mahl neben diesem Haarpinsel; an den Hinterfüßen aber stehen zwei kleine schwache Mähler über demselben. Die Hufe sind sehr hart, trocken, schwarz von Farbe, klein und fast wie halbe Kegel gestaltet, oben etwas eckigrund, auf der Sohle sehr hohl, mit einer harten, unebenen Gabel. Die Ränder aller Hufe waren hin und wieder eingespalten und wieder verwachsen.

Der Schwanz ist fast einem Kuhschwanz ähnlich; die Rübe dünn, mäßig lang, vollrund, unten vom After bis auf die Mitte ganz kahl, übrigens bis über die Hälfte mit kurzen Borsten behaart, an den Seiten dem Körper gleichfarbig, gegen das Ende mit immer längern Borsten buschicht, die einen

schwarzen

schwarzen Quast bilden, und bis auf neun Zoll lang sind.

Das Winterhaar habe ich (an Fellen) auf zwei Zoll lang, ziemlich zottig, am Rücken gewellt, so weich wie Kameelwolle, außen isabellgrau, gegen die Haut aber blaß eisengrau befunden.—Das Sommerhaar an der beschriebenen Stute war kaum viertehalb Linien lang, hin und wieder in zierliche Wirbel und Scheidungen gestrichen, und am Rücken nirgend nach vorn gekehrt, wie es der Zebra wohl zeigt. Eine Haarscheidung läuft nach der Länge der Stirn, zwei andere über den Augen nach vorwärts. Haarwirbel (vortices) habe ich erstlich auf jeder Seite der Mähne gleich hinter den Ohren, ferner oben unter dem Halse zwei über einander und in eine Haarnaht auslaufend; zwei auf den Seiten des Halses gegen die Schultern zu, die in eine vom Halse und auf der Brust hinlaufende Haarnaht zusammen kommen; einen größern vorn an jedem Schultergelenk, einen andern großen auf jeder Seite der Brust, hinter den Schultern, und darüber eine kreuzförmige Haarscheidung bemerkt. Noch befinden sich kleine Haarwirbel in der Biegung der Vorderschenkel; am Gelenk der Vorderröhre hinten, mit aufwärts laufen-

laufender Haarnaht; auf jeder Seite vor dem Euter; deßgleichen an den Bauchseiten vor den Hüften und endlich ein starker Wirbel oben bei der Einlenkung der Hüfte, von welchem eine Haarnaht nach dem auf den Bauchseiten befindlichen Wirbel läuft. Die hauptsächlichsten dieser Haarwirbel und Scheidungen sind auf der Bildung ausgedrückt.

Die Farbe der Schnauze ist weißlich. Der Rest des Kopfes schießt immer mehr ins Gelbe; der Hals ist fahlgelb, der Rumpf vom Rücken bis an die Seiten fast ochergelb, die Seiten fahler, und die Glieder noch bleicher. Die hintere Seite der Vorderbeine und die innere der Hinterbeine ist nebst der untern Fläche des Rumpfes und dem hintern Rande der Keulen weißlich. Wo die Mähne aufhört, fängt ein braunschwarzer Riemen an, der längs des Rückens hinunter bis zum buschichten Theil des Schwanzes fortläuft, über dem Hintergestell am breitesten, und von da bis an den Schwanz ganz schmal wird. Die borstigen Haare, welche die Krone der Hufe umgeben, sind ebenfalls schwärzlich.

Das Euter ist schwärzlich und ganz kahl, mit zwei starken kurzen Zitzen; hinter dem-

selben

selben macht die Haut eine starke Querfalte zwischen den Keulen. Der After und der Wurf sind völlig wie bei gemeinen Stuten; letzterer ziemlich hervor stehend, schwärzlich, mit zerstreuten Haaren besetzt, 3″ 6‴ lang; und von selbigem läuft eine kahle schwarze Nath zwischen den Schenkeln hinab. Zwischen den äußern Hautfalten des Wurfes öffnet sich die Mutterscheide mit einem schwarzen, runzligen Eingang, an welchem eine zusammen gedrückte Fleischwarze zwischen zwei größern runzligen Auswüchsen voran steht.

Ich lasse die genaue Ausmessung des Dschiggetai weg, weil diejenigen, welche davon unterrichtet zu seyn verlangen möchten, selbige wohl in der lateinischen Urschrift zu finden wissen werden, wo ich dieses Thier nach allen in der Daubentonschen Beschreibung angegebnen Proportionen des Pferdes mit letzterem verglichen habe. Hier mögen also nur die vorzüglichsten Maße stehen:

Die Länge des Thiers von der Scheitel zwischen den Ohren bis zum After	5′	1″	3‴
Länge des Kopfes	1	8	6
Die vordere Höhe des Thieres bis über die Schultern . .	3	9	9
Die Höhe über den Hüften .	4	3	6

Die

Die Länge der Ohren	0′	7″	2‴
Die Länge der Schwanzrübe ohne den Haarquast	1	4	1
Die Länge des Haarquasts . .	0	8	2

Die Hinterhufe sind um ein geringes höher, als die vordern; sonst eben so lang und breit. (Breit 3″ lang 4″, 3‴.) Das Gewicht des ganzen Thieres betrug fünf hundert und sechzig Apotheker-Pfunde.

Bei der Zergliederung waren folgende die anmerklichsten Punkte: die Leber war dreilappig; der rechte Theil am größten; der mittlere dreispaltig, und eine dieser Unterabtheilungen mit zwei Einschnitten; außerdem hat dieser mittlere Lappen an der Unterseite einen warzenförmigen Fortsatz. Von der Gallenblase ist keine Spur da. Die Milz ist groß, länglich, platt, etwas dreikantig, durch eine breite Haut an den Magen befestiget. Die Magendrüse liegt zerstreut und breit aus einander.

Die Lage des Grimm- und Blinddarms schien sich vollkommen wie beim Pferde zu verhalten. Der Magen ist länglicher, und dessen große Krümmung ist dem Schlundansatz gegenüber etwas eingezogen, von da

gegen

gegen die Darmmündung (Pylorus) wieder erweitert. Die Speiseröhre ist im Durchmesser etwa zöllig. Der ganze Dünndarm hatte eine Länge von 22½ russischen Ellen, oder ungefähr 50 Pariser Fuß; die Weite ist ungleich von 4 bis auf 6 Zoll 10 Linien im Umfang abwechselnd. Der Blinddarm ist ungeheuer groß, zellig, vollkommen wie bei Pferden, dritthalb Fuß lang, acht Zoll im Durchmesser; der Grimmdarm ebenfalls wie bei Pferden, zellig zusammen gekräuselt, zehnthalb Fuß lang, und über vier Zoll weit. Als man den aufgetriebenen Bauch des Thieres öffnete, quoll ein Theil des Grimmdarms durch den ersten kleinen Einschnitt wie eine Blase hervor, und zerplatzte mit einem lauten Knall den Beistehenden in die Gesichter. Der Mastdarm ist ohne Zellen, sechsthalb Fuß lang.

Die Nieren waren etwas größer als eine Faust; die Bärmutter zweitheilig, mit einer zwölfzölligen Mutterscheide. Innerhalb dieser Mutterscheide öffnet sich die Harnröhre sechsthalb Zoll vom äußerlichen Wurf, wo selbige so weit war, daß man mit einem Finger hinein fahren konnte, und, mit einer großen Hautfalte bedeckt, die Mutterscheide durchbohrte. Die Mündung der eigentlichen

Bärmut-

Bärmutter ist viel weiter; der Mutterhals fünf Zoll lang, inwendig der Länge nach gefalten; die Mutterhörner von mäßiger Länge.

Messerschmidt fand in einer, nach dem 20. August alten Styls, zergliederten Stute eine Frucht in dem einen Mutterhorn, und sagt davon in seinem Tagebuche:

„Sie sey fast größer wie eine Maus, in den gewöhnlichen Häuten eingeschlossen gewesen. Das Chorion lag noch ganz frei, ohne daß noch Anwüchse oder Mutterschwämme, weder an der innern Seite der Mutter, noch an den Häuten der Frucht sichtbar waren. Der Eierstock selbiger Seite war so groß, wie ein Taubenei (vermuthlich wegen des so genannten gelben Körpers), nierenförmig und hart. Als man ihn nach der Länge zerschnitt, ließen sich fünf zarte durchsichtige Bläschen von der Größe einer Erbse ganz leicht daraus absondern, die eine gelbliche, rinnbare Feuchtigkeit, fast wie Eiweiß, enthielten."

Der Dschiggetai hat eine sehr weite Brust. Jede Lunge besteht aus zwei gleichen Lappen; in der Mitte aber zwischen beiden sitzt noch ein Nebenlappen, der mehr mit der

rechten als linken Lunge verwachsen, von beiden aber doch stark genug abgesondert ist, daß man ihn als eine dritte Lunge betrachten kann; dieser ist sehr lang, krümmt sich gegen den Rücken um das Herz herum, und füllt den mittlern Brustraum (Mediastinum) aus. Das Herz ist, wie beim Esel, sehr groß, fast wie der Kopf eines zehnjährigen Kindes, im Durchmesser, so wohl der Dicke als der Länge nach, auf sieben Zoll; es hat eine gespitzte, kurze Kegelgestalt. — Die Milchdrüse (Thymus) ist beträchtlich, zwischen dem obern Theil des Brustbeins und der Luftröhre und großen Blutgefäßen ausgebreitet.

Das Gerippe hat in allen Theilen, den Hirnschädel ausgenommen, mit dem Gerippe des Pferdes so große Aehnlichkeit, daß keine Beschreibung davon nöthig ist. Der Hirnschädel des Dschiggetai unterscheidet sich durch eine platte, mit dem Nasenknochen in einer Fläche fortlaufende Stirn; hingegen sind die Seitenbeine (Bregmata) der Hirnhöhle mehr rund erhoben, der Kamm des Hinterkopfes und der Genickwirbel mehr hervor ragend, und der Unterkinnbacken viel breiter, mit zwar abgerundeten, aber stärker ausgeführten Ecken. Die Augenhöhlen

sind

sind rund, doch oben mit einer zerrissenen, und vorn mit einer einfachen Einkerbung. Die Hirnhöhle ist nicht viel größer als ein Gänseei, 3″ 5‴ lang und 2″ 6‴ weit. Die Genickwirbel stehen auf einem Knochenfortsatz vom Kopfe ab. Der Ochsenkopf, den das Hinterhaupt eines umgekehrten Pferdeschädels sehr gut vorbildet, ist, wegen der sehr gut hervor ragenden Genickwirbel, (die fast so hoch stehen, als die Fortsätze, an welchen das Zungenbein befestiget ist, und die eigentlich die Hörner dieses Ochsenkopfes darstellen,) beim Dschiggetai ziemlich verunstaltet. Die Länge des ganzen Schädels betrug an der zergliederten Stute, 18″ 7‴; dessen Höhe, am Hinterhaupt, wenn er auf dem Unterkinnbacken liegt, auf zehn Zoll; und die dritte Seite des Triangels, den der Unterkinnbacken macht, beträgt 11″ 7‴. Die genauere Ausmessung kann in der Urschrift nachgesehen werden.

Der Wirbelbeine sind am Dschiggetai überhaupt 55; achtzehn gehören zur Brust, welche eben so viel Paar Rippen, und darunter, wie gewöhnlich, nur sieben wahre hat. Der Hüftwirbelbeine sind fünf, wovon das dritte die breitesten Querfortsätze hat. Das Heiligebein besteht aus sieben, und der

Schwanz

Schwanz aus achtzehn Wirbeln; letztere nehmen, von dem ersten, dreizehn Linien langen an, nach und nach ab. An den Gliedern und übrigen Knochen des Gerippes ist der Unterschiid der Bildung sehr unerheblich, und die Proportionsabweichung kann aus der genauen Ausmessung der äußern Theile abgenommen werden.

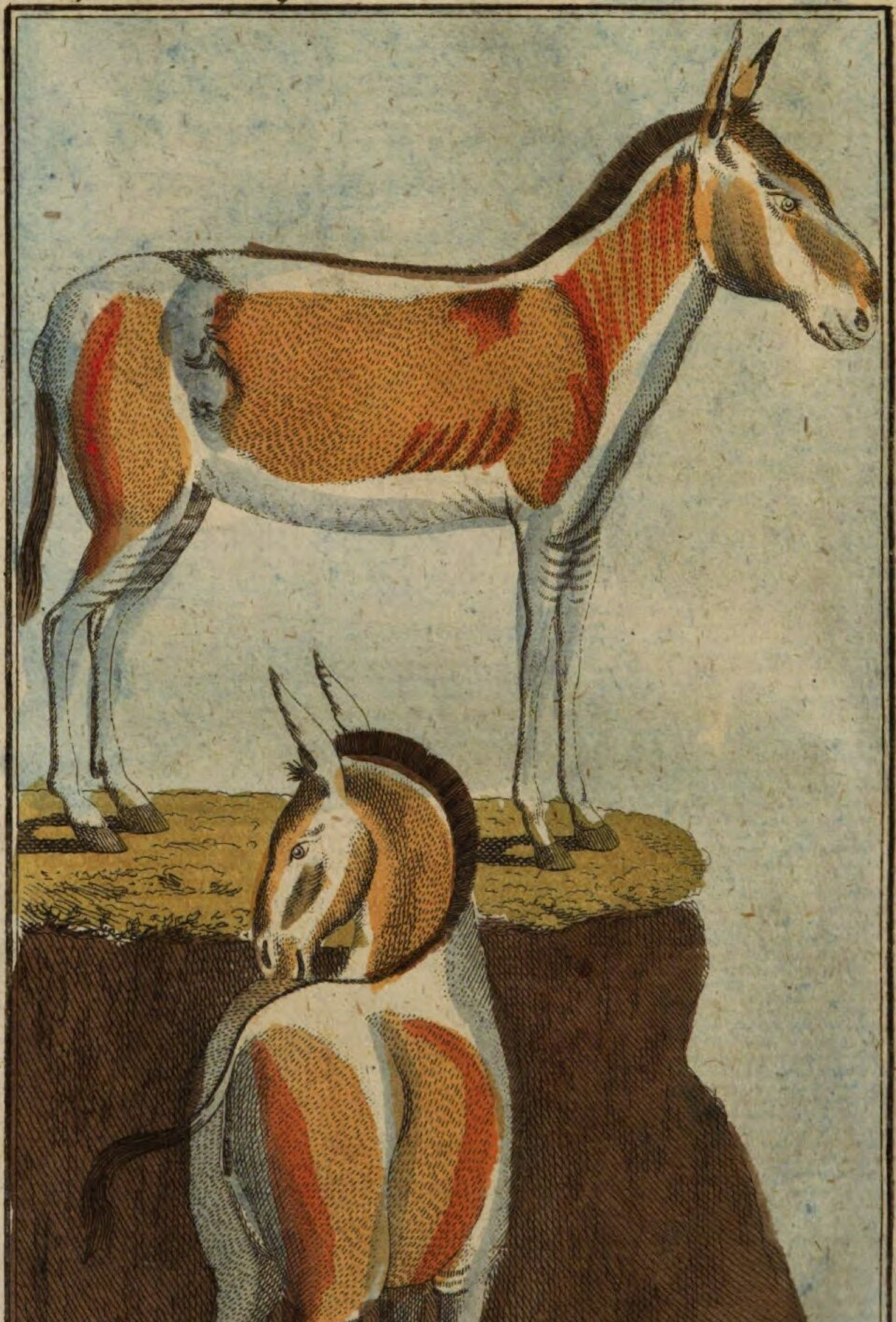
Wenn man alles zusammen nimmt, so unterscheidet sich der Dschiggetai hauptsächlich durch den Kopf, der eine mittlere Proportion zwischen dem Pferde und Esel hat; und kommt darin, wie auch den Ohren und dem Schweife nach, mit dem Zebra fast überein, der aber mehr einen Speckhals, und nicht wie unser Dschiggetai, einen Hirschhals trägt. Am übrigen Körper und den Hufen gleicht er mehr dem Esel, an Gliedern dem Maulthier und Pferde. Der Schwanz ist noch kahler als des Esels seiner, fast wie bei Kühen. Die Farbe und die Haarwirbel sind ihm eigen; der Rückenriemen aber ist, wie beim weiblichen Onager und bei vielen Pferden, ohne Kreuzstrich. Mit einem Maulthier hat er, den Schwanz ausgenommen, überhaupt die größte Aehnlichkeit. Aus allen Umständen aber erhellet deutlich, daß der Dschiggetai ein Thier von ganz eigener Gattung

ist,

ist, und Asien eben so eigenthümlich ist, als für Afrika der Zebra (und Quagga); wohin der Esel, und vielleicht auch das Pferd (im wilden Zustande), Asien und Afrika gemeinschaftlich anzugehören scheinen. Pallas N. Nord. Beiträge II. p. 1—21. Tab. 1.

Der Onager, oder wilde Esel.
Equus Asinus ferus

T. CDXLVI



Buff. Th. XI. B.

IV. Anhang.

Der Onager oder wilde Esel*).

Equus Asinus ferus.

Pallas N. Nord. Beitr. II. Tab. 2.

Der Herr von Buffon hat an verschiedenen Stellen des wilden Esels erwähnt, und wir haben in seinem Supplemente zu dem Dschiggetai seine Vermuthung gelesen, daß es einerlei

*) Onager Plin. hist. nat. VIII. c. 30. 44. 58. Aldrovand. solidung. p. 352. Jonst. quadr. p. 20. tab. 7. 8. Ray quadr. p. 63. Ὀναγρος, Oppian Cyneg. III. p. 183. Onagrus, Onager sive Asinus sylvestris. Gesn. quadr. p. 19. Asinus, Charleton exercit. p. 4. Klein quadr. p. 7. Equus (Onager) auriculis longis, juba brevi, pelle tuberculis parvis scabra, Brisson regn. anim. p. 105. n. 5. L'asne sauvage, Marmol Afric. I. p. 53. Wild asses, Bell. it. p. 212. Pallas Act. Petrop. ann. 1777. P. II. p. 258. Pall. Neue

nerlei Art Thiere mit diesem seyn könne. Er ist nachher durch den Herrn Forster eines anderen belehrt worden, und führt von diesem in seinem zehnten Bande folgende Stelle an: „Außer den Tarpans oder wilden Pferden, und den Czigitais oder fruchtbaren Maulefeln aus Daurien, findet man in den großen Wüsten jenseits der Flüsse Jaik, Yemba, Sarason, und in der Gegend des Sees Aral eine dritte Art Thiere, welche die Kirgisen und Kalmucken Kulan oder Khoulan nennen, welche der Onager der Alten zu seyn und einen Uibergang vom Czigithai zu dem Esel zu machen scheinet. Die Kulans leben des Sommers in den angeführten großen Wüsten und nach dem Gebirge Tamande zu, und

N. Nord. Beitr. II. p. 22. tab. 2. u. I. p. 151. IV. p. 88. Hablizl Gilan, ebend. p. 188. Pall. Naturg. merkw. Thiere XI. p. 6. Reis. 3. p. 510. β. Equus Asinus ferus. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 211. n. 2. var. α.

Der wilde Esel. Zimmermann geogr. Zool. I. p. 183. II. p. 80.

Equus Asinus Onager. Schreber Säugthiere. V. tab. 312. nach Pall.

Mehrere Schriftsteller findet man angeführet in Donndorf Zoolog. Beiträgen I. p. 719. α. D.

und sie ziehen sich gegen den Winter nach den Grenzen von Persien und Indien zurück. Sie laufen mit unglaublicher Geschwindigkeit; man hat nie dahin gelangen können eines davon zu zähmen, und es gibt von ihnen Scharen von mehreren Tausenden zusammen. Sie sind größer als die wilden Pferde oder Tarpans, aber kleiner als die Czigitais. Ihr Haar ist schön grau, bisweilen mit einer schwachen Schattirung vom Bläulichen, oder mit einer Mischung von falb; längs dem Rücken haben sie einen schwarzen Strich, und von derselben Farbe quer über den Wiederriß geht bis über die Schultern ein Band hinunter; ihr Schwanz ist rollig wie bei dem Esel, aber die Ohren sind nicht so groß und nicht so weit als bei diesem *).

Herr Pallas liefert von dem Onager der Alten oder dem eigentlichen wilden Esel ausführliche Bemerkungen **), welche von dessen

*) Buffon Suppl. quadr. ed. in 12. Tom. X. p. 65--66.

**) Acta Acad. Scient. Imperial. Petropolit. pro Ann. 1777. Pars post. p. 258.—und Neue Nordische Beiträge B. II. p. 22. tab. 2.

sen schöner Abbildung begleitet hier folgen sollen. Er sagt:

„Wir besitzen in europäischen Kabinetten eine Menge von Thieren und andern Naturprodukten aus beiden Indien, die an ihrem Geburtsorte selten sind, und eben dieser Seltenheit wegen nach Europa geschickt zu werden pflegen; dagegen bleibt von vielen, in nicht gar weit von Europa entfernten Gegenden, ganz gemeinen Gattungen unsere Kenntniß noch immer unvollkommen, und manche dieser Gattungen sogar zweifelhaft, weil sich an Ort und Stelle niemand darum bemühet. Der wilde Esel oder Onager, dessen bei den alten Schriftstellern so oft Erwähnung geschieht, ist hiervon ein merkwürdiges Beispiel; fast hätte man aus dem Stillschweigen der meisten neuern Reisenden im Orient schließen mögen, daß der wilde Stamm dieser Thiere ganz ausgerottet sey. Eine sehr einleuchtende Ursache davon ist, daß wir in den Gegenden, woher die Römer wilde Esel für ihre Maulthierzucht kommen ließen, nicht mehr den Meister spielen, wie sie, und daß unsere Reisende, bei sehr eingeschränkter Freiheit und Sicherheit, die Einöden Asiens, wo sich diese Thiere aufhalten, flüchtig, nur auf den gebahnten Kara-

ravanenwegen, und in zahlreichen Karavanen durchwandern können, da es dann kein Wunder ist, daß Thiere, welche wegen ihrer Flüchtigkeit und Furchtsamkeit berühmt sind, ihnen nicht zu Gesicht kommen. Der durch seine Reisen in Arabien berühmte Niebuhr hat mich schriftlich versichert, daß er auf seiner ganzen Reise von wilden Eseln nichts vernommen, sogar in Syrien nicht, wo sie zu Rauwolfs *) Zeiten, der ihrer Erwähnung thut, nicht sehr selten müssen gewesen seyn. Außer diesem alten Naturforscher und Pietro della Valle **) weiß ich kaum einen Reisenden im Orient, der aus eigener Beobachtung etwas vom Onager gemeldet hätte; letzterer spricht auch davon nur bei Gelegenheit eines zur Seltenheit in Bassora aufgehobenen; so wie gleichfalls Olearius ***) bloß in einem Thiergarten in Persien der Jagd wegen zusammen gebrachte wilde Esel zu sehen bekam. Einer der ältesten europäischen Reisenden, die bis in die Wüsten der großen Tartarei vorgedrungen, der Mönch Rubru-

*) Rauwolfs Reise (Augsp. 1583. 4.) S. 65.

**) Voyage de Pietro della Valle (Amsterd. 1766.) Part. III. p. 137. VI. p. 105.

***) Olearius Reise nach Persien (Schleswig 1656.) S. 526.

Rubruquis *), thut auch zuerst des tartarischen Namen Kulan Erwähnung, unter welchem der wilde Esel noch heutiges Tages bei den dortigen Hirtenvölkern bekannt ist. Noch wird in dem von Hanway **) beigebrachten Tagebuch der beiden Engländer Hogg und Thompson ganzer Herden, nicht nur von Gazellen und wilden Pferden, sondern auch wilder Esel gedacht, welche ihnen in der Gegend des Aral-Sees, auf ihrer Reise durch die östlich an den kaspischen See grenzende Steppe, begegnet sind.—Und dieses wenige ist auch fast alles, was ich bei neuern Reisenden über die Gegenwart wilder Esel in Asien gefunden habe, wo noch diese Thiere, zur Zeit der Römer, bis in Klein-Asien, Syrien und Arabien allgemein bekannt waren ***).

Uiber

*) Allgemeine Gesch. der Reisen, 7. Th. Buch 17. Kap. 2. Abschn. 1.

**) Hanway historical account of the British trade on the Caspian Sea Vol. I. p. 349.

***) Varro und Plinius reden vom Onager als einem in Klein-Asien ganz gemeinen Thier; Xenophon, Sueton und Ammianus Marcellinus thun desselben in Mesopotamien, Persien und den parthischen Steppen Erwähnung. Tacitus sagt in seiner Erzählung von den Israeliten, daß

sie

Uiber die in Afrika sind wir nicht besser unterrichtet, und ich weiß deßfalls keine andere Zeugnisse anzuführen, als was davon beim Leo aus Afrika und Marmol gesagt wird. Denn diejenigen, welche es auf den kanarischen Inseln *) sonst häufig gegeben haben

sie während ihres Zuges durch die arabische Wüste, unter Moses Anführung, sich oft durch die wilden Esel zu Quellen haben müssen leiten lassen; auch in der heiligen Schrift wird ihrer, obwohl in anderer Beziehung, ziemlich oft, als eines in den ans gelobte Land grenzenden Wüsteneien ganz gemeinen Thieres gedacht. Gleichwohl hat, außer Oppian, kein einziger der alten Schriftsteller eine ausdrückliche Beschreibung des Onagers hinterlassen Allein aus der Oppianischen erhellet deutlich, daß die Alten unter diesem Namen eigentlich den wilden Esel, so wie ich ihn hier beschreiben werde, verstanden haben; und ich glaube, daß niemand, als Philostorgius, jene Benennung auf den Zebra angewendet habe.

*) Man sehe hierüber das Zeugniß des Aloysius Ca da Mosto in der Sammlung des Ramusio 1. Th. S. 98. und was in der von G. Glas neuerlich auf englisch bekannt gemachten Beschreibung der kanarischen Inseln von der allgemeinen Jagd gesagt

haben soll, waren aus freigelassenen zahmen Eseln entstanden, und sind nunmehr vertilgt. Eben die Bewandtniß hatte es auch mit denjenigen, welche nach Dappers Bericht sonst auf einigen Inseln im Archipelag wild waren, wovon auch heutiges Tages nichts mehr zu hören ist.

So viel ist mir aus den Berichten asiatischer Hirtenvölker, aus der Sklaverei dieser Völker entflohener Russen und Tartaren, und bucharischer Kaufmannskaravanen zuverlässig, daß es in den Steppen der großen Tartarei die wilden Esel, welche diese Völker Kulan nennen, noch in großer Menge gebe. Selbige ziehen jährlich in unzähligen Herden aus Süden her, und verbreiten sich bis in die nord- und östlich vom Aral-See gelegene, waldlose und bergige Einöde, wo sie den Sommer über weiden, und sich im Herbst zu Hunderten, ja Tausenden wieder zusammen rotten, um südwärts gegen Indien und Persien einen wärmern Winteraufenthalt

halt

sagt wird, welche die Einwohner auf der Insel Fuerta Ventura wegen der zu sehr gemehrten wilden Esel anstellen mußten, und wobei funfzehn hundert dieser Thiere erlegt wurden.

halt zu suchen. Aus einer Stelle in Barbozas Reise *) scheint zu erhellen, daß sich diese Züge bis ins südliche Indien erstrecken; sicherlich aber ist Persien der gewöhnlichste Winterverbleib der wilden Esel, und in der bergigen Gegend um Kasbin soll man sie Jahr aus Jahr ein finden. Von ihren Zügen in den Steppen der Tartarei haben mir Augenzeugen versichert, daß man die Spuren der vereinigten Herden oft zwei bis drei hundert Klafter breit auf ebenen Flächen sehen könne. Weil sie aber doch fern genug von der russischen Grenze bleiben, und selten über den 40. Grad der Breite nordwärts kommen, so ist mir während meines Aufenthalts an der Grenze, aller gethanen Versprechungen ungeachtet, nicht möglich gewesen, ein solches Thier zur Beschreibung, durch die Kirgisen, zu erhalten. Ich empfahl daher Herrn Professor Gmelin, den ich auf meiner Rückreise in Astrachan, eben da er sich zur zweiten persischen Reise fertig machte, antraf, an der östlichen Küste des kaspischen Meeres, die er damals bereisen wollte, sich so viel möglich

*) Siehe den Bericht des Odoard Barboza beim Ramusio im 2. Th. S. 300. b. wo wilder Esel in den Gebirgen von Malabar und Golkonda gedacht wird.

möglich nach dem Kulan zu erkundigen, und uns endlich die Beschaffenheit des Esels im wilden Zustande kennen zu lehren. Nun gelang es ihm zwar nicht, einen eigentlichen wilden Kulan von den Truchmenern zu erhalten; wir sind ihm aber doch für die auf seine Veranstaltung aus Persien mit zurück gebrachten, aus eingefangenen Kulanfüllen in Kasbin erzogenen zwei Thiere, vielen Dank schuldig. Der geschickte Schüler und Begleiter des auf seiner zweiten Rückreise aus Persien (in der Gefangenschaft bei den kaukasischen Tartaren) verstorbenen Gmelins, Herr Hablizl, hatte den auf der Seereise nach Astrachan umgekommenen Kulanhengst sorgfältig beschrieben, ausgemessen und zeichnen lassen; die Stute kam lebendig nach Petersburg, und ward mir, nebst obiger Beschreibung, übergeben, und aus beiden ist diese Beschreibung des wilden Esels oder Onagers der Alten entstanden.

Die Perser sprechen den tartarischen Namen der wilden Esels so aus, daß ihn Olearius Kurhan schrieb. Sie nennen ihn aber auch in türkischer Mundart, Dagha Ischaaki oder Bergesel, weil er sich am liebsten auf den dürresten, bergigen Wüsteneien aufhält. Er ist bei ihnen, so wie bei den Steppen-

Tarta-

Tartaren, ein jagdbares Thier, dem auf verschiedene Weise nachgestellt wird. Die Kirgisen suchen den Kulan nur aus dem Verborgenen zu schießen, um sich mit dem Fleische ein Fest zu bereiten; denn der Kulanbraten ist ihnen ein Leckerbissen, und muß wohl nicht so übel zu essen seyn, weil auch die Römer nach jungen Onagern lüstern waren *).

Die Perser hingegen suchen vielmehr die wilden Esel lebendig in künstlich bedeckten Gruben, die sie auf den Steppen graben, und, damit sich das Thier durch den Fall nicht beschädige, bis auf eine gewisse Höhe mit Heu füllen, zu fangen. Die Thiere werden gegen die Orte, wo man solche Gruben angelegt hat, durch versammelte Jagdgesellschaften zusammen getrieben, und die gefangenen

*) Plin. hist. nat. Lib. VIII. c. 44. „Die besten Onager gibt es in Phrygien und Lykaonien. Die Füllen davon sind, als Leckerbissen, unter dem Namen Lalisiones vorzüglich aus Afrika bekannt.“ Mäcen hatte, wie Plinius gleich darauf (c. 45.) sagt, bei den römischen Gastereien Maulthierfüllen statt jenes ausländischen Wildbrets eingeführt.

genen jungen Füllen zur Zucht an die Stutereien der Vornehmen des Landes theuer verkauft.

Von diesen wildgefangenen Füllen zieht man eigentlich die schönen und flinken Reitesel, deren man sich in Persien selbst, in Arabien und Aegypten auf Reisen, sonderlich durch Wüsteneien bedient, und in den letztern Ländern das Stück bis 75 Dukaten bezahlt. Nach Herrn Niebuhrs mir ertheiltem Berichte, gibt es dort unter diesen Reiteseln viele, die in der Farbe mit den hier beschriebenen wilden ganz genau überein kommen *).

Taver-

*) Niebuhr schrieb 1776 an den Herrn Pallas: „Der Onager, den Sie aus Persien beschrieben, scheint eben der Esel zu seyn, den man in Aegypten, ganz Syrien und Arabien zum Reiten gebraucht. Er ist wohl so groß als ein halbjähriges Füllen, oft aber auch kleiner, doch sehr muthig und zum Reiten sehr bequem. Eine italiänische Dame zu Kahwa bezahlte zu meiner Zeit für einen solchen Reitesel 75 Speciesdukaten. Dagegen wird die kleine, träge Art Esel in den Morgenländern eben so wenig geachtet als bei uns. In den Städten werden

Tavernier *) sagt, daß man in Persien die schönen Reitesel theurer als die besten Pferde, und das Stück wohl für hundert Thaler verkaufe. Er unterscheidet sie ausdrücklich von der gemeinen Zucht der Lastesel, die man in Persien, so wie in der Bucharei und China, auch hat, aber nur zum Tragen und Arbeiten gebraucht. Und vielleicht läßt sich aus der von ihm erwähnten persischen Gewohnheit, diese Reitesel roth zu färben, welches man auch in Aegypten mit der sonst zur Schminke üblichen Kanna thun soll, die fabelhafte Erzählung des Aelian vom rothköpfigen Onager in Indien, dem er noch überdieß ein Horn auf der Stirn andich-

den sie nur gebraucht, um die Unreinigkeiten von den Straßen aus der Stadt hinaus zu tragen. Weil die großen Esel beständig gesattelt stehen, so habe ich es eben nicht bemerkt, ob sie solche Streifen übers Kreuz haben. Wenigstens mag es nun seltener seyn, und ich vermuthe, daß sie dergleichen Zeichen in der langen Reihe von Jahren, da sie als Hausthiere gebraucht worden, verloren haben. Pall. N. Nord. Beitr. I. p. 152.

*) Voyage de Tavernier Liv. 4. Chap. 3.

andichtet *), einiger Maßen erklären. Le Brün und Adanson **) loben auch diese von wilder Race abstammenden Reitesel, und bei allen Reisenden im Orient findet man sie gerühmt.—Sie haben noch alle guten Eigenschaften ihrer wilden Stammältern, die schöne Bildung, welche dem Onager beim Martial das Prädikat pulcher verdiente, den muntern Anstand, und vorzüglich die Schnelligkeit im Lauf; welches alles den verbastarten und krüppelhaften Lasteseln fehlt. Uiberdieß schätzt man sie noch um deßwillen sehr hoch, weil sie auf den Reisen in jenen wüsten Ländern viel besser, als die Pferde bei den Tartaren, aushalten, und im anhaltenten Schritt schneller als die Kameele fortrücken ***). Die nach Petersburg gebrachte Ese-

*) Aelian. hist. anim. Lib. IV. c. 52.

**) De Bruyn Reize over Moskovie, door Persien en Indien p. 405. Adanson Voy. au Senegal p. 118.

***) Herr Niebuhr schätzt den Weg, den ein Reitesel im gleichförmigen Schritt alle halbe Stunden zurück legt, auf 1750 doppelte Menschenschritte; dagegen die großen Lastkameele nur 975, und die kleinen oder Dromedare höchstens 1500 ablegen können. S. dessen Reise in Arabien S. 311. 312. Anmerk.

Eselin, deren Abbildung auf der zweiten Platte in zweierlei Lagen zu sehen ist, war zwar nicht zu recht vollständigem Wachsthum gelangt, und vermuthlich, weil sie sehr jung gefangen und schlecht gewartet worden, so schwächlich geblieben; gleichwohl hatte sie im Sommer den Weg von Astrachan bis Moskau, über zwei hundert deutsche Meilen, in beständigem Lauf hinter dem Postwagen, ohne mehr als ein Paar Nächte zu rasten, ausgehalten, hatte dabei noch dazu durch Fallen und Stoßen, da sie oft hinter dem Wagen hergeschleift wurde, gelitten, und lief doch noch, mit eben so wenig Ruhe, nach einem kurzen Aufenthalt in Moskau, über hundert Meilen bis Petersburg, ohne zu verrecken. Freilich kam sie höchst mager und elend an, und konnte sich kaum auf den Füßen erhalten; allein sie starb gegen den Herbst doch nicht von dieser Erschöpfung, sondern vielmehr von der Kälte und Nässe des Klima, des Bodens und der Weide, und den Mitteln, die man brauchte, um die dadurch und aus der vorher gegangenen Erhitzung auf der Reise entstandene böse Räude zu vertreiben. Sie erhohlte sich vielmehr, dieser Krankheit ungeachtet, genugsam, um einen Theil ihrer vorigen Munterkeit und Schnelligkeit, und vom Last-

esel sehr verschiedene Eigenschaften und Vorzüge zu zeigen. Allein der nasse Herbst war ihr sichtbarlich zuwider, sogar daß sie auch von der nassen Weide, worauf sie ging, bald hufrissig wurde, und die Hufe sich endlich stückweise von den Füßen abschälten.

Alle Steppenvölker halten den wilden Esel für eins der schnellsten Thiere, und stimmen darin überein, daß die flüchtigsten ihrer Pferde diese leicht gebauten Thiere nicht einhohlen können. Auch Xenophon erzählt von den mesopotamischen wilden Eseln, daß, wenn man sie jagt, sie unterweilen still halten, gleichsam um die Verfolger näher kommen zu sehen, und dann auf ein Mal wieder fortsprengen, und die besten Pferde weit hinter sich lassen. Alle ältere Schriftsteller lassen ihrer Schnelligkeit im Lauf Gerechtigkeit widerfahren, und ihr hebräischer Name (Pärâd) ist von dieser Eigenschaft hergeleitet. Weil sie überdieß gern auf kahlen felsigen Hügeln und Bergen weiden, so hat ihnen die Natur die Fertigkeit gegeben, auf dem höckerigsten Boden und über die schmalsten Pfade schnell zu laufen; und diese Fertigkeit ist auch dem trägen Lastesel verblieben, und wird von diesem auf die Maulthiere fortgepflanzt. Das Thier ist zu diesem

Zweck

Zweck gleichsam gebaut, indem der Leib sehr schmal, die Füße nahe an einander stehen und schreiten, und die kleinen runden Hufe überaus hart, trocken und am Rande scharf sind.

Wie nun der wilde Esel sich in südlichen trocknen Gegenden aufhält und nicht so weit nordwärts schweift, als die wilden Pferde, deren Herden man in den Steppen des russischen Reichs wohl bis an den 56. Grad nordlicher Breite antrifft; so kommt auch der zahme Esel in feuchten und nordlichen Gegenden nicht so gut fort, als das Pferd. Und dieses kann wohl, nebst der schlechten Wartung und übertriebenen Arbeit bey elender Nahrung, die Verbastarung und Verschlimmerung der gemeinen Esel veranlaßt, und diese Zucht nach und nach in Mißkredit gesetzt haben. Allein wer urtheilt von der edeln Pferdegattung nach elenden märkischen Bauerpferden, die oft kaum so gut wie Esel sind? Würde man nicht auch im temperirten und südlichen Europa, bei verbesserter Zucht und Auswahl, eben so gute und saubere Reitesel als im Orient ziehen, und dieses Thier nach und nach verbessern können, wie man das Pferd verbessert hat, dessen wilder Stamm von den edleren Racen an Größe und Schönheit

heit weit entfernt, und ungefähr gemeinen tartarischen Kleppern zu vergleichen ist. Was die Untugenden des Esels, sonderlich seine Tücken betrifft, welche auch das Maulthier erbt, so kommt es mir sehr wahrscheinlich vor, daß größten Theils die zu weite Ausbildung und Empfindlichkeit der Gehörwerkzeuge, welche die Natur dem wilden Stamm, als einem für vollkommene Einöden erschaffenen und vor ferner Gefahr dadurch zu warnenden Thier, verliehen hat, an dem allem Schuld sey. Der Lärmen, den der Esel bey den Menschen nahe um sich hören muß, betäubt ihn sichtbarlich, und man pflegt deßwegen in England den Müllereseln die Ohren nahe am Kopfe wegzuschneiden, weil man weiß, daß sie dadurch gutartiger, munterer und gehorsamer werden. Man würde leicht ein Mittel finden können, ihnen das Gehör ohne eine so entstellende Operation zu dämpfen und eben den Zweck zu erhalten. Durch Verbesserung der Eselzucht, die freilich, nach dem Beispiel der Alten, durch Einführung levantischer Reitesel oder der Füllen vom wilden Stamm am geschwindesten und vollkommensten zu erhalten wäre, würde man dann auch die bekanntlich zu Lastthieren so nützliche Maulthierzucht gar sehr veredeln. Varro und andere Schrift-

steller,

steller, die von der Landwirthschaft und Viehzucht handeln, sind darin einstimmig, daß zu ihren Zeiten die besten Maulthiere vom Onager oder wilden Eselhengst und Stuten gezogen wurden. Die persischen Maulthiere, deren Muth *) und Stärke uns De Bruyn rühmt,

*) De Bruyn sagt in der angeführten Reise S. 139. im südlichen Persien gebe es Maulthiere, die aus natürlichem Triebe (wie einige muthige Pferde und die Hengste der freigehenden Gestüte) tapfer auf Bären und andere reißende Thiere losgehen und sie mit den Vorderhufen niederhauen. Die armen Schweine, welche in jener Gegend sehr rauhborstig und schwarz sind, werden zuweilen das Opfer dieses Triebes der Maulthiere, die selbige nicht immer von gefährlichen Thieren unterscheiden mögen. Varro erzählt im 8. Kap. des 2. Buchs ein ähnliches Beispiel. Ich habe ein Mal ein kalmuckisches Pferd mit dem Reiter, des Zügels unbewußt, feldein gehen, und eine auf der Steppe brütende Trappe, die es für ein wildes Thier halten mußte, todt hauen gesehen. Damit stimmt auch der Trieb der wilden Esel überein, die nach Erzählung der Kirgisen gemeinschaftlich auf wilde Thiere losgehen. Wenn einer eine Schlange sieht, so gibt er durch einen

rühmt, sind vermuthlich eben so erzielt. Vielleicht ließen sich diese Vollkommenheiten noch auf einen höhern Grad bringen, wenn einmal der Dschiggetai oder große mongolische Esel gezähmt, und zu dieser Zucht gebraucht werden könnte, der den Onager an Größe und Schönheit, vielleicht auch noch an Geschwindigkeit, übertrifft.

Die Lebensart der wilden Esel vergleicht sich den Sitten des Dschiggetai und des wilden Pferdes. Sie gehen in Herden, die ein Haupthengst führt, und die aus Stuten und Füllen beiderlei Geschlechts bestehen. Schon Oppian, Plinius und ihre Ausschreiber haben es gesagt. Allein es scheint, daß zur Wanderungszeit die Hengste ihre Eifersucht ablegen, und mehrere Herden sich alsdann vereinigen. Eben zu der Zeit ist die Sprungzeit vorbei, und die Eselinnen sind trächtig; dennoch sollen auch dann die Hengste

nen besondern Laut das Zeichen, da dann alle um ihn zusammen laufen, und jeder gern der erste seyn will, das widerwärtige Geschöpf zu tödten. Eben so sollen sie es mit reißenden Thieren machen, die sie überwältigen können. Allein der Tieger ist ihnen zu gefährlich.

sie sich unter einander beißen und schlagen.— Sie haben ein so scharfes Gesicht und Gehör, und so feine Witterung, daß ihnen in freier Steppe gar nicht beizukommen ist. Die Kirgisen suchen sich in der Gegend, wo sie ziehen, oder bei den Salzpfützen, die sie besuchen, zu verstecken. Allein die Kulans kommen nur selten und kaum um den andern Tag zur Tränke. Die Eselin, welche ich bei mir hatte, wollte oft in zwei Tagen nicht saufen, sonderlich wenn viel Thau oder ein kleiner Regen gefallen war. Salzhaftes Wasser hatte sie lieber als frisches; allein durchaus wollte sie keines berühren, das mit Kleien vermischt oder sonst trübe war. Mit Salz eingeriebenes Brot war ihr sehr willkommen, und oft fraß sie ganze Hände voll Salz. Herr Hablizl erzählte, daß sie, wie er sie noch in Derbent hatte, immer an die kaspische See zur Tränke zu laufen pflegte, obgleich sie süßes Wasser viel näher haben konnte. Die Pflanzen, welche mehr Salztheile enthalten, die verschiedenen Arten Kali oder Sodekraut, Melden, Gänsefüße und Wegbreit, waren ihr die angenehmsten; nächst diesen die bittern milchenden, wie der Löwenzahn, die Saudistel und dergleichen; und dann die Kleearten, Luzern, allerlei Schotenpflanzen, sonderlich wenn man sie ihr mit den Scho-

ten gab, und das Queckgras. Sie liebte auch grüne Gurken, und einige Gewächse, z. E. Erbsenkraut, die ihr grün nicht schmeckten, fraß sie gern, wenn sie getrocknet waren. Hingegen waren ihr alle wohlriechende, balsamische Pflanzen, Sumpfkräuter, Ranunkeln, Nesseln, Fingerblattarten, und alle harte und stachlige Gewächse, auch die Disteln, welche der zahme Esel doch frißt, zuwider. In Persien soll man die gefangenen Kulanfüllen durch die Fütterung mit Reiß, Hafer, Reißstroh und Brot am allerersten zahm machen. Die Bucharen nennen einen Strauch Büvogan, welcher im südlichern Theile der großen Tartarei gemein seyn soll, und von den wilden Eseln begierig abgefressen wird.

Unsere Eselin war übrigens außerordentlich zahm, und folgte den Leuten, die sie fütterten und tränkten, wie ein Hund aus freiem Triebe nach. Mit dem Geruch des Brots konnte man sie locken, wohin man sie haben wollte. Wollte man sie aber bei der Halfter wider ihren Willen leiten, so bezeigte sie sich so eigensinnig als ein Müllereſel. Sie ließ auch hinter sich nicht gern jemand nahe kommen; und wenn man sie mit einem Stock oder der Hand auf dem

Kreuz

Kreuz oder den Hüften anrührte, so schlug sie mit einem grunzenden Laut, fast wie man ihn von ausschlagenden Hengsten hört.

Der auf dem Transport von Persien verreckte Kulanhengst war viel größer und nicht so zahm. Nach Hrn. Hablizls Ausmessung betrug dessen Länge vom Genicke zwischen den Ohren bis an den After 4 Fuß 10½ Zoll, die Höhe des Vordergestells 4′, 2″, 8‴, des Hintergestells 4′, 6″, 6‴; die Länge des Kopfes 2 Fuß; der Ohren 11½ Zoll, und der Schwanz mit dem Haarquast 2 Fuß 1½ Zoll.

Die Länge der Eselin aber vom Genick zum After war nur 3 Fuß 10 Zoll, die Höhe des Vordergestells 3′, 4″, 8‴, des Hintergestells 3′, 6″; der Kopf 1 Fuß 6½ Zoll; die Schwanzrübe 10½ Zoll; der Haarquast am Schwanz 8″, 5‴; die Ohren 7″, 5‴; und sie wog, als sie ganz ausgemergelt todt war, nicht mehr als ungefähr 165 Apothekerpfunde. Der Hengst war auch überhaupt viel stärker an Hals, Gliedern, Brust und Rumpf, und unterschied sich von der Eselin durch den über die Schultern mit dem Rückenriemen kreuzenden schmalen Querstreif, welcher der Eselin fehlte, die nur den

Riemen auf dem Rückgrath allein hatte. Das Kreuz ist bei den zahmen Eseln viel gemeiner, und ziert sonderlich diejenigen, welche hellfarbig von Haaren sind; die Kirgisen sagen, man finde den Querstreif bei einigen wilden Eseln sogar doppelt.

Der Onager ist viel höher und feiner von Gliedern, als der gemeine Esel. Unsere Eselin war von Brust und überhaupt von Rumpf so schmal, daß sie von hinten einem jungen Füllen ähnlich sahe, wie es die eine Figur unserer Platte sehr gut ausdrückt. Sie konnte sich auch wie zarte Füllen mit dem Hinterhuf den Hals und Kopf kratzen, welches ein erwachsenes Pferd nicht mehr kann. Auf dem Vordergestell schien sie sehr schwach; aber über dem Hinterkreuz trug sie den schwersten Mann, ihrer Schwäche ungeachtet, und lief mit ihm davon. Sie trug den Kopf allezeit viel zierlicher empor, als der Hausesel, spitzte auch immer die Ohren aufrecht, selbst bei ihrer Krankheit, und zeigte in allen ihren Bewegungen viel Munterkeit.

Der Kopf des Onagers ist noch höher und größer als beim Dschiggetai, und doch habe ich den gereinigten Hirnschädel von einer bewunderuswürdigen Leichtigkeit befunden.

den. Das Thier hat einen stark gekrümmten Ramskopf. Die Stirn zwischen den Augen ist platt, über den Augengruben aber, die so stark wie bei alten Pferden zu sehen sind, flachrund erhaben. Die Lippen sind sehr dick, und bis an den Rand mit steifen, borstigen Haaren, die nach der Rundung der Lippen gekrümmt anliegen, dicht bekleidet. Der Nasenknorpel bildet nicht diejenige warzenähnliche Erhöhung, welche dem Dschiggetai eigen ist. Der Augenstern ist gelbbraun. Die Ohren an der Spitze sind ganz schwarz, innenher mit krausen, durchkreuzenden Haaren gefüllt, die theils auf beiden Rändern, theils längs drei erhabener Kanten, welche in der Höhle des Ohrs nach der Länge laufen, auswachsen.

Die Farbe ist an der Schnauze und am größten Theil des Leibes schön weiß, mit einem silberhaften Glanze; nur die obern Flächen des Kopfes, die Seitenflächen des Halses und des Rumpfes haben eine blasse Isabellfarbe. Diese Farbe breitet sich längs der Vorderschenkel nicht aus; die Hüften aber bedeckt sie, obgleich im Seitenbug ein weißer Raum, wie eine Hand breit, die Farbe der Bauchseiten von der Farbe der Keulen absondert. Eben so läuft auch ein weißer

weißer Abstand oder Rand auf beiden Seiten des Riemens oder Rückenstreifs, und fließt mit dem weißen Raum des Hinterbugs zusammen. Oppian hat diese weiße Scheidung in seiner poetischen Beschreibung des Onagers sehr wohl ausgedrückt. Die schwärzlich-braune Mähne fängt zwischen den Ohren an, und läuft bis auf die Schultern; sie besteht aus weichen, wollartigen, drei bis vier Zoll hohen Haaren, und ist aufgerichtet, vollkommen wie bei neugebornen Füllen. Der Riemen oder Rückenstreif hebt von der Mähne an, und endigt sich auf der Schwanzrübe, ist fast kaffeebraun, breiter um die Gegend des Heiligenbeins, gegen den Schwanz wieder spitz auslaufend, und überall, auch beim Sommerhaar, welches sich vom übrigen stark unterscheidet, ausgefüllet. Die Haare des Quastes am Schwanze sind ungefähr so stark als die Mähne beim Pferde.

Die Narbe an der innern Seite der Vorderfüße, welche beim gemeinen Esel rund ist, habe ich bei der wilden Eselin länglich, wie sie die Figur vorstellt, nicht vollkommen oval befunden. Die Kugeln aller vier Füße zeigen an der Stelle des Sporns eine erhabene hornhäutige Stelle. Die Hufe sind

beina-

beinahe vollrund, mit starken, dicken Runzeln geringelt und an der Sohle tief ausgehöhlet.

Das Haar des Onagers, sonderlich das Winterhaar, ist viel seidenartiger und sanfter, als beim Pferde. Man kann ersteres am besten mit Kameelwolle vergleichen. Die Winterwolle ist gewellt, fett anzufühlen, und noch bleicher isabellfarbig, da wo diese Farbe herrscht. Das Sommerhaar ist überaus glatt angestrichen, so glänzend, wie Seide, und sanft anzugreifen. Es liegt bis auf einige Haarscheidungen, und die besondern, in der Abbildung ausgedrückten Linien, schlicht von vorn nach hinten. Diese Linien aber sind von zweierlei Art: auf dem dreieckigen Raum, zwischen der Schulter und dem Halse, sind es ordentliche parallele Haarnähte, zwölf an der Zahl, die durch reihenweise sich begegnende Haare entstehen, und zwischen sich Haarscheidungen haben. Allein diejenigen, welche den Vorder- und Hinterschenkel ringweise umgeben, werden durch eine an einzelnen Haaren kaum merkliche Spur verursacht, ohne den Strich des Haars zu unterbrechen. Hinter und vor den Vorderfüßen sind an der Brust auch noch einige parallele Haarnähte von der erstern Art zu sehen. Verschiede-

schiedene Haarwirbel sind auch noch anzumerken, deren zwei gleich hinter dem Genick, zu beiden Seiten der Mähne, und zwei auf jeder Bauchseite stehen. Am hintern Rande der Keulen bilden die zusammen stoßenden Haare eine nach der Länge laufende Naht, und auf dem Bauch eine Kreuznaht. Auf dem Rücken hin liegt das Haar bis zum Schwanz rückwärts, anstatt daß beim Zebra auf einem Theil des Rückens das Haar vorwärts gestrichen ist, wovon ich nur noch zwei andere Beispiele unter allen säugenden Thieren kenne, nämlich den im ersten Theil dieser Beiträge beschriebenen tangutischen Büffel mit dem Pferdeschwanz, und den Oryx, eine Gazellen-Art.

Ich habe am Onager nur 16 Wirbelbeine im Schwanz gezählt, die Zahl der übrigen war genau wie beim gemeinen Esel. Es waren überhaupt nur zwei und dreißig Zähne vorhanden, nämlich in jedem Kinnbacken sechs sehr abgenutzte Schneidezähne. An den innern Theilen konnte ich nicht mehr Verschiedenheit vom gemeinen Esel bemerken, als sich wohl öfters zwischen zwei Thieren einer Gattung zeiget. Im dicken Darm fand ich sehr große Nadelwürmer (Ascaris pollicaris), wie man sie häufig in Pferden hat,

und

und durch den Dünndarm lagen einige Spulwürmer, kleiner als gewöhnlich beim Menschen, zerstreut. Die Schriftsteller, welche versichern wollen, daß die Esel niemals von äußerlichem Ungeziefer geplagt werden, müssen diese Behauptung wenigstens nicht auf den wilden Esel ausdehnen; denn die abgebildete Eselin war am ganzen Leibe mit einer Art sehr kleiner Läuse so häufig bedeckt, daß die Haare damit wie besäet aussahen.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Kirgisen das Kulanfleisch allem andern Wildbret, und auch dem ihnen sonst so leckeren Füllenfleisch vorziehen. Eben dieser Geschmack scheint auch bei den Arabern zu herrschen*); und die Schriftsteller dieser Nation machen in Absicht des Genusses eben den Unterschied zwischen dem wilden und zahmen Esel, den die Hebräer zwischen beiden Thieren machten, und den Onager mit dem zahmen Esel zu vermischen, wie alle andere vermischte Begattungen unter Thieren verschiedener Art, für unerlaubt hielten.—Die Perser glauben an

*) Man sehe Bocharts Hierozoicon Lib. III. c. 16. und Forskåls Observat. Zoolog. p. 5. wo des Onagers unter dem arabischen Namen Djäar Meldung geschiehet.

an der Galle des wilden Esels ein Mittel wider Augenfelle und andere Fehler des Gesichts zu haben; und dieß wäre allenfalls ein verzeihliches Vorurtheil. Aber schändlich ist der Mißbrauch, den sie von den Eselinnen der wilden Race machen, wenn sie, um sich ihrer Einbildung nach vom Rückenweh zu befreien, mit selbigen Bestialität begehen. Unter den nogaischen Tartaren in Astrachan fanden sich einige, welche mit der aus Persien gebrachten Eselin eben diese Kur an sich versuchen zu wollen, unverschämt genug waren.

Die Häute der wilden Esel werden von den Bucharen zum Chagrinmachen sehr geschätzt. Rauwolf berichtet eben das von den syrischen, deren Häute nach Tripoli zum Verkauf gebracht wurden. Diejenigen aber, welche bisher geglaubt haben, daß die Häute der wilden Esel schon an sich körnig und gleichsam ein natürlicher Chagrin sind, oder daß man von keinen andern als wilden Eselhäuten Chagrin machen könne, sind sehr unrecht berichtet. Gleichwohl findet man diese irrige Meinung noch bei den neuesten Schriftstellern, unter andern auch beim Herrn von Buffon. Weil ich nun in Astrachan Gelegenheit gehabt habe, die Bereitung des feinen

nen

nen Chagrins, sonderlich aus gewissen Stücken von Pferdehäuten, zu erlernen, so habe ich, um diesen falschen Begriff möglichst auszurotten, die Beschreibung davon, welche ich schon einer wenig in Deutschland gelesenen Monathsschrift einverleiben lassen*), bereits (B. I. No. XVIII. dieser Beiträge) mitgetheilt.—Die Bucharen aber bereiten auch ganze Eselshäute zu einer groben Art schwarzen Chagrin, wovon ihre wunderlich geschnittene, aber sehr dauerhaft gemachte und an der Sohle ganz mit Nägeln beschlagene Stiefel gemacht zu seyn pflegen, die auch bei den Kirgisen Mode sind, und theuer bezahlt werden; den feinen Chagrin hingegen macht man in Persien hauptsächlich aus dem Kreuz der Pferdehäute.

Von den Steinen, die in wilden Eseln sollen gefunden werden, und wovon Bauhin in seinem lateinischen Traktat vom Bezoar zwei Arten unterscheiden will, weiß ich nichts zu sagen; vermuthlich sind es in gemeinen Eseln oder Maulthieren gefundene Steine.

*) St. Petersburgisches Journal 1777, 4. Band S. 427 und folg. und in den russischen Abhandlungen der St. Petersburgischen ökonomischen Gesellschaft.

Steine, die man dafür ausgegeben hat, um sie wichtiger zu machen, so wie man aus Pferden geschnittene Steine unter dem Bezoar Garmandel oder Coromandel aus Persien und Indien bringt.—Eben so wenig will ich mich hier bei allen den Fabeln aufhalten, die man unter der Rubrik Onager beim Gesner, Aldrovand und Bochart nachlesen kann. Der Mißverstand einiger neuern Schriftsteller, die den Onager der Alten für den Zebra gehalten, oder mit dem Dschiggetai verwechselt haben, verdient keine Widerlegung. Man darf nur das, was ich hier vom wilden Esel gesagt habe, mit Oppians und anderer alten Schriftsteller Beschreibungen vergleichen und noch die Stelle des cremonensischen Bischofs Luiprand beim Bochart daneben halten, um sich völlig zu überzeugen, daß der hier beschriebene wilde Esel unstreitig der Onager der Alten ist." Pallas N. N. Beitr. II. S. 22—40.

Herr Hablizl hat in Persien einige gute Bemerkungen über den wilden Esel gemacht. Er sagt: „Während meines Aufenthaltes in Rätsch hatte ich Gelegenheit zwei wilde Esel (Onager), nämlich einen Hengst und eine Stute, zu kaufen, welche, da sie schon einige Zeit lang bei dem kasbinischen Chan

im

im Stalle gestanden, schon gänzlich zahm gemacht, und aus Kasbin hierher gebracht worden waren. Da ich nun glaube, daß noch von keinem einzigen Naturalisten dieses Thier ausführlich beschrieben worden ist; so halte ich es für meine Schuldigkeit hier eine ganz vollkommene Beschreibung von demselben mitzutheilen, und hoffe hierdurch keinen unangenehmen Dienst besonders denjenigen Liebhabern der Naturgeschichte zu erweisen, welche sich hauptsächlich um die Kenntniß derjenigen wilden Thiere bemühen, von denen unsere Hausthiere abstammen. Hier ist also erst die Ausmessung der äußern Theile desselben, und hernach wird auch die Beschreibung davon nachfolgen:

Ausmessung der äußern Theile des wilden Esels.

	S.	Z.	L.
Die Länge des ganzen Körpers von der Scheitel an bis zum Anfange des Schwanzes gemessen	4	10	5
— — des Kopfes von der Scheitel bis zum Ende der Schnauze gemessen	2	0	0
— — des Halses	1	6	2

Die

	S.	Z.	L.
Die Långe des Schwanzes . .	2	1	3
— der Ohren	0	11½	0
Abstand derselben von einander	0	7	0
— zwischen den Augen . . .	0	10	8
Umfang des Kopfes über der Stirn gemessen.	2	7	8½
— — unter den Augen gemessen	2	6	8
— — über der Schnauze gemessen	1	7	3
— des Halses bei dem Kopfe gemessen	1	11	0
— — in der Mitte gemessen	2	3	8
— — bei seinem Eintritte in den Leib	2	9	3
— des Leibes bei den Vorderfüßen gemessen	4	2	7
— — in der Mitte des Bauches	4	6	0
— — bei den Hinterfüßen gemessen	4	5	9
— — über der Brust gemessen	4	6	6
— — über dem After . . .	4	4½	0
— des vorderen Fußes bei seinem Austritt aus dem Leibe gemessen.	1	5	4
— — beim Schienbeine . .	0	11	0
— — bei dem Hufe	0	8	5

Umfang

	S.	Z.	L.
Umfang des hintern Fußes bei den Hüften	2	5	6
— — bei dem Schenkel . .	1	3	0
— — bei dem Hufe	0	8	6
Die Höhe des Leibes bei den Vorderfüßen gemessen . . .	4	2	8
— — bei den Hinterfüßen .	4	6	6

Ausmessung der äußerlichen Theile der wilden Eselin.

Die Länge des ganzen Körpers von der Scheitel bis zum Anfange des Schwanzes gemessen	4	6	0
— des Kopfes von der Scheitel bis zum Ende der Schnauze gemessen	1	9½	0
— des Halses	1	3	0
— des Schwanzes	1	8	3
— der Ohren.	0	8	4
Abstand derselben von einander	0	4	8
— zwischen den Augen . . .	0	6	0
Umfang des Kopfes über der Stirn gemessen	2	3½	0
— — unter den Augen gemessen	1	10	0

Umfang

	S.	Z.	L.
Umfang über der Schnauze gemessen	1	3	0
— des Halses beim Kopfe gemessen	1	10½	0
— — in der Mitte gemessen	2	0	0
— — bei seinem Eintritt in den Leib	2	5½	0
— des Leibes bei den Vorderfüßen gemessen	3	8½	0
— — in der Mitte des Bauches	4	6	0
— — bei den Hinterfüßen gemessen	3	11	0
— — über der Brust gemess.	3	8	0
— — über dem After gemessen	4	1	0
— des Vorderfußes bei seinem Austritte aus dem Leibe gemessen	0	11	0
— — beim Schienbeine . .	0	8½	0
— — bei dem Hufe	0	6½	0
— des Hinterfußes bei den Hüften	1	9	0
— des Hinterfußes beim Schienbeine gemessen . . .	1	0	0
— — bei dem Hufe	0	6½	0
Die Höhe des Leibes bei den Vorderfüßen gemessen . . .	3	8½	0
— — bei den Hinterfüßen .	4	0	0

Aus

Aus der hier angezeigten Ausmessung der äußern Theile des wilden Esels und der wilden Eselin ersiehet man, daß ersterer die letztere in Ansehung der Größe übertreffe; übrigens aber gehen sie beide in Betracht ihrer Leibesgestalt beinahe in nichts von dem gemeinen Hausesel ab, sondern nur bloß allein ihre langen krausen Haare und die Farbe derselben unterscheiden sie von ihm, so wie dieses aus folgender Beschreibung erhellen wird.

Der Kopf des wilden Esels hat eine längliche Gestalt, eine platte, breite Stirn und stumpfe Schnauze; oben und auf beiden Seiten ist er halb röthlich, und unten und an der Schnauze schneeweiß gefärbet. Die Haare aber, mit welchen er bedeckt ist, sind nicht so lang und auch nicht so kraus als diejenigen, die den übrigen Leib bekleiden. Die Augen sind mittelmäßig groß, mit einem hellbraunen Regenbogen und bläulichschwarzem Augapfel versehen, die Ohren aber eben so, als wie bei dem gemeinen Esel beschaffen, sehr lang nämlich, nicht aufrecht stehend, von außen an ihrer Grundlage und der Spitze mit ganz kurzen gelbröthlichen, in der Mitte aber mit weißen, und inwendig mit langen, krausen, weißen Haaren

besetzt. Der Hals ist ziemlich kurz und dick, besonders beim Hengste, auf beiden Seiten, so wie die Seiten des Rückens, des Bauches und der vordere Theil der Lenden, mit langen, krausen, gelbröthlichen Haaren bedeckt, und oben mit dicht an einander stehenden, steifen, hellbraunen Kammhaaren versehen, die sich auf der Scheitel anfangen, und bis auf die Schultern fortlaufen, von denen die längsten nicht über 4 Zoll halten. Der untere Theil des Halses, die Brust, der Bauch, mit einem Worte, der ganze Unterleib sammt den hintern Backen sind schneeweiß gefärbet. Die Gegend zwischen den Lenden und dem Bauche, die Oberfläche des Rückens mit dem obern Theile der Lenden besitzen eine gleiche Farbe; in der Mitte des Rückens aber ist ein ungefähr dritthalb bis drei Zoll breiter, hellbrauner, aus ganz kurzen aber sehr krausen Haaren zusammen gesetzter Strich vorhanden, welcher bei den Kammhaaren seinen Anfang nimmt, und längs der ganzen Oberfläche des Leibes bis zum Ende des Schwanzes schmal ausläuft; und ein anderer diesem vollkommen ähnlicher, nur viel schmälerer Strich dehnt sich in die Quere des Rückens über die Schulterblätter aus, so, daß diese zwei Striche zusammen genommen ein Kreuz formiren. Allein

lein diesen letztern Querstrich besitzt nur der Hengst; daher ist derselbe auch, die Größe ausgenommen, das einzige Kennzeichen, durch welches er sich von der Stute unterscheidet.

Die Füße des wilden Esels sind etwas dünner als die bei dem gemeinen Esel, mit ganz kurzen schneeweißen Haaren bedeckt, und an ihrer Spitze mit einem kleinen, rundlichen, schwarzen Huf versehen. Der vordere linke besitzet inwendig nach oben zu einen länglichen, schwarzen, kahlen Fleck, welcher mit einer dicken Haut bedeckt ist.

Der Schwanz ist einem Kuhschwanz vollkommen ähnlich, an seinem Ende mit einem Büschel langer, hellbrauner und weißer Haare ausgezieret; sonst aber auch über und über mit kurzen weißen Haaren besetzt.

Das eigentliche Vaterland der wilden Esel ist in Persien das um Kasbin herum befindliche Gebirge, in dessen Thälern sie sich manchmal Herdenweise sehen lassen sollen. Selten werden sie auch im Astrabatischen und Masanderanischen gefunden. So ein faules und langsames Thier unser Hausesel ist, ein so behendes und flüchtiges hingegen ist der wilde

wilde Esel, wenn er in seiner Freiheit lebet. Ich habe mich von vielen Personen zuverlässig versichern lassen, daß ihn alsdann das beste Reitpferd im stärksten Lauf nicht einhohlen könne: daher haben sie auch eine besondere Art, sich desselben zu bemächtigen, erfunden. Sie graben nämlich in den Thälern, wo sich die wilden Esel aufzuhalten pflegen, große tiefe Gruben, belegen dieselben oben mit ganz dünnem Strauchwerke, und treiben hierauf die wilden Esel auf dieselben zu; wenn diese nun auf sie zugelaufen kommen, und auf das Strauchwerk treten, so bricht dasselbe ein, und sie fallen in die Gruben, aus welchen sie wegen der großen Tiefe nicht wieder heraus kommen können; damit sie aber bei dem Niederstürzen sich nicht stark beschädigen können, so werden erstere gemeiniglich mit etwas Stroh oder Heu ausgefüllt. Allein dieser Fang gelingt nicht jedes Mal, sondern nur sehr selten; daher werden auch die wilden Esel in ganz Persien unter die seltensten Thiere gerechnet, ja den meisten Persern sind sie nur dem Namen nach (Chulani und auf türkisch Daga-Ischaki, Bergesel) bekannt. Man fängt sie auch zu keinem andern Zwecke, als um diesem oder jenem Chan damit ein Geschenk zu machen, und dieser läßt sie alsdann als eine bloße

Selten=

Seltenheit in seinem Stalle aufbehalten. Sie würden sich aber ohne allen Zweifel, wenn man ihrer nur in Menge habhaft werden könnte, zu allen den Arbeiten, welche die Hausesel zu verrichten pflegen, sehr leicht gewöhnen. Denn in wenig Monathen werden sie gänzlich zahm, zumal wenn sie jung gefangen werden. Sie gewöhnen sich sehr leicht zu allen Arten von Pferdefutter. Meine fraßen ungedroschenen Reiß, Heu, Stroh, Hafer und auch Brot; ja, was am meisten zu bewundern ist, sie tranken lieber das salzige und bittere Wasser aus der kaspischen See, als anderes Fluß- oder Quellwasser. Und daß sie sich auch leichtlich paaren würden, daran läßt sich beinahe nicht zweifeln. Hablizl Bemerk. in der persisch. Landsch. Gilan. Pall. N. Nord. Beiträge IV. p. 88.

V. Der Guemul oder das Pferd mit gespaltenem Hufe *).

Equus bisulcus.

So unvollkommen die Beschreibung ist, welche uns Videure und Molina von diesem Thiere geben, so muß sie hier doch ihren Platz finden. Der Guemul oder Huemul, Equus bisulcus, sagt Molina, ist ein Thier, welches vielleicht in eine besondere Gattung müßte gesetzt werden; ich habe es aber unter die Pferde gesetzt, weil es außer dem Hufe, der wie bei den wiederkäuenden Thieren gespalten ist, alle Gattungszeichen derselben hat. Seine Zähne sind ganz dieselben, so wohl in Ansehung der Größe als der Stellung.

*) Equus pedibus bisulcis. Molina hist. nat. Chil. p. 88. Das Thier Guemul. Videure Geschichte des Königreichs Chili, pag. 88. Goeze, Natur, Menschenl. u. Vorseh. V. p. 280. Equus bisulcus. Gmelin, Linn. Syst. Nat. I. p. 209. Donndorf Zool. Beitr. I. p. 706. n. 6.

lung. In der Gestalt, Größe, Haar und Farbe nähert es sich dem Esel so sehr, daß man sie oft zusammen verwechseln würde, wenn es eben so lange Ohren hätte, die es aber wie das Pferd hat; der Rücken ist auch nicht mit dem schwarzen Kreuze bezeichnet. Uibrigens sind Kopf, Schnauze, Augen, Hals, Rücken, Rückgrath, Schwanz, Beine und Zeugungsglieder nicht beträchtlich von denen des Esels verschieden. Aber die Stimme gleicht eher dem Wiehern des Pferdes als dem Schreien des Esels. Dieses ist das mißkannte Thier, welches Wallis bei dem Durchgange der magellanischen Meerenge will gesehen haben *). Es ist wilder und schneller als

*) „Wir sahen hier ein Thier, welches dem Esel glich; es hatte aber gespaltene Füße, wie wir hernach sahen, da wir seine Spur verfolgten. Es läuft so geschwind als ein Damhirsch. Es war dieses das erste vierfüßige Thier, das wir in der Straße sahen, ausgenommen bei der Einfahrt, wo wir Guanikos sahen, die wir aber von den Patagonen nicht eintauschen konnten. Wir schossen nach diesem Thiere, aber ohne es zu treffen. Wahrscheinlich ist es den europäischen Naturforschern unbekannt." Hawkesworth Voy. Tom. 2. p. 38.

als die Vikogna, und hält sich gern auf den steilsten Felsen der Anden auf, deßwegen es schwer zu fangen ist. Kurz, der Guemul scheint das Glied auszumachen, welches die wiederkäuenden Thiere mit denen mit Hufen verbindet?

VI. An=

VI. Anhang

zu dem Abschnitte von dem Schweine *).

Sus scrofa.

Ich habe zu der Geschichte, welche ich von der europäischen Race der Schweine geliefert habe, nichts hinzu zu setzen, noch zu der von dem siamischen oder dem chinesischen Schweine, welche sich alle drei mit einander vermischen, und folglich nur eine und dieselbe Art ausmachen, obgleich die europäische Race ansehnlich größer als die übrigen in der Dicke und Größe des Leibes ist; es könnte dieselbe sogar noch größer werden, wenn

*) Buffon Quadr. Tom. I. p. 272. V. p. 99. tab. 16. 17. Buffon vierf. Th. B. II. S. 49. tab. 17. 18. 19.
Buffon Suppl. Quadr. VIII. p. 117.
Schreber Säugth. Sus scrofa domest. tab. 321. aper tab. 322.
Donndorf Zool. Beitr. I. p. 736. n. 1.

wenn man diese Thiere eine ganze Anzahl von Jahren länger in dem zahmen Zustande leben ließe. Herr Colinson von der königlichen Gesellschaft in London hat mir geschrieben, daß ein auf Befehl des Herrn Joseph Leastern fett gemachtes und durch den Metzger Herrn Meck zu Cougleton in Chester-Shire geschlachtetes Schwein acht hundert und funfzig Pfund gewogen habe; eine Seite nämlich drei hundert und dreizehn Pfund, die andere Seite drei hundert und vierzehn Pfund, der Kopf, der Rückgrath, das innere Schmalz, die Eingeweide und das übrige zwei hundert und drei und zwanzig Pfund a).

a) Brief des Herrn Colinson an den Herrn von Buffon, London am 30. Januar 1767. Von der Ausartung der Schweine handelt auch Herr Blumenbach in seinen Beiträgen zur Naturgesch. I. u. VII. p. 36—46.

D.

Das Aethiopische Schwein.
Sus aethiopicus.

T. CDXLVII

Buff. Th. XI. B.

VII. Anhang

zu dem Abschnitte vom Eber des grünen Vorgebirges *),

Sus africanus,

und dem äthiopischen Schweine **),

Sus aethiopicus.

Pall. Spicileg. Zool. II. Tab. I. .u XI. Fig. 7.

(Nach Schreber tab. 326.)

Buffon sagt in seinen Supplementen ***): Wir haben von dem afrikanischen Thiere, welches wir Eber vom grünen Vorgebirge nannten,

*) Sanglier du Cap verd. Buffon hist. nat. XV. p. 148 Buffon vierf. Th. B. XX. S. 292.

**) Sus (aethiopicus) sacculo molli sub oculis. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 220. Aper aethiopicus. Pallas Miscell. Zool. p. 16. tab. 2. Spicil. Zool. II. p. 3. tab. 1. fasc. XI. tab. V. fig. 7. Müller Supplem. p. 59. tab.

nannten, eine Nachricht gegeben*). Wir haben gesagt, daß dasselbe wegen der außerordentlichen Größe der Hauer in der obern Kinnlade uns von einer besondern Race und vielleicht von einer von allen andern Schweinen unterschiedenen Art zu seyn scheine; von welchen es noch durch die lange Oeffnung der Nasenlöcher und durch die große Breite und durch die Gestalt der Kinnladen unterschieden sey; daß wir aber doch die Hauer eines in unserem Walde in Bourgogne geschossenen Ebers gesehen haben, welche einiger Maßen diesen von dem Eber des grünen Vorgebirges nahe kamen, weil diese Hauer ungefähr drei und einen halben Zoll der Länge nach und vier Zoll im Umkreise von der

tab. 3. fig. 2. Erxleb. mammal. p. 187. n. 4. Buffon vierf. Th. B. II. S. 49. 109. Afrikanische Waldschweine, Anunaba. Sparmann Reise p. 350. 353. Engalla, Zimmermann geogr. Zool. II. p. 141. n. 61. Blumenbach Naturg. p. 118. n. 2. Batsch Natursyst. p. 3. n. 1. Donndorf Zool. Beitr. I. pag. 750. n. 4.

***) Buffon Suppl. quadr. ed. in 12. Tom. VIII. p. 119.

*) Sanglier du Cap verd. Buffon XV. p. 148. ed. in 12. VII. p. 376. Buffon vierf. Th. B. XX. S. 292.

der Wurzel an betrugen u. s. w. Dieses ließ uns mit einigem Grunde vermuthen, daß der Eber vom grünen Vorgebirge eine bloße Abart und nicht eine besondere Art in der Gattung der Schweine seyn möge. Der Herr Allamand, ein berühmter Lehrer der Naturgeschichte zu Leiden, hat die Güte gehabt, uns die Abbildung dieses Thiers zu schicken *), und hat nachher folgendes an den Herrn Daubenton geschrieben:

„Ich glaube mit ihnen, daß der auf dem an Sie geschickten Kupferabdrucke abgebildete Eber derselbe ist, welchen Sie mit dem Namen des Ebers vom grünen Vorgebirge bezeichnet haben **). Dieses Thier ist noch (den 5. Mai 1767) in dem Thierhause des Prinzen von Oranien am Leben. Ich besuche dasselbe von Zeit zu Zeit und immer mit neuem Wohlgefallen; ich kann nicht ermüden die besondere Gestalt seines Kopfes zu bewundern. Ich habe an den Gouverneur von dem Vorgebirge der guten Hoffnung geschrieben, mit der Bitte, mir einen andern, wenn

*) Der Herr Allamand redet doch von dem durch den Herrn Pallas so schön beschriebenen äthiopischen Schweine. O.

**) Dieses ist sehr zweifelhaft. O.

wenn es möglich wäre, zu schicken, welches ich aber kaum zu hoffen wage, weil er selbst am Kap für eine Mißgeburt gehalten ward, deßgleichen keiner vorher daselbst gesehen hatte. Wenn mir gegen alle Hoffnung einer zukommen sollte, werde ich ihn nach Frankreich schicken, damit der Herr von Buffon und Sie ihn sehen können. Man hat gesucht denjenigen, welchen wir hier haben, mit einer Sau zu paaren, aber so bald sich dieselbe zeigte, ging er mit Wuth auf sie los, und riß ihr das Eingeweide aus dem Leibe."

Nach dieser in Kupfer gestochenen Platte, welche uns von dem Herrn Allamand geschickt war, haben wir dasselbe Thier abbilden und in Kupfer stechen lassen, dessen Abbildung wir hier auf der eilften Tafel liefern. Wir haben in Pallas Miscellanien und in seinen zoologischen Sammlungen *), wie auch in des

*) Obgleich die hier über das äthiopische Schwein mitgetheilten Nachrichten meiten Theils mit der vom Herrn Pallas in seinen Sammlungen gelieferten überein stimmen, so ist diese doch ausführlicher, und verdienet, als die vorzüglichste, hier ihre Stelle. Er sagt, nach der deutschen Uiber-

des Herrn Vosmaer Beschreibungen dieselbe Kupferplatte gestochen gefunden; und diese beiden letzten Schriftsteller haben jeder eine Beschrei-

Uibersetzung: „Den neuern Zoologen waren nur vier Arten des Schweinegeschlechts bekannt; nämlich der Tajassu, welcher bloß Amerika eigen, das Europäische, der Babirussa, aus den Inseln des Orients, und die wenig bekannte guineische Art.— Von diesen ist allerdings das wilde des afrikanischen grünen Vorgebirges, von welchem Buffon neulichst in seinem Anhange einige Theile beschrieben hat. Von diesen scheint in seiner Art Flaccourts wildes Schwein von Madagaskar verschieden; da aber dieses noch nicht genau bestimmt ist, so kennet man keines von beiden. So kennet man auch die eine oder die andere von den vier Varietäten oder Arten der Schweine noch nicht, welche Camelli in den englischen Transaktionen im 25. Th. S. 2200. u. 25—28. unter die philippinischen Thiere gezählt hat. Und also war man nur über oben angeführte vier Arten gewiß.

Das äthiopische wilde Schwein ist von allen diesen Arten gänzlich verschieden und von keinem Zoologen vorhin beschrieben. Denn

Beschreibung von diesem Thiere geliefert; auch schrieb Herr Allamand in einem Briefe vom 31. Oktober 1766 aus Leiden an den Herrn

Denn die Stellen, welche beim Aelian in seiner Naturgesch. der Thiere B. XVII. Kap. X. von den äthiopischen Schweinen des Dionis und von den gehörnten Schweinen, deren Agatharchides eben daselbst B. 5. Kap. 27. erwähnt, befindlich sind, kommen fast nicht in Betracht. Auch diejenigen Schweine nicht, deren Calphurnius in seinen Hirtenliedern erwähnt, die nicht ohne Hörner waren, und in Rom zur Schau gewiesen wurden; und was Adanson von einem fürchterlich anzusehenden Schweine, das er von fern gesehen, in seiner senegallischen Reise S. 76 77. anführt, ist von unserer Art wahrscheinlich zu verstehen; aber ich würde alles dieses vielmehr auf den Babirussa gedeutet haben, wenn ich nicht diese neue afrikanische Art Schweine gesehen hätte. Und ich gestehe, daß mich noch jetzt über die angeführten Stellen der Schriftsteller dasjenige zweifelhaft macht, was Buffon am angeführten Orte von den Kinnbacken und Zähnen der Schweine des grünen Vorgebirges anführt, die mit ihren hervor ragenden Hauern unserer neuen Art Schweine nichts nachgeben, und doch können sie bei der Gegen-

Herrn Daubenton, daß ein junger Arzt, welcher sich im Haag aufhalte, die Beschreibung desselben in einem Werke geliefert

Gegenwart der Vorderzähne nicht dasselbe seyn, obgleich dieses sehr wahrscheinlich ist.

Das erste Stück dieser seltenen und besonderen Thierart wurde im Sommer 1765 nach Europa gebracht. Es wurde vom Vorgebirge der guten Hoffnung auf einem holländischen Kauffahrdeischiffe, der Erbprinz, geschickt, und war für den Thiergarten des durchlauchtigsten Erbstatthalters bei Vorburg, nicht weit vom Haag, bestimmt, woselbst es sich auch noch befindet, und nicht ohne Verwunderung der Zuschauer öffentlich vorgewiesen wird.

Briefe, welche der Herr Rath Richard Tullbagh, Gouverneur vom Vorgebirge, zugleich mitgesendet hatte, versicherten, daß das Thier selbst in seinem Geburtsorte selten wäre, und daß es fast zwei hundert Stunden von dem Vorgebirge zwischen den Grenzen der Kaffern und Namaken, wo diese Art am meisten gefunden werde, gefangen worden, und daß sich daselbst niemand besinne, jemals eins lebendig gesehen zu haben. Lange vorher war das Fell dieses Thieres, mit Kalk zubereitet, nebst

fert habe, welches wahrscheinlich noch nicht zu uns gekommen sey, und daß der die Kupferplatte habe machen lassen. Dieser junge

Arzt

andern Dingen in das Naturalienkabinett des Prinzen von Oranien geschickt worden; und da mir ungefähr im Anfange des Jahres 1766 der Kopf und die Füße desselben, welche Hr. Vosmaer, Aufseher des Kabinetts, einzig aufbehalten hatte, in die Hände fielen, so kannte ich sie gleich, und sagte, daß es Uiberbleibsel des äthiopischen wilden Schweins wären. An dem Kopfe war noch ein angestecktes Zettelchen vorhanden, mit dem darauf geschriebenen holländischen Namen, Hartlooper, (welches einen Geschwindläufer oder Dromonem bedeutet) woraus ich damals schloß, es müsse dieses Thier in jenen Gegenden nicht so ungewöhnlich seyn, weil es schien, daß ihm seine Benennung von den Einwohnern des Vorgebirges beygelegt worden. Es erhellet aber daraus, daß der Name neuern Ursprunges sey, weil davon bei Kolben keine Spur zu finden, obschon derselbe in seiner Reise nach dem Vorgebirge, Theil I. der deutschen Ausgabe Seite 165, meldet, daß die afrikanischen Schweine von den unsrigen ganz verschieden *) seyen,

*) In der holländischen Ausgabe des Kolbe, wel-

che

Arzt ist wahrscheinlich Herr Pallas, und folglich hat man demselben die erste Kenntniß dieses Thieres zu verdanken. Hr. Allamand

seyen, und daß es in den Wäldern und innern Gegenden von Afrika häufig kleinere Schweine gebe, worunter er vielleicht die so genannten guineischen Schweine will verstanden wissen.

Ich glaube, daß unsere Art Schweine in den innern Gegenden von ganz Afrika, bis zum wenigsten an den schwarzen Fluß, herum schweift. Denn es scheint nicht zweifelhaft, daß dieses das wilde Schwein gewesen, welches auf der westlichen Küste des Mohrenlandes Adanson gesehen zu haben erzählt, ob er es gleich größer als das unsre beschreibt, welches nach meiner Meinung daher kommt, weil ihm vor Schrecken über den Anblick des Thieres, und wegen der monströsen Größe des Kopfes, solches so geschienen. Von dem lebendi-

che zu Amsterdam in zwei Folio-Bänden erschienen, im 1. Th. S. 169. wird das Gegentheil behauptet. Denn der holländische Uibersetzer hat gesetzt, die afrikanischen wilden Schweine wären von den europäischen gar nicht verschieden, welches wider den Sinn der deutschen Urkunde ist.

mand sagt in demselben Briefe, das Besonderste an diesem Schweine sey der Kopf; daß derselbe sehr von dem Kopf unsrer Schweine

bendigen Thier, welches ich zum öftern, und oft mehrere Stunden lang, betrachtet, habe ich einiges, das zu seiner Naturgeschichte gehört, anmerken können. Vornehmlich ist mir der natürliche Geruch besonders vorgekommen, welchen dasselbe, besonders bei heißer Witterung, weit von sich gibt, welcher ungemein stark (ambrosiacus) und demjenigen ähnlich, welchen man an den Händen empfindet, wenn man grünen Schweizerkäse, Schabzieger genannt, angefühlt, und welcher von dem nicht sehr verschieden, welchen die taube rothe Nessel (Lamium purpureum), wenn sie gerieben wird, von sich gibt. Daß dieses Thier sehr hitzig sey, konnte ich mit der Hand empfinden, auch bei der stärksten Kälte des Winters, welche es theils unter freiem Himmel, theils in einem Stalle, der von Bretern zusammen gebauet, obgleich schlecht bekleidet, immer sehr munter ertrug. Es ist viel lebhafter, hurtiger und listiger als unser Schwein, und den oben angeführten holländischen Namen des Dromonis führt das äthiopische Schwein mit Recht. Denn es läuft auch jetzt noch sehr schnell, ob es gleich von seiner vorigen

ne verschieden sey, vorzüglich durch zwei außerordentliche Anhänge an den Seiten der Augen von der Gestalt der Ohren.

Wir

gen Geschwindigkeit in der Gefangenschaft viel verloren zu haben scheint, und da es auch jetzt gröbere und weniger gelenke Füße hat, als sie an den oben angeführten Uiberbleibseln eines wilden Schweines gewesen zu seyn schienen. Wenn es aus seinem Behälter gelassen wurde, so habe ich oft bewundert, wie es die bengalischen Damhirsche aus ihrem Lager verjagte, und einen weiten Weg in dem Thiergarten herum trieb. Wenn es eine Weile eingeschlossen gewesen, und der Wächter nahet heran, und öffnet ihm die Thür seines Behälters, so begehret es mit einigem Grunzen heraus gelassen zu werden, und leidet es nicht gern, wenn die Thür wieder verschlossen wird. Wird es geschlagen, so gibt es den Laut wie ein Ferkel, und wenn man es heraus zu gehen verhindert, oder sonst reizt, so schreiet es kläglich mit dem rauhen Tone eines geschlachteten Schweines; außerdem gibt es selten einen Laut. Wenn es heraus gelassen worden, so gibt es mit Laufen und Springen seine Freude zu erkennen. Es reibt sich öfters am Leibe, und läßt sich gern kratzen, besonders am Halse, wie auch auf dem Kopfe und

dem

Wir bemerken hier, daß die zuvor von dem Herrn Allamand angeführte Verachtung und Grausamkeit dieses Ebers gegen die brünsti-

dem Rücken, und alsdann stehet es still, und gibt durch die Stellung seines Leibes zu erkennen, daß es ihm angenehm sey. Oft ist es tückisch, und vergilt die Mühe des Kratzenden mit einem Stoße. Es hat aber die größte Kraft und Stärke am Kopfe und Halse, so daß es gefährlich ist seinen Stoß zu empfinden, wenn es trifft. Wenn es in die Enge getrieben wird, oder einen Menschen fürchtet, der sich ihm nähert, so gehet es immer rückwärts, und bietet dem Feinde seinen großen harten Kopf dar, und schlägt mit demselben aufwärts und zur Seite, indem es denselben aufwärts springend umher wirft, wo es nöthig ist. Stockschläge auf den Kopf scheuet es viel weniger als die Schläge leichter Ruthen, wodurch es am stärksten gebändigt und in die Flucht getrieben wird. Wenn es läuft, so hebt es seinen Schwanz starr in die Höhe, der sonst, wenn es ruhet, herab hängt, und damit diese Bewegung des Schwanzes frei geschehen könne, hat die Natur durch eine unterhalb befindliche, dicke, lederartige Falte dafür gesorgt. Es kann sich auf die Vorderfüße, welche natürlich etwas höher als die hintern sind, ziemlich

brünstige Sau zu beweisen scheint, daß er von einer verschiedenen Art als unsere Schweine sey. Die Ungleichheit der Gestalt des Kopfes

ziemlich hoch aufrichten, wenn man ihm das Futter hoch entgegen hält. Hingegen, wenn es aus einem niedern Flusse trinken, oder tiefer in die Erde graben will, so stützt es sich auf seine Vorderknie. Es faßt sein Futter mit der Schnauze, deren Oberfläche fast horizontal nach der Erde gerichtet ist, und mit der obern Lefze. Ich habe oft, wenn ich ihm Brot reichte, die Finger mit ins Maul gesteckt, und das glatte und harte Zahnfleisch gefühlt. Die Hauer, oder die hervor ragenden Zähne sind fast bloß zum Kämpfen bestimmt. Doch bedient es sich der untern scharfen Zähne auch, kleine Würzelchen zu zermalmen. Diese weichen von den obern Zähnen, wenn das Thier die Kinnladen bewegt, wenn es sie aber zuschließt, so treffen sie auf einander; daher sie immer spitziger werden, und an den obern Zähnen ist auf der vordern Seite eine abgeschliffene Fläche zu sehen. Mit dem breiten, beweglichen und zum Wühlen in der Erde geschickten Rüssel, wühlt es dieselbe leicht und geschwind um, und läßt sich oft auf die Knie nieder, und wo es möglich, so stützt es sich mit zusammen gezogenem Leibe mit dem

Kopfes, so wohl von außen als von innen, scheinen solches auch zu beweisen; da dieses Thier aber doch dem Schweine viel näher kommt

dem Hintern gegen den Stamm eines Baumes oder Zaunes, damit es mehrere Gewalt anwenden kann. Auf der Seereise war es mit türkischem Weizen, oder Mais, ernährt worden. So bald es aber im Thiergarten ankam, und Gerste mit Buchweizen, ingleichen Möhren und Brot gekostet, womit daselbst andere Thiere gefüttert werden, so verabscheuete es seine vorige Kost. Wo es kann, so gräbt es die Wurzeln von Gras und Würmer aus der Erde. Oft habe ich gesehen, daß es mit den Kiefern Gras abrupfte und kauete. Doch liebt es vor allem Futter Brot, und nimmt es begierig, wenn man ihm dasselbe mit der Hand reichet.

Uiberhaupt ist es so zahm, daß ich glaube, es sey sehr jung gefangen worden. Daß es damals jung gewesen, als es ankam, erhellet aus dem großen Wachsthume, der im ersten Jahr bemerkt wurde. Die Hauer oder hervor stehenden Zähne hörten die ganze Zeit über, so lange das Thier im Thiergarten befindlich war, nicht auf zu wachsen; vornehmlich die obern, deren stumpfe Spitzen kaum erst hervor ragten, die

kommt als einem anderen Thiere, und da es sich nicht allein in der Nachbarschaft des grünen, sondern auch des Vorgebirges der guten

die nun fast zwei Zoll lang und dicker als ein Daumen gewachsen. Ich halte aber dafür, daß sie mit der Feile so abgestumpft, oder vielleicht von dem Thiere an den Wänden des Stalles abgestumpft worden, da ich dieselbe an den Uiberbleibseln des oben angeführten äthiopischen Schweins viel länger, pfriemenförmig und zugespitzt befunden. Es war auch die Lefze auf der rechten Seite, da, wo sie den Zahn umgibt, an dem lebendigen Thiere ehedem verletzt gewesen, nun aber waren die Spalte und Narben allmählich verschwunden. Ich wünschte immer, daß man einen Versuch anstellen und unser Schwein mit dem Hausschweine (scrofa) paaren möchte, welches zu jenes seiner Statur, wegen der kurzen Füße, zu einer solchen Paarung geschickt wäre, folglich einer chinesischen oder indischen so genannten Varietät. Ich hatte auch dem Leibarzte des Prinzen, Herrn Velsen, davon Nachricht gegeben. Derselbe hatte, nach seiner Gewogenheit für mich, mir von dem Prinzen die Erlaubniß ausgewirkt, diesen seltenen Versuch anzustellen. Aber da ich von verschiedenen Geschäften verhindert wurde, so

guten Hoffnung befindet, so werden wir es den afrikanischen Eber nennen, und wir wollen nun zur Geschichte und Beschreibung dessel-

so verschob ich die Sache anfänglich, und mußte sie nachher, da ich mich genöthigt sahe, in mein Vaterland zurück zu kehren, ganz unterlassen. Ich höre nun, daß dieser von mir gewünschte Versuch zwei Mal angestellt worden, nämlich mit der Varietät des indischen Schweines, und mit dem gemeinen Hausschweine, aber unglücklich abgelaufen sey. Ein Freund, der sich im Haag aufhält, berichtete mir, daß unser äthiopisches Schwein das indische, welches zuerst zu ihm gelassen worden, nachdem es von demselben die Witterung bekommen, und es dasselbe in einen engen Ort getrieben, mit einem Stoße der Zähne dergestalt zerfleischet, daß die Eingeweide hervor gefallen, und daß es das europäische Schwein gleichfalls dergestalt übel behandelt, daß man es alsbald wegführen müssen.

Durch diesen Geschlechtshaß ist, nach des Hr. Buffons Meinung, die besondere Verschiedenheit des äthiopischen Schweins von den übrigen seiner Art zu bestimmen, welche übrigens so deutlich ist, und gewiß dieser Bestätigung nicht bedarf. Denn nicht allein die ungewöhnliche monströse Gestalt des

desselben im Auszuge nach der von Pallas und Vosmaer schreiten.

Dieser

des Kopfes des äthiopischen Schweines unterscheidet dasselbe genugsam; sondern auch der Geschlechts-Charakter, welcher von den Vorderzähnen gewöhnlich hergenommen wird, fehlt bei demselben.

Denn obgleich bei allen vorhin bekannten Arten des Schweingeschlechtes die Anzahl der Vorderzähne nicht beständig ist, (denn bei dem Babirussa und Tajassu sind deren oben vier, unten sechs, bei unserm Schweine oben vier, und unten acht,) so schien doch ihre Gestalt und Lage zur Bestimmung des Charakters hinreichend. Denn die obern sind auf eine besondere Art zurück gebogen, von einander stehend und unter sich eingebogen, da gegentheils die untern länglich, vorwärts gebeugt, fast parallel und abgestumpft, unter die Merkmale des Schweingeschlechts gezählt wurden; welches jetzt, bei dem beobachteten gänzlichen Mangel der Vorderzähne bei dem äthiopischen Schweine, nicht mehr angehet, und dadurch wird die Anzahl der Gründe, welche man wider den Nutzen der Eintheilung der Geschlechter der vierfüßigen Thiere nach den Zähnen anführen

kann,

Dieser nennet es das Schwein mit breitem Rüssel oder den afrikanischen Eber; er unterscheidet es mit Grunde von dem guineischen

kann, vermehrt, wovon ich in der Folge noch mehr Beweise beibringen werde.

Eben dieser Mangel der Vorderzähne bei dem äthiopischen Schweine verhindert uns dasselbe mit den Schweinen von Madagaskar und Angola zu verwechseln, deren Hirnschädel, wie ich oben gemeldet, Buffon beschrieben hat. Denn in diesen sind die Vorderzähne in beiden Kinnladen vorhanden, welche jenem in jedem Alter zu mangeln scheinen, wie aus zwei erwachsenen Thieren sattsam erhellet. Alle übrige Beschaffenheiten des Schweinegeschlechts befinden sich auch bei unserer Art, die Gestalt, die Handlungen und vornehmsten Merkmale, welche vorzüglich von dem wühlenden Rüssel, gespaltenen Klauen, und hervor stehenden Hauern oder Waffenzähnen herzunehmen. In Absicht auf die Lage und Richtung dieser Zähne kommt das äthiopische Schwein mit dem unsrigen sehr nahe überein, aber nach ihrer Größe, oder Dicke wenigstens, streiten sie mit den Babirussen; und vorzüglich ist die Dicke der obern, welche nach der Seite gekrümmt sind, die vornehmste Ursache

schen Schweine mit langen spitzigen Ohren, und von dem Pekari oder Tajassu von Amerika, wie auch von dem indischen Babirussa.

„Wo

sache der monströsen Breite des Rüssels, welche ich in der beigefügten Kupfertafel, nach mehrern Versuchen des Mahlers, endlich nach Wunsch abgezeichnet liefere, und welche dem Kopfe, nach Verhältniß der mäßigen Größe der Thiers, ein außerordentliches Ansehen gibt, wozu noch die Lappen unter den Augen und die Warzen kommen, welche das ganze Gesicht gespalten und ungestalt vorstellen. Es scheinen aber diese Warzen und Lappen, welche die Ungestalt des Kopfes nicht wenig vermehren, nicht solche Theile zu seyn, welche diese Art vor andern außer der gewöhnlichen Anzahl Theile mehr hat. Man wird selten wahrnehmen, daß die Natur einem Thiere noch einen Theil zur Zierde oder Nutzen gegeben, welcher bei verwandten Arten gänzlich mangeln sollte; vielmehr ist er bei andern kleiner und bei andern größer, und auf diese Art sichtbar wahrzunehmen. Man kann sagen, daß dieses auch bei dem äthiopischen Schweine geschehen.

Denn bei den übrigen Schweinen, welches man am deutlichsten bei den jungen

Ferkeln

„Wo der Herr von Buffon, sagt er, von einem Theil der Kinnbacken, von dem Schwanze und den Beinen eines außerordentlichen Ebers

Ferkeln der amerikanischen Schweine oder Tajassus sehen kann, ist auf beiden Seiten eine mit Borsten besetzte große Warze unter den Augen, und eine andere am Winkel der Schnauze befindlich. Die Stelle von dieser nimmt bei dem äthiopischen Schweine die Erhabenheit ein, welche sich auf beiden Seiten über dem Rüssel befindet, und anstatt jener scheinet der Lappen unter den Augen vorhanden zu seyn. Anstatt der über den Augenwimpern befindlichen Warze ist bei demselben die runzlige Haut, welche mit langen Haaren besetzt, über den Augen vorhanden.

Die Länge, Größe, und abweichende Gestalt des Kopfes, und die ansehnlichen Zahnwaffen geben diesem Schweine allerdings eine schreckliche Gestalt. Die Natur hat weislich dieses Thier durch die Härte des Rüssels und hervor stehende Hauer, und zugleich auch durch seine Hurtigkeit und Schlauigkeit, da es sonst schwach ist, und weder Hörner noch Klauen zu seiner Vertheidigung erhalten, und mit nackendem Körper kämpfen muß, wider die grausamen Anfälle der in Afrika so häufig befindli-

Ebers vom grünen Vorgebirge, welchen man in dem Kabinette des Königs aufbewahrt, handelt, sagt er, diese Kinnbacken hätten Vorderzähne; aber unser Thier hat dieselbe nicht."

Und

findlichen wilden Thiere beschützt. Und da es mit den Augen, welche ganz oben im Kopfe befindlich, und gleichsam wider die darauf scheinende Sonnenhitze mit einer Mähne von Haaren beschattet werden, kaum anders als vorwärts sehen kann, welches durch den Mangel der Augenwimper an dem vordern Theile der Augenlieder erleichtert wird, da gegentheils die Ohren nach oben und rückwärts, und die Lappen unter den Augen das Sehen nach unterwärts verhindern; so hat ihm die Natur die übrigen Sinne verstärkt, vornämlich den Geruch, um sein Futter zu suchen, und das Gehör, welches auch wider die Insekten durch die rauhen Ohren sonderbar beschützt wird. Die Borsten sind bei diesem Schweine, das nach Art mehrerer Thiere aus der heißen Gegend von Afrika übel bekleidet ist, besonders geordnet. Man beobachtet sie in Querreihen oder Büschel geordnet, und von eben der Art, wie sie Buffon am Schwanz des wilden Schweins vom grünen Vorgebirge beschrieben. Deutlicher erscheinen die

Borsten

Und daher schließet der Herr Vosmaer, daß es nicht dasselbe Thier sey; man hat aber doch eben gesehen, daß Herr Allamand wie ich

Borsten bei den jungen Ferkeln des Stachelschweins mit dem Kamme (hystrix cristata) auf die nämliche Art geordnet, bei welchen man sagen sollte, der mittlere Stamm des Thieres sey mit Kämmen gleichsam geschuppt. Eben dieses habe ich bei dem Panzerthiere mit sechs Schildern (Dasypus sexcinctus) beobachtet. Denn dasselbe ist auf der untern weichen Seite und an den Füßen in die Quere von Warzen ganz uneben, deren jede mit einigen Haaren, nach Querreihen geordnet, besetzt ist. Ich weiß nicht, ob es noch andere Thiere gibt, welche mit Haaren, auf die ähnliche Art geordnet, versehen sind. In dem Kupferstiche, welcher auf der ersten Kupfertafel befindlich, wird der Kopf dieses Thieres nach der Natur völlig ausgedrückt, von welchem ich erinnert habe, daß er in der ehemaligen Abbildung falsch vorgestellt worden. Auf derselben Kupfertafel ist im Winkel besonders die Bildung der Zähne im Grundriß, von den Uiberbleibseln des äthiopischen Schweins, abgebildet, da ich sie in der Zeichnung des Thieres abgeschliffen, wie sie jetzt sind, vorgestellt.

Beschrei-

ich dachte, daß dieser Eber vom grünen Vorgebirge, von welchem ich nichts als einen Theil des Kopfes gesehen habe, sich als dasselbe

Beschreibung. An Größe übertrifft das äthiopische Schwein das indianische, es ist auch dicker und breiter gegen die Schultern und Schenkel, am ganzen Leibe länger, und auf den Vorderfüßen ein wenig höher, auf dem Rücken feister und mehr erhaben gewölbt. Der Kopf ist monströs, und so wohl an Größe als Gestalt besonders. Der Rüssel ist zwischen den hervor stehenden Zähnen, breit, platt gedruckt, und fast wie Horn so hart; die Nase ist beweglich, ein wenig eingebogen, schief abgestumpft, etwas gerändert, und mit der Fläche, in welcher die länglichen Nasenlöcher liegen, nach der Erde gerichtet, und mit wenigen, zarten, weißen Haaren besetzt.

Die Schnauze ist unter dem Rüssel ganz besonders, und ihre Oeffnung, wo sie die Zähne umgibt, hart, etwas dick, mit wenigen langen Borsten besetzt, und gegen die Zähne ist ein halbrunder Lappen, welcher herab hängt, und halb knorplig die Winkel des Mauls bedeckt. Vorderzähne sind nicht vorhanden; aber das vordere Zahnfleisch ist hart, erhaben gewölbt und glatt.

selbe Schwein mit breitem Rüssel zeige, von dem Vosmaer sagt, daß es allen Naturforschern unbekannt sey.

Herr

glatt. Die Hauer sind im obern Kiefer so dick wie ein Daumen eines Mannes, rundlich zugespitzt, frei stehend, vorwärts und auswärts gebogen, und mit zwei Reifen, die ein wenig nach vorwärts eingegraben, nach der Länge ausgehöhlt. Die untern Zähne sind kleiner und gerader, dreieckig zugespitzt, stehen gerade und frei. Diese werden von den obern abgerieben. Daher sind die obern vorn am Grunde in ihrer abgeriebenen Fläche platt und geglättet. Die Backenzähne habe ich nicht betrachten können. Die Augen sind ganz oben im Kopfe, klein, und näher unter sich und bei den Ohren, als bei unserm Schweine; die Augenwimper sind bloß am obern Augenliede, und sehr dicht; aber vorwärts fehlen sie. Der Stern im Auge ist dunkelfarbig. Die Thränenfurche ist vor den Augen und fast länglich. Die Ohren sind etwas groß, ein wenig spitz, inwendig häufig mit weißen Haaren besetzt, welche vom innern Rande einwärts gekehrt sind. Unter den Augen bildet die schlaffe schwarze Haut gleichsam einen weiten Sack, der tief, hin und wieder runzlig, und mit einigen langen Borsten besetzt ist, dergleichen

auch

Herr Tulbagh, Gouverneur vom Vorgebirge der guten Hoffnung, der diesen Eber geschickt hat, hat geschrieben, daß er zwi-

schen

auch die auf den obern Augenbraunen gleichfalls schlaffe Haut hin und wieder hervor bringt. Unter diesem Sacke ist auf beiden Seiten ein Anhang oder ein Lappen des Jochbeins, welcher ganz hart, eingedruckt, gerundet, und fast horizontal ist. Das Thier scheint dieselbe bisweilen ein wenig in die Höhe zu heben, oder gegen die Augen zu ziehen. Wahrscheinlich bestehen sie aus dichtem Fette; denn ich habe sie bei der zubereiteten Haut des Kopfes fast immer verzehrt und bis auf die Größe einer kleinen Warze vermindert befunden. Zwischen dem Lappen und dem Knochen, in einer mittlern Entfernung, ist auf beiden Seiten eine Warze, oder harte runde Erhabenheit auf dem Rüssel befindlich. Die Füße sind wie bei unserm Schweine, aber kürzer. Die Klauen sind schwarz, die größern spitz, und die Nebenklauen, die mit der Spitze auf der Erde ruhen, ebenfalls zugespitzt. Der Schwanz ist gerade, keineswegen biegsam, nackt, und unten mit einer dicken Hautfalte gezäumt, daß er frei kann in die Höhe gehoben werden. Der After ist fast anderthalb Zoll von der Wurzel des Schwan-

zes

schen dem Kafferlande und dem Lande der großen Namaquas, ungefähr zwei hundert Meilen von dem Vorgebirge, gefangen worden,

zes entfernt. Der straffe Hodensack ist zwischen den Schenkeln. Die Vorhaut ist unter dem Bauche ganz locker, und hält den Urin auf. Die Haut ist nackend, röthlich, am Rücken und Kopfe schwärzlich. Am Kopfe ist sie durchaus gleich und hart, aber am Leibe mit Fett unterlegt, und wird nur schlaff, wenn das Thier mager wird; überall aber ist sie mit undeutlichen Ritzen, welche über den Körper die Quere ungleich herab laufen, versehen, und von kleinen abgehenden Schuppen der Oberhaut etwas schorfig. In den Weichen und an der Vorhant ist die Haut immer schlaff, am schlaffsten unten am Halse. Die Borsten stehen dünne, über dem gauzen Körper, auch an den Füßen und dem Theile des Kopfes, der dem Halse am nächsten, büschelweise geordnet, meist fünf oder weniger; die, welche in die Quere in einer Reihe versammelt sind, machen einen besondern Büschel oder Pinsel. Die Schirmhaare an der Stirn sind zwischen den Ohren, und etwas gewirbelt, und aus gelben und weißen Borsten gemischt. Kleine Borsten, welche kurz, schwarz und grau untermischt, nach vorwärts gebogen, besetzen

den, und er setzt hinzu, es sey der erste von dieser Art, welchen man lebendig gesehen habe. Herr Vosmaer erhielt auch das Fell

setzen von der Mähne bis an den Unterschied der Zähne den ganzen Strich nach der Länge. Die Borsten auf dem Rücken, von dem Nacken an, vornämlich über den Schultern, sind häufig, aus dem Dunkelbraunen ins Schwarze fallend, sehr lang, sechs, sieben auch acht Zoll, so dick wie die Borsten der gemeinen Schweine, und lassen sich an der Spitze spalten. Die Menge dichter Borsten, welche den Rücken besetzt, und über den Lenden wie gespalten ist, verschwindet nach hinten. Daher ist der hintere Theil des Rückens mit Büscheln und Borsten viel sparsamer besetzt. Die Seiten des Leibes und die Gegend des Bauchs sind von weißen kleinen Borsten haarig; die auch häufig die untere Gegend des Kopfes und der Kehle besetzen, und, indem sie zusammen laufen, eine Nath, welche von der Ohrengegend nach der Kehle zurück läuft, bilden.

Die Ausmessung.

Das lebendige Schwein habe ich so gut, als es geschehen konnte, genau ausgemessen, und folgende Verhältnisse nach dem Pariser Maße, daran ich gewöhnt bin, gefunden. Ich höre, daß neulich eine Ausmessung

Fell eines Thiers von derselben Art, welches in vielem Betracht von der Haut dieses lebenden Thiers verschieden zu seyn schien.

Man

messung erschienen, welche von dieser verschieden ist; aber ich weiß, daß sie obenhin von einem ungeschickten Menschen vorgenommen worden.

	S.	Z.	L.
Die ganze Länge, von der Spitze des Rüssels bis an den Anfang des Schwanzes	4	9	0
Die Länge des Kopfes, von der Spitze des Rüssels bis an den Zwischenraum der Ohren	1	3	0
Die Länge des Rüssels von der Spitze bis an die Augen	1	0	0
Die Breite des Rüssels zwischen den hervor stehenden Zähnen, von dem Rande einer Lefze bis zum Rande der andern	0	6	9
Die Querlinie zu oberst zwischen dem Lappen an den Jochbeinen .	1	0	6
Die Entfernung der Ohren unter sich	0	6	0
— — — — der Augen unter sich von hinten	0	7	0
— — — — an dem vordern Winkel	0	5	0
— — — — von den Ohren . . .	0	2	0
— — — — der Warzen, oder Erhabenheiten, von den Lappen der Jochbeine	0	3	0

Die

Man hatte dieses Thier in einem hölzernen Kasten geschickt, und als man mir zuvor gesagt hatte, daß es nicht boshaft sey, ließ

	S.	Z.	L.
Die Entfernung derselben von den Hauern	0	1	9
Die Länge der Ohren	0	3	3
Die Höhe des Thieres, von dem Zwischenraume der Schultern bis auf die Erde den Faden gezogen	2	2	6
Die Höhe von der Mitte der Lenden bis an die Erde	1	11	0
Die Länge der Vorderfüße	0	11	6
— — — der Schwanzes	0	10	6
Die größere Dicke des Wanstes mit dem Faden umgeben	3	0	0
Die Dicke des Wanstes gegen die Schenkel oder Wampe	2	9	6

Die obern Zähne, welche bei dem lebendigen Thiere abgestumpft und abgerieben, ragten zuerst kaum, hernach aber einen Querfinger über die Lefze hervor, und waren hernach dergestalt gewachsen, daß sie jetzt fast zwei Zoll breit und scharf, die untern aber ebenfalls zwei Zoll lang sind. An den zubereiteten Uiberbleibseln, welche vom Vorgebirge der guten Hoffnung geschickt worden, und von welchen der Rüssel nebst den Zähnen und der Haut des

ließ ich die Thür des Kastens öffnen. Es ging hinaus ohne ein Zeichen von Bosheit zu geben, es lief und sprang froh herum, oder schnüffel-

des Kopfes in der Naturalienkammer des Prinzen von Oranien noch vorhanden sind, habe ich folgende Maße an den Zähnen beobachten können.

	F.	Z.	L.
Die gerade Höhe der obern zurück gekrümmten Hauer, vom Zahnfleisch bis zur Spitze	0	4	2
— — — der untern geradern . .	0	2	6
Die Entfernung zwischen der Wurzel der beiden obern	0	4	0
— — — — zwischen ihren Spitzen	0	7	6
— — — — zwischen den Spitzen der untern	0	7	4
Die Dicke der Haut gegen den Rüssel	0	0	2
— — — am Halse kaum	0	0	1

In der eilften Sammlung setzt der Herr Pallas hinzu: „Dieses in Europa höchst selten gesehene Thier ward nach meiner Abreise aus Holland 1767, weil es seinen Thierwärter tödtlich am Schenkel verwundet hatte, aus dem prinzlichen Thiergarten im Hause zum Busch beim Haag nach Amsterdam in das Haus Blauw Jan, wo fremde Thiere gezeigt werden, abgelassen. Daselbst

schnüffelte um einige Nahrung zu finden, und nahm begierig, was wir ihm gaben; endlich, nachdem wir es einige Zeit allein gelas-

Daselbst war es zu Anfang des folgenden Jahres, und ich hatte mir diese Gelegenheit schon vorbereitet, um durch meinen nunmehr verstorbenen und der Naturgeschichte zu früh entrissenen Freunde Hrn. D. Schlosser nochmals nach dem todten Thiere die sonderbare Bildung des Kopfes in verschiedener Lage zeichnen zu lassen. Unter den von diesem Freunde damals besorgten Abbildungen gefällt mir sonderlich eine, welche die ganze Gestalt des Kopfes von der Seite und etwas von unten sehr gut und getreu vorstellet, und die ich um deßwillen und um zugleich den fernern Wuchs der Hauzähne bis an den Tod des Thiers zu zeigen, hier auf der 5. Platte in Fig. 7. mittheilen will. Man siehet daraus, daß die vorhin abgestumpften Hauzähne in den letzten anderthalb Jahren fast so groß geworden waren, als ich sie aus alten Thieren beschrieben habe. — Es ist zu bedauern, daß Herr Vosmaer, Direktor des prinzlichen Naturalienkabinetts im Haag, der über das Thier nach dem Tode zu verfügen hatte, nicht eine genaue Messung, die beim lebenden Thiere mit Lebensgefahr verknüpft war, und eine Zergliederung dessel-

gelassen hatten, fand ich es bei meiner Rückkunft sehr beschäftigt in der Erde zu wühlen, worin es, ungeachtet dieselbe mit dicht verbundenen Steinen gepflastert war, doch ein Loch von unglaublicher Größe gemacht hatte, um sich, wie wir nachher bemerkten, einer tief darunter weglaufenden Rinne zu bemächtigen. Ich ließ es in seiner Arbeit unterbrechen, welches nur mit vieler Mühe geschah, und durch Hülfe vieler Menschen bezwang man endlich nur seinen Widerstand, und brachte es in seinen Kasten, welcher

Gitter

desselben durch eine kundige Hand veranstaltet und bekannt gemacht hat. — Ich muß hier noch gegen Herrn Pennant (Synopsis of quadrup. p. 71.) erinnern, daß das äthiopische Schwein, welches wir lebendig in Holland gesehn haben, bis ans Ende ohne Vorderzähne geblieben ist, und daß auch Herr Camper mir neulich gemeldet hat, er besitze den vom Kap überschickten Schädel eines alten Thieres dieser Art, an welchem keine Spur der Vorderzähne zu spüren ist. Vermuthlich wird also der Kopf im Aschmoleanischen Museo zu Oxford von der andern afrikanischen Art wilder Schweine seyn, welche Buffon das Schwein vom grünen Vorgebirge genannt hat. Pall. a. a. O.

Gitter hatte. Es zeigte seinen Verdruß durch helles und klägliches Geschrei. Man kann glauben, daß es jung in den afrikanischen Wäldern gefangen sey; denn es schien hier ansehnlich gewachsen zu seyn. Es ist noch, sagt der Verfasser, dessen Werk 1767 gedruckt ist, lebendig. Es hat den letzten Winter sehr gut überstanden, obgleich die Kälte sehr stark war, und man es die meiste Zeit eingeschlossen gehalten hatte.

Es schien an Behendigkeit unsere Schweine zu übertreffen. Es läßt sich mit den Händen und sogar mit einem Stocke willig kratzen; es scheint, daß man ihm noch mehr Vergnügen durch starkes Kratzen mache; auf diese Weise brachte man es dahin, daß es ruhig blieb, bis man es abzeichnen konnte. Wenn man es neckte oder stieß, zog es sich zurück, und stellte sich immer von der Seite entgegen, von der es sich angegriffen fand, und schlug heftig mit dem Kopfe. Nachdem es lange eingeschlossen war, schien es sehr vergnügt, wenn man es frei ließ; es sprang und jagte die Damhirsche und andere Thiere, und schlug den Schwanz in die Höhe, den es sonst niederhangend trug. Es dunstete einen starken Geruch aus, den ich nicht vergleichen kann, und den ich nicht unangeneh-

nehm fand. Wenn man es mit der Hand rieb, so kam dieser Geruch sehr dem Geruche von grünem Käse nahe. Es fraß allerlei Korn; seine Nahrung am Borte des Schiffes war Mais und Grünes, so viel man davon haben konnte. Seit es hier Gerste und Buchweizen gekostet hatte, womit man mehrere andere Thiere in dem Thierhause ernährte, zog es diese Kost vor, so wie die Wurzeln des Grases und anderer Pflanzen, welche es aus der Erde ausgrub. Rockenbrot liebte es am meisten, und verfolgte die Leute, welche solches hatten. Wenn es fraß, stützte es sich sehr nach vorn zu auf seine gekrümmten Knie, welches es auch bei dem Trinken that, indem es das Wasser von der Oberfläche schöpfte, und in dieser Stellung stützte es sich oft auf den Knien der Hinterfüße. Es hatte sehr gutes Gehör und Geruch, aber ein eingeschränktes Gesicht, sowohl wegen der Kleinheit als der Lage der Augen, welche es sehr hindern die Gegenstände um sich zu sehen, da die Augen nicht allein höher und näher an einander, sondern auch noch an der Seite und unten mehr oder weniger durch zwei Lappen beschattet werden, welche viele Menschen für doppelte Ohren hielten. Es ist klüger als die gemeinen Schweine.

Der

Der Kopf ist von abscheulicher Gestalt; die flache und breite Gestalt der Schnauze mit der außerordentlichen Länge des Kopfes, dem breiten Rüssel, den besondern Lappen oder spitzen Hervorragungen, die an beiden Seiten der Augen hervor stehen, und seine starken Hauer, alles dieses gibt ihm das Ansehen der stärksten Mißgeburt.

Die Ausmessung nach rheinländischem Fuße sind:

	F.	Z.
Länge des ganzen Leibes . . .	4	3
Höhe des Vordertheils	2	3
Höhe des Hintertheils	1	11 $\frac{1}{1}\frac{1}{6}$
Die größte Dicke des Leibes .	3	1
Die kleinste Dicke des Leibes an den Lenden	2	10 $\frac{1}{2}$
Die Länge des Kopfes bis zwischen die Ohren	1	3
Breite des Kopfes zwischen den Lappen	0	9 $\frac{1}{2}$
Die Breite der Schnauze zwischen den Hauern	0	6 $\frac{1}{1}\frac{5}{6}$
Länge des Schwanzes	0	10 $\frac{1}{1}\frac{7}{6}$

Die Gestalt des Leibes kommt ziemlich der von unsern Hausschweinen nahe; es scheint nur kleiner, da der Rücken oben flacher und die Füße kürzer sind.

Der

Der Kopf ist in Verhältniß mit den von andern Schweinen ungestaltet, so wohl in Ansehung des Baues, als der Größe. Der Rüssel ist sehr breit, flach und sehr hart. Die Nase ist beweglich, an den Seiten ein wenig nach unten umgebogen und schräge abgestutzt. Die Nasenlöcher sind groß, eines von dem andern abstehend, und zeigen sich nur, wenn es den Kopf aufhebt. Die obere Lippe ist an den Seiten hart, und dick nahe an den Hauern, über und um welche sie sehr stark hervor hänget, und vorzüglich hinter den Hauern eine halb ovale, hängende und knorpelige Franse macht, welche die Winkel der Schnauze bedeckt.

Dieses Thier hat weder unten noch oben Vorderzähne, aber die vordern Gaumen sind glatt, abgerundet und hart. Die Hauer in den obern Kinnbacken sind an ihrer Wurzel einen guten Zoll dick, zurück gebogen und der krummen Linie nach 5½ Zoll lang hervor stehend, laufen stark nach außen, und endigen sich in eine stumpfe Spitze; an der Seite sind sie auch mit einer Art Streifen oder Rinnen versehen. Die Hauer in dem untern Kinnbacken sind viel kleiner, weniger gekrümmt, beinahe dreieckig, und durch ihr beständiges Reiben gegen die obern Hauer abge=

abgenutzt; sie scheinen gleichsam schräge abgeschnitten zu seyn. Es hat Backenzähne, aber dieselben sitzen sehr nach hinten zu in der Schnauze, und der Widerstand des Thiers verhinderte uns sie zu sehen.

Die Augen sind im Verhältniß zu dem Kopfe klein, stehen höher am Kopfe, und näher an einander und an den Ohren, als bei dem gewöhnlichen Schweine; die Iris ist dunkelbraun bei einer weißen Hornhaut. Die obern Augenlieder sind mit braunen, steifen, geraden und sehr dichten Wimpern, welche in der Mitte länger, als an beiden Seiten sind, besetzt; denn die unteren Augenlieder haben keine.

Die Ohren sind ziemlich groß, mehr rund als zugespitzt, und nach außen mit gelben Haaren stark besetzt; sie schlagen sich nach hinten zu gegen den Leib. Unter den Augen bemerkt man eine Art von kleinem drüsigem Beutel, und unmittelbar darunter lassen sich zwei runde, flache, dichte, gerade, wagrechte Häutchen sehen, welche ich Augenlappen nenne; ihre Länge und Breite beträgt ungefähr zwei und einen Viertelzoll. In gerader Linie zwischen diesen Häuten und der Schnauze

Schnauze erscheint an jeder Seite des Kopfes eine harte, runde, spitze nach auswärts laufende Hervorragung. Die Haut scheint sehr dick, und an den gewöhnlichen Stellen mit Speck angefüllet, aber am Halse, unter dem Bauche und an der Wamme ausgespannt zu seyn; an einigen Orten scheint sie schwach, gefurcht, uneben, und als wenn die oberste Haut hin und wieder abfiele. Uiber dem ganzen Leibe zeigen sich einige sparsam zerstreuete Borsten, wie in kleinen Büscheln von drei, vier bis fünf Haaren, welche mehr oder weniger lang und in gerader Linie dicht an einander stehen. Die Stirn zwischen den Ohren scheinet runzelig zu seyn, und ist mit weißen und braunen dichten Haaren besetzt, welche von dem Mittelpunkte auslaufen, und sich immer mehr und mehr abflächen oder niedriger werden. Von da gegen das Untere der Schnauze hin läuft mitten vom Kopfe ein schmaler Streif von schwarzen und grauen Haaren hinab, welche in der Mitte aus einander gehen, und sich nach jeder Seite des Kopfes hinab schlagen; übrigens sind sie sparsam zerstreuet. Vorzüglich auf dem Nacken, dem Halse und dem vordern Theile des Rückens befinden sich die meisten Wollhaare, welche auch die dichtesten und längsten sind, und ihre Farbe ist dunkelbraun

und

und grau; einige derselben betragen sieben bis acht Zoll in der Länge, von der Dicke wie bei den gewöhnlichen Schweinen, und spalten sich wie bei diesen. Alle diese weichen Haare sind nicht gerade, sondern schwach gebogen; weiter hin auf dem Rücken werden sie dünner, und vermindern sich so in der Zahl, daß sie überall die Haut nackt zeigen. Uibrigens sind die Seiten, die Brust und der Bauch, die Seiten des Kopfes und der Hals mit kleinen, weichen, weißen Haaren besetzt.

Die Füße sind wie bei unsern Schweinen gebildet, und in zwei spitze schwarze Klauen getheilt; die Afterklauen stehen auch auf der Erde, aber sind die meiste Zeit hängend. Der Schwanz ist nackt, senkrecht hängend, kahl, und endigt sich beinahe in eine Spitze. Die Hoden hängen an der Haut des Bauches zwischen den Lenden; die Vorhaut ist am Ende sehr weit. Die Farbe des Thieres ist schwärzlich auf dem Kopfe, aber hell, rothgelblich grau auf dem übrigen Theile des Rückens und des Bauches.

Bei Vergleichung mit der Haut eines andern Thieres von derselben Art, welches ebenfalls vom Vorgebirge der guten Hoff-

nung gekommen war, hat Herr Vosmaer bemerkt, daß der Kopf desselben kleiner und die Schnauze nicht so breit war; demselben fehlten die beiden Lappen unter den Augen, aber man sahe doch daselbst kleine Hervorragungen, welche der Grund oder der Anfang derselben zu seyn schienen; aber es hatte keine runde und spitzige Hervorragungen, welche in gerader Linie zwischen den Augenlappen und der Schnauze stehen; dagegen sind die Hauer viel größer, die oberen so wohl, welche an beiden Seiten eine tiefe Furche haben, sich in scharfer Spitze endigen, und über sechs und einen halben Zoll an den Seiten der Schnauze hervor stehen, als die untern, welche zwei und einen halben Zoll lang sind; diese sind durch ihr Reiben gegen die oberen schräg abgeschliffen und daher sehr scharf. Die Größe der Hauer an diesem Thiere zeiget hinreichend, daß diese Haut von einem nicht jungen Thiere seyn kann; übrigens habe ich an den Füßen keinen Unterschied gefunden." Der Herr Vosmaer endigt auf solche Weise seine Beschreibung, und vermuthet, daß diese Unterschiede, welche er eben angezeigt hat, von dem Unterschiede des Geschlechts herkommen könnten. Ich für meinen Theil bin noch nicht überzeugt, daß dieser afrikanische

Eber

Eber, ungeachtet des ersten Widerwillens, welchen er gegen die Sau, die ihm dargebotenen wurde, bezeigte, nicht eine bloße Abart von unserm europäischen Schweine sey. Wir sehen vor unsern Augen dieselbe Art sehr in Asien, Siam und China abarten; und die großen Hauer, welche ich auf dem außerordeutlichen Kopfe eines Ebers fand, der in meinen eigenen Wäldern vor ungefähr 30 Jahren getödtet ward, diese Hauer, sage ich, welche beinahe so groß als die von dem Eber vom Kap waren, lassen mich stets in Ungewißheit, ob diese Thiere in der That zwei verschiedene Arten oder zwei Abarten derselben Art sind, welche durch den bloßen Einfluß der Himmelsgegend und der Nahrung hervor gebracht sind.

Endlich finde ich eine Anmerkung von dem Hrn. Comerson, in welcher er sagt, man sehe auf Madagaskar wilde Schweine, deren Kopf von den Ohren bis zu den Augen eine Erhabenheit sey, welche bis zu dem Ende des Rüssels abnehme, so daß es scheint, daß es zwei Köpfe wären, davon die Hälfte des einen an dem andern angeschäftet sey; daß endlich das Fleisch dieses Schweines zähe und von schlechtem Geschmacke sey. Diese Nachricht läßt mich glauben, daß das Thier,

welches

welches ich zuvor unter dem Namen des Ebers vom grünen Vorgebirge angezeigt habe, weil uns der Kopf aus den benachbarten Gegenden von diesem Vorgebirge geschickt worden, und welches ich nachher den afrikanischen Eber nannte, weil es in den Gegenden des Vorgebirges der guten Hoffnung sich aufhält, sich auch auf der Insel Madagaskar fände.

In der Zeit selbst, daß ich das vorstehende Blatt nachsahe, und den Probebogen zur Presse verbesserte, erhielt ich aus Holland eine neue Ausgabe meines Werks über die Naturgeschichte, und ich habe in dem fünfzehnten Band dieser Ausgabe sehr wichtige Zusätze von dem Herrn Allamand, von dem ich eben geredet habe, gefunden. Obgleich dieser funfzehnte Band im Jahr 1771 gedruckt ist, so habe ich doch nicht eher als heute, den 23. Julius 1775, denselben kennen gelernt, und ich gestehe, daß ich mit der größten Zufriedenheit die ganze Ausgabe durchgegangen bin, welche in aller Hinsicht trefflich besorgt ist. Ich habe die Anmerkungen und Zusätze des Herrn Allamand so sinnreich und so gut geschrieben gefunden, daß ich mir eine Freude daraus mache, sie aufzunehmen; ich werde sie daher in diesem

Supple-

Supplementbande nach den Abschnitten, auf welchen diese Beobachtungen Bezug haben, einschalten. Ich werde mich entschuldigt halten, das nicht abzuschreiben, welches wir eben gelesen haben; ich würde sogar einige ängstliche Untersuchungen und manche Erörterungen, welche ich zu machen gezwungen war, vermieden haben, wenn ich gleich Kenntniß von dieser Arbeit des Herrn Allamand gehabt hätte. Ich glaube, daß man eben so wie ich mit derselben zufrieden seyn werde, und will anfangen dasjenige hier zu liefern, was dieser gelehrte Mann in Ansehung des afrikanischen Ebers gesagt hat.

Anhang zu dem Abschnitte von dem afrikanischen Eber, von dem holländischen Herausgeber, dem Herrn Allamand *). Dieser sagt: „In der Geschichte, welche uns Herr von Buffon vom Schweine geliefert hat a), zeigte er, daß dieses Thier allen Systemen derjenigen entgehe, welche die Werke der Natur in Klassen und Geschlechter bringen wollen, die sie durch Kennzeichen, welche von

*) Histoire naturelle etc. ed. de Hollande. Amsterdam chez J. H. Schneider in 4. 1771. Tom. XV. p. 45.

a) Tom. V. in 4. edit. de Hollande p. 45.

von einigen Theilen hergenommen sind, unterscheiden. Obgleich die Gründe, durch welche er das Gesagte unterstützt, nicht zu widerlegen sind, so würden sie doch noch eine größere Stärke erhalten haben, wenn er das auf der ersten Kupferplatte vorgestellte Thier gekannt hätte b).

Dieses Thier ist ein Eber, welcher in dem Jahre 1765 von dem Vorgebirge der guten Hoffnung in die Menagerie des Prinzen von Oranien geschickt ist, und bis dahin allen Naturkundigern unbekannt war. Außer allen Eigenthümlichkeiten, welche aus unserem europäischen Schweine eine allein stehende Art machen, liefert dieses uns noch neue Abweichungen, welche es von allen anderen Arten derselben Gattung unterscheiden; denn es hat nicht allein einen anders gebildeten Kopf, sondern es hat auch keine Schneidezähne, von welchen die meisten Namensammler die Unterscheidungszeichen für diese Art Thiere hergenommen haben, obgleich ihre Anzahl bei unserem Hausschweine nicht beständig ist.

b) Diese Kupferplatte des Herrn Allamand ist einerlei mit der eilften in diesem Supplementsbande (auch mit der hier beigefügten).

Herr Tulbagh, Gouverneur von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welcher keine Gelegenheit versäumet, alles Merkwürdige des Landes, welches er bewohnt, zu sammeln und nach Europa zu schicken, ist derjenige, dem man diesen Eber zu verdanken hat. In dem Briefe, womit er denselben begleitet, bemerkt er, daß er tief in das Land hinein, ungefähr zwei hundert Meilen von dem Vorgebirge entfernet, gefangen, und daß er der erste sey, welchen man daselbst lebendig gesehen habe. Er hatte aber doch in dem vorigen Jahre einen anderen geschickt, welcher noch lebt; und im Jahre 1757 hatte er davon eine Haut geschickt, von der man nur den Kopf hat erhalten können; welches anzuzeigen scheint, daß sie an ihrem Geburtsorte nicht selten sind. Ich weiß nicht, ob Kolbe von demselben habe reden wollen, wenn er sagt: „Man sieht nur selten wilde Schweine in den Ländern, welche die Holländer besitzen; weil es da nur wenige Waldungen, die ihre gewöhnliche Zuflucht sind, gibt, so haben sie keine Versuchung dahin zu kommen. Außerdem würden die Löwen, die Tieger und andere Raubthiere sie so sehr ausrotten, daß sie sich nicht stark vermehren könnten." Da er nicht die geringste Beschreibung hinzu setzt, kann man daraus nichts schließen,

ßen, und endlich ordnet er unter die Zahl der Schweine des Kaps den großen Ameisenfresser oder Tamandua, welches ein amerikanisches Thier und in keinem Stücke dem Schweine ähnlich ist. Welchen Gebrauch kann man von einem Schriftsteller machen, der so wenige Kenntnisse besitzt?

Unser afrikanische Eber ist dem europäischen dem Leibe nach ähnlich, aber er unterscheidet sich von demselben durch den Kopf, welcher eine unnatürliche Größe hat. Was sogleich in die Augen fällt, sind die beiden großen Hauer, welche an jeder Seite der obern Kinnlade hervor stehen und beinahe senkrecht in die Höhe gehen. Sie sind beinahe sieben Zoll lang, und endigen sich in eine stumpfe Spitze. Zwei ähnliche, aber kleinere und vorzüglich an ihrer innern Seite dünnen Zähne entspringen aus der untern Kinnlade, und legen sich genau an die äußere Seite der obern Hauer, wenn das Maul geschlossen ist: dieses sind die starken Waffen, deren er sich nützlich in dem Lande, das er bewohnt, bedienen kann, wo er wahrscheinlich oft den Anfällen reißender Thiere ausgesetzt ist.

Sein Kopf ist von vorn sehr breit und

flach:

flach; er endigt sich in einen breiten Rüssel, dessen Durchmesser beinahe der Breite des Kopfes gleich kommt, und so hart als Horn ist. Er bedient sich desselben, wie unsere Schweine, damit in der Erde zu wühlen. Die Augen sind klein, und liegen vorn am Kopfe, so daß er kaum von der Seite, sondern bloß von vorn sehen kann; sie sind weniger von einander und von den Ohren abstehend, als bei dem europäischen Schweine; unter denselben ist eine Vertiefung der Haut, welche eine Art von sehr runzligem Beutel bildet. Die Ohren sind nach außen zu stark mit Haaren besetzt. Etwas niedriger, beinahe an den Seiten der Augen, erhebt sich die Haut, und bildet zwei Hervorstehungen, welche in der Ferne ganz gemeinen Ohren gleichen; sie haben die Gestalt und die Größe derselben; ohne sehr beweglich zu seyn, bilden sie mit dem Vordertheile des Kopfes einerlei Fläche. Nach unten zu zwischen diesen Erhabenheiten und den Hauern befindet sich auf jeder Seite des Kopfes eine große Warze; man siehet leicht, daß eine solche Bildung diesem Thiere ein ganz besonderes Ansehen geben müsse. Wenn man es von vorn ansieht, glaubt man vier Ohren auf einem Kopfe zu sehen, der keinem Kopfe eines andern bekannten Thieres ähnlich ist, und

der

der wegen der großen Hauer furchteinjagend ist. Hr. Pallas c) und Vosmaer d), welche uns von demselben eine gute Beschreibung geliefert haben, sagen, daß es sehr sanft und sehr zahm gewesen, wie es in Holland ankam; da es mehrere Monathe auf dem Schiffe gewesen, und ziemlich jung gefangen war, so war es beinahe ein Hausthier geworden. Wenn man es aber verfolgte, und es die Leute nicht kannte, zog es sich langsam zurück, indem es auf eine drohende Weise die Stirn zeigte, so daß man mit jedem Tage dasselbe mehr fürchten mußte. Der Mensch, der es besorgen mußte, machte davon eine traurige Erfahrung: dieses Thier ging eines Tages, da es böse war, auf ihn zu, und hieb ihm mit den Hauern eine starke Wunde in die Lende, woran er den folgenden Tag starb. Um ähnlichen Zufällen in Zukunft vorzubeugen, war man genöthigt, es aus der Menagerie zu nehmen, und es an einem Orte, wo kein Mensch hinzu kommen konnte, eingeschlossen zu halten. Nach Verlauf von einem Jahre starb es, und sein ausge-

c) Miscellanea zoologica et ejusdem Spicilegia Zoologica. Fascic. II.

d) Beschryving van een africaansch Breedsneutig Varken door A. Vosmaer.

ausgestopftes Fell ist in dem Naturalienkabinett des Prinzen von Oranien zu sehen. Dasjenige Thier, welches seine Stelle ersetzte, und jetzt wirklich in der Menagerie ist, ist noch sehr jung; seine Hauer sind kaum über zwei Zoll lang. Wenn man es aus dem Orte, wo es eingeschlossen ist, hinaus läßt, so bezeigt es seine Freude durch hüpfen und springen, und daß es viel schneller als unser Schwein läuft; es hält dabei den Schwanz in die Höhe und gerade. Aus dieser Ursache haben die Bewohner des Kaps dasselbe ohne Zweifel Hartloper oder den Läufer genannt.

Man kann nicht zweifeln, daß dieses Thier nicht eine ganz unterschiedene Art bis jetzt unter der Race der Schweine ausmache: obgleich es derselben in Ansehung des Leibes ähnlich ist, so sind doch der Mangel der Schneidezähne, und die besondere Bildung des Kopfes zu deutliche Unterscheidungskennzeichen, als daß man dieselben auf die durch Klima hervor gebrachten Veränderungen schieben könnte, und um so mehr, da es in Afrika Schweine gibt, welche durch nichts als den kleinen Wuchs von den unsrigen verschieden sind. Was das Angeführte noch mehr bestätiget, ist, daß es scheint,

es könne sich nicht mit unsern Schweinen vermehren, wenigstens muß man dieses durch den Versuch, welchen man angestellet hat, vermuthen.

Man führte ihm eine chinesische Sau zu; nachdem er derselben einige Zeit nachgespürt hatte, verfolgte er sie, bis er sie an einem Orte erreichte, wo sie nicht entwischen konnte, und da hieb er ihr mit einem Hiebe die Eingeweide aus dem Leibe. Er empfing eine gewöhnliche Sau, welche man ihm einige Zeit nachher zeigte, nicht besser; er mißhandelte sie so sehr, daß man sie gleich wegbringen mußte, um ihr das Leben zu retten. Es ist zu bewundern, daß dieses Thier, welches, wie ich schon bemerkt habe, an den Oertern, wo es zu Hause gehört, nicht selten zu seyn scheint, von keinem Reisebeschreiber beschrieben ist, oder daß wenn sie davon geredet haben, es in so unbestimmten Ausdrücken geschehen ist, daß man sich davon keinen Begriff machen kann. Flaccourt sagt, es gäbe in Madagaskar Schweine mit zweien Hörnern zur Seite der Nase, welche wie zwei Schwänzen ständen, und daß diese Thiere fast so gefährlich als in Frankreich wären. Der Herr von Buffon glaubt, daß auf dieser Stelle von dem Babirussa die Rede

de sey, und vielleicht hat er Recht; vielleicht ist aber auch die Rede von unserm Eber: die Hörner, welche zweien Höckern ähnlich sind, können auch die Hauer dieses Ebers so wohl, als die des Babirussa seyn, welche nur schlecht beschrieben sind, und was Flaccourt hinzu gesetzt, daß diese Thiere gefährlich seyn, scheint mehr auf unsern afrikanischen Eber zu passen. Adanson, da er von dem Eber sagt, den er in Senegal gesehen habe, drückt sich so aus: „Ich bemerkte, sagt er, einen von den großen Ebern, welche allein in Afrika sind, und von welchem, so viel ich weiß, noch kein Naturkundiger gehandelt. Er war schwarz, wie der europäische Hauer, aber von einem viel höhern Wuchse. Er hatte vier große Hauer, von welchen die beiden obersten halbzirkelförmig gegen die oberste Stirn zurück gebogen waren, und Hörnern, wie andere Thiere sie tragen, ähnlich waren.“ Herr von Buffon vermuthet noch, daß Adanson von dem Babirussa habe reden wollen, und ohne sein Ansehen würde ich glauben, daß dieser Schriftsteller diesen Eber habe bezeichnen wollen; denn ich begreife nicht, wie er hätte sagen können, daß kein Naturkündiger von ihm geredet, wenn er den Babirussa gemeinet hätte; er ist zu bewandert in der Natur-

geschich-

geschichte, als daß er nicht wissen sollte, daß dieses Thier oft beschrieben sey, und daß man den Kopf seines Gerippes beinahe in allen europäischen Sammlungen finde.

Aber vielleicht gibt es in Afrika noch eine andere Art von wilden Schweinen, welche uns noch unbekannt ist, und diejenige seyn kann, welche Adanson bemerkt hat.

Was mich dieses vermuthen läßt, ist die von Daubenton gelieferte Beschreibung eines Theils der Kinnbacken von dem Schweine des grünen Vorgebirges: was er davon sagt, beweiset klar, daß er von unserm Eber verschieden sey, und völlig auf denjenigen passe, von dem hier die Rede ist, wenn es nicht in beiden Kinnbacken Schneidezähne hätte."

Ich unterschreibe sehr gern die meisten hier von dem Herrn Allamand angestellten Betrachtungen; nur bleibe ich noch bei der Meinung, wie er auch selbst zuerst glaubte, daß das Schwein vom Vorgebirge der guten Hoffnung, von dem wir gesprochen haben, und der Kinnbacken, von welchem Daubenton die Beschreibung geliefert hat, einerlei Thier mit diesem sey, obgleich es keine Schneidezähne hat. Es gibt keine Thiergattung,

tung, bei welcher die Ordnung der Zahl der Zähne mehr als bei den Schweinen veränderlich ist. Dieser Unterschied allein scheint mir deßfalls nicht hinreichend, um zwei besondere Arten aus dem afrikanischen Schweine und dem vom grünen Vorgebirge zu machen, um so weniger, da alle übrigen Kennzeichen des Kopfes dieselben zu seyn scheinen.

Sparrmann sagt: „Heute erblickte ich (am Sonntagsflusse) zum ersten Mal eine Trift Waldschweine (Boschvarkens), oder, wie sie auch wohl heißen, wilde Schweine (wilde Varkens) in ihrem wilden Zustande; denn bisher hatte ich nur Ein solches Thier in der Menagerie am Kap gesehen, wo man es mit einer starken eisernen Kette angebunden hatte, weil es sehr wild und böse war. Pallas erzählt, daß ein solches Thier den Aufseher der Menagerie im Haag getödtet habe. Daß es in der That gefährlich seyn müsse, kann man schon schließen, wenn man seine großen Hauzähne betrachtet. Dieser sind vier: zwei kommen aus dem obern Kinnbacken, und beugen sich wie Hörner aufwärts, bestehen aber dessen ungeachtet aus einer feinen elfenbeinartigen Materie. An einem eingefal-

gesalzenen und nachmals getrockneten Kopfe, den ich der Sammlung der hiesigen Akademie der Wissenschaften einverleibt habe, stehen diese Zähne oder Hörner 9 Zoll lang aus dem Maule hervor, und an der Wurzel haben sie einen Umfang von 5 Zoll. Die beiden andern aus der untern Kinnlade kommenden Hauer sind außerhalb des Mauls nur 3 Zoll lang, und auf der nach inwendig gekehrten Seite flach, wodurch sie einer ähnlichen Fläche der obern Fangzähne entsprechen. Sie sämmtlich gebraucht dieses Thier nicht so wohl, um damit zu beißen, als vielmehr zu stoßen, wenn es sich wehrt, oder andere angreift. Ein kleines Ferkel, welches ich nachher beim Weesflusse fing, und angebunden mit mir führte, um es lebendig mitzubringen, machte es schon so, und nöthigte mich bald, es zu schlachten. Es war erstaunlich wild, und in seinen Bewegungen geschwinde; und ob es zwar noch eben nicht gefährlich war, fürchteten sich doch meine Buschhottentotten außerordentlich vor ihm. Wir wagen es lieber, sagten sie, einen Löwen in freiem Felde, als ein afrikanisches wildes Schwein anzugreifen: denn ob dieses gleich weit kleiner ist, so schießt es doch schnell wie ein Pfeil auf uns los, wirft uns um, zerschmettert uns die Beine, und ritzt

uns

uns den Bauch auf, ehe wir es mit unsern Wurfspießen treffen und tödten können. Diese wilden Schweine haben ihre Wohnung unter der Erde, und die Eingänge dazu kamen mir sehr enge vor. Man hat mir zwar gesagt, daß sie rückwärts hinein gehen, und sich der Länge nach hinter einander in einer Reihe darin stellen; allein dieses ist eben nicht glaublich; denn vermuthlich sind jene Gänge nach unten weiter. So viel ist inzwischen gewiß, daß man es ganz und gar nicht wagt, sie in ihren Löchern anzugreifen, weil man sich fürchtet, daß sie eilig heraus fahren möchten. Dieses Thier ist übrigens verhältnißmäßig zu seinem Kopfe klein, wodurch ihm das Graben der unterirdischen Gänge und Behausungen so wohl, als der Aufenthalt unter der Erde erleichtert wird. Auch zu Pferde muß man sich in Acht nehmen, den Waldschweinen nicht zu nahe zu kommen, oder sie auf dem Fuße zu verfolgen, weil sie sich manchmal in Geschwindigkeit umkehren, und dem Pferde die Beine entzwei schlagen oder stoßen, und darauf Pferd und Reiter ums Leben bringen. Ich setzte heute so wohl Alten als Ferkeln nach, um irgend eins zu schießen; aber vergeblich. Indessen verschaffte mir diese Jagd doch ein besonderes Vergnügen. Ihre an sich schon ziemlich große Köpfe schie-

nen nämlich plötzlich in noch weit größere und unförmlichere umgeschaffen zu seyn. Uiber diese schnelle und wunderbare Verwandlung wurde ich so viel mehr bestürzt, da ich durch das scharfe Reiten in einer buschigen und durch viele Löcher unsichern Gegend verhindert wurde, genau darauf zu achten, wie sie zugegangen sey. Sie bestand jedoch darin, daß auf der Flucht jedes Schwein ein Ferkel ins Maul genommen hatte: ein Umstand, der mir auch noch eine andere sonderbare Erscheinung erklärte, wie nämlich alle Ferkel, die ich zugleich mit den Alten zu verfolgen angefangen hatte, auf ein Mal verschwunden zu seyn schienen. In diesem Stücke trifft man unter den Waldschweinen eine Einigkeit an, die derjenigen gleich ist, welche unter zahmen Schweinen herrscht, und nur bei wenigen andern Thieren zu finden ist. Auch ist das bewundernswürdig, daß diese Ferkel auf solche Art zwischen so großen Zähnen gehalten werden können, ohne daß sie beschädigt werden oder schreien. Ihr Geschrei ist übrigens völlig wie das Quicken unserer gewöhnlichen Ferkel. Uibrigens weiß ich ziemlich zuverlässig, daß es einem Bauer in Kambebo, Namens Josua de Baar, gelungen ist, von afrikanischen Waldschweinen, die man mit Schweinen von der gemeinen

Art

Art hat begatten lassen, Junge zu bekommen, die sich weiter fortgepflanzt haben. Daß, wie Herr Pallas meldet, in Holland ähnliche Versuche nicht geglückt sind, hindert nicht, daß jene einen bessern Erfolg gehabt haben. Sonst habe ich auf meiner Zurückreise durchs lange Thal bei einem dasigen Bauer an zwei zahmen Ferkeln beobachtet, daß sie, um sich das Abfressen des Grases zu erleichtern, nicht nur sich auf die Knie legten, sondern auch mit vieler Leichtigkeit auf denselben weiter fortkrochen. Diese Eigenschaft scheint ihnen in ihren unterirdischen Gängen zu Statten zu kommen, und darin ihren Grund zu haben, daß die Hälse zu kurz sind, als daß sie sich bequem zur Erde niederbeugen lassen. Die afrikanischen Waldschweine unterscheiden sich von allen andern Arten der Schweine auch dadurch, daß sie vier besondere Auswüchse oder Drüsen haben. Zwei davon sind breit und platt, halten so wohl in der Länge als Breite zwei Zoll im Durchmesser, und stehen eine Hand breit gerade unter jedem Auge. Die beiden andern sind kugelrund, einen Zoll hoch, und befinden sich auf der Schnauze in einem Abstande von drei Zoll in gerader Linie hinter den Winkeln des Mauls. Der Schwanz ist an der Spitze platt, und weder Alte noch

 Junge

Junge unterließen, so lange sie verfolgt wurden, dieses Gliedmaß kerzengerade in die Höhe zu halten. Das Fleisch dieser Schweine schmeckte dem gewöhnlichen Schweinefleisch sehr ähnlich. Die schwarze Farbe aber, welche Pallas ihnen beilegt, und die ihnen auch in der von Vosmaer mitgetheilten illuminirten Abbildung gegeben wird, habe ich an ihnen nie wahrgenommen, sondern die, welche ich gesehen habe, hatten bloß die hellgelbe Farbe der meisten gemeinen europäischen Schweine. Eben so wenig habe ich gehört, daß irgend jemand hier zu Lande, wie Vosmaer behauptet, sie Hartloopers (Hirschläufer) nennt, wohl aber, daß die Hottentotten ihnen den Namen t'Kannaba geben. Diese haben mir auch erzählt, daß sie sich gern im Kothe wälzen, und nach der Wurzel der Zaserblume (Mesembryanthemum), die bei den Hottentotten Da-k'kai heißt, wühlen.

VIII. Anhang

zu dem Abschnitte von den Ziegen *).

Capra Hircus.

Herr von Buffon sagt in seinen ersten Supplementen **): Pontoppidan erzählt, daß die Ziegen in Norwegen so zahlreich sind, daß allein in dem Hafen von Bergen davon jährlich bis auf achtzig tausend unbereitete Bockshäute ausgeschifft werden, ohne diejenigen zu rechnen, welche schon zugerichtet sind. Die Ziegen schicken sich wirklich sehr zu der Natur dieses Landes; sie gehen ihre Nahrung zu

*) Capra Hircus. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 193. β. Buffon hist. nat. quadr. V. p. 59. tab. 8. et 9. Ed. in 12. Tom. I. p. 253. tab. 4. 5. Buffon vierf. Th. B. II. S. 5. tab. 13—14. Schreber Säugth. tab. 283. Donndorf Zoolog. Beitr. I. p. 648. β. Müller Linn. Natursyst. I. p. 404. n. 1.

**) Buffon Suppl. quadr. ed. 12. Tom. VIII. pag. 153.

zu suchen, auf die steilesten Gebirge. Die Männchen sind sehr muthig, sie fürchten keinen Wolf allein, und sie helfen sogar den Hunden die Herde zu vertheidigen *).

In den folgenden Supplementen sagt Buffon **): Wir liefern hier auf der funfzehnten Tafel die Abbildung eines Ziegenbocks, dessen Klauen einen außerordentlichen Wachsthum bekommen hatten; dieser Fehler oder vielmehr dieser Uiberfluß ist ziemlich gemein bei den Böcken und Ziegen, welche sich auf den Ebenen und nassen Gegenden aufhalten.

Es gibt Ziegen, welche viel fruchtbarer als andere sind, und zwar nach der Verschiedenheit der Race und ihrer Himmelsgegend. Wie der Hr. Secretary, Ludwigsritter, zu Ryssel in Flandern in den Jahren 1773 und 1774 war, sahe er bei dem Herrn Dezinel sechs schöne junge Ziegen, welche eine einzige Ziege mit einem Male geworfen hatte; eben dieselbe Ziege hat in zwei andern

*) Hist. nat. par Pontoppidan. Journal étranger Juin 1756. V. Pontoppidan Natur-Hist. von Norweg. 2. Th. S. 14. D.

**) Buffon Suppl. quadr. 12. Tom. X. p. 254. 255. Pl. XV.

dern Würfen zehn und in den drei vorigen zwölf geworfen a).

Der verstorbene de la Nux, mein Korrespondent auf der Insel Bourbon, hat mir gesagt, daß es auf dieser Insel auch seit funfzehn Jahren Racen gebe, welche von Ziegen aus Frankreich und Böcken aus Indien entsprungen sind; daß man sich neulich sehr kleine und sehr fruchtbare Ziegen von Goa angeschafft, und dieselben mit denen aus Frankreich vermischt habe, und daß sich dieselben fortpflanzen, und schon sehr vermehrt haben. Ich habe in dem Abschnitte von den Maulthieren in den Supplementen (S. oben S. 13) die Versuche angeführt, welche ich mit der Vermischung von Böcken und Schafen gemacht habe; und diese Versuche zeigten, daß man dadurch leicht Bastarde bekam, welche von den Lämmern kaum anders als durch das Fell verschieden waren, welches nämlich viel mehr Haare als Wolle hatte. Herr Roume von St. Laurent macht bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, welche vielleicht gegründet ist: „Da die Art der Ziegen, sagt er,

a) Des Herrn Secretary Brief an den Herrn von Buffon vom 4. Januar 1777.

er, mit der Art der Schafe zusammen Bastarde, Chabins genannt, zeugen, die sich vermehren, so könnte es seyn, daß diese Mischung Einfluß auf die ganze Masse der Art gehabt habe, und die Ursache einer Wirkung gewesen, die man dem Klima der Inseln beigelegt hat, wo die Art der Ziegen über die Art der Schafe gesieget hat."

Zweiter Anhang.

Herr Lichtenberg gibt in seinem Magazin aus einem Briefe von Bern 1785 folgende Nachricht.

„Der Herr von Wattenwyl von Molens hat einen Steinbock, der nun in das vierte Jahr geht. Er erhielt dieses Thier ganz jung, und ließ es von einer Ziege säugen, die ihm jetzt zur Gesellschaft und, wie Sie bald sehen werden, auch noch zu weit mehr dient.

Der Steinbock war bei seiner Pflegemutter ein ungemein zahmes und gesellschaftliches Thier, das mit unbegreiflicher Fertigkeit aller Orten zu Hause war. Bald mußte seine Führerin im Springen gegen ihn weit zurück bleiben. An einer zwanzig Fuß hohen senkrechten Mauer klimmte er, wie an einer Felsen-

Felsenwand, hinauf. Im vorigen Jahre ward die Ziege trächtig, und der Verdacht fiel auf den Säugling, da die Ziege keine Gesellschaft weiter hatte, und das junge Thierchen sehr von der Ziegenart abzustechen schien. Indessen gab die Seltenheit deßfalls noch immer Anlaß zu einigem Zweifel. Man beobachtete aber nunmehr genauer. Die Ziege ward anerkannt trächtig von dem Steinbock, und warf zwei Junge, die gegenwärtig schon mehr als halbwüchsig sind, und unzweifelhafte Zeichen dieser Begattung an sich tragen. Ihre Hörner sind schon wirklich 9 Zoll lang; ihr Bau, ihre Farbe, ihre Bezeichnung, kurz, alles sieht mehr steinbocks= als ziegenartig aus. Beide Thiere sind Böcke; ihre Geberden und ihre Behendigkeit im Springen und Klimmen erhebt sie sehr weit über die gemeine Ziegenart.

Da heut zu Tage Steinböcke auf den rauhesten Gebirgen eine Seltenheit sind, und ein lebendiger Steinbock äußerst schwer zu haben ist; so dachte ich, eine so überzeugende Begattung dieses seltenen Thieres mit der gemeinen Ziege, verdiene in Ihrem Magazine aufbehalten zu werden. — Lichtenberg Mag. III. 3. St. p. 78.

IX. Anhang zur Beschreibung der Katze*).

Felis Catus.

Herr von Buffon sagt in seinen Supplementen**): Ich habe in dem Abschnitte von der Katze***) gesagt, daß diese Thiere weniger schlafen, als sie zu schlafen scheinen. Einige haben bei dieser Stelle gedacht, ich stehe in der Meinung, daß die Katzen ganz und gar nicht schliefen. Aber ich wußte doch sehr

*) Buffon Quadrup. Tom. I. p. 273. Buffon vierf. Th. B. II. S. 276. Felis Catus. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 80. n. 6. Schreber Säugth. III. p. 397. tab. 107. Donndorf Zool. Beitr. I. p. 232. n. 6.

**) Buffon Supplem. quadrup. ed. 12. Tom. VIII. p. 183.

***) Buffon vierfüß. Th. B. II. S. 287. wo der Uibersetzer aber sagt: Sie schlafen leicht, aber nicht so fest, als man denken sollte.
D.

sehr wohl, daß sie schlafen, aber ich wußte nicht, daß ihr Schlaf bisweilen sehr tief sey. Bei dieser Gelegenheit habe ich von dem Herrn Pasumot von der Akademie zu Dijon, der in verschiedenen Theilen der Naturgeschichte sehr erfahren ist, einen Brief erhalten, aus welchem folgendes ein Auszug ist:

„Erlauben Sie mir, mein Herr, zu bemerken, daß ich glaube, Sie haben bei der Abhandlung von der Katze gesagt, daß dieselbe gar nicht schlafe. Ich kann Sie versichern, daß dieselbe schläft; in der That schläft sie selten, aber ihr Schlaf ist so stark, daß derselbe eine Art von Schlafsucht ist. Ich habe dieses wenigstens zehn Mal an verschiedenen Katzen beobachtet. Ich war noch sehr jung, da ich diese Beobachtung zuerst machte. Nach meiner Gewohnheit legte ich allemal eine Katze zu den Füßen in mein Bett, worin ich schlief. Eine Nacht, in welcher ich nicht schlief, stieß ich die Katze, welche mir lästig war, zurück. Ich erstaunte, sie so schwer und so unbeweglich zu finden, daß ich sie für todt hielt; ich faßte sie sogleich mit der Hand, und verwunderte mich noch mehr, indem ich sie zog, daß sie sich nicht bewegte. Ich schüttelte sie sehr stark, und mit Gewalt

ward sie geweckt, aber dieses geschahe nur mit Noth und langsam. In der Folge habe ich eben solchen Schlaf und die Schwierigkeit bei dem Erwachen bemerkt. Dieses war fast stets des Nachts. Ich habe solches auch des Tages bemerkt, aber in der That nur ein einziges Mal, und zwar nachdem ich gelesen hatte, was Sie von dem Mangel des Schlafes dieses Thieres sagen. Ich habe sogar nicht anders solches zu beobachten gesucht, als aus der Ursache, weil Sie davon geredet hatten. Ich könnte Ihnen noch mehrere Zeugnisse von jemanden anführen, der so wie ich oft den Schlaf der Katze selbst bei hellem Tage und unter desselben Umständen bemerkt hat. Diese Person hat auch überdieß noch gefunden, daß, wenn dieses Thier am hellen Tage schläft, es in der stärksten Hitze geschiehet*), und vorzüglich bei nahem Ungewitter."

Der Herr von Lestree, Handelsmann aus Chalons

*) Es ist nicht selten, die Katzen bei Tage und Nacht in sehr festem Schlafe zu finden, und besonders des Tages bei heißem Sonnenscheine, wobei sie doch oft einen Theil des Leibes oder den Kopf im Schatten haben. D.

Chalons in Champagne, der oft Katzen mit zu Bette nahm, hat folgendes beobachtet.

1) „Daß diese Thiere während der Zeit, da sie eine Art von Röcheln hören lassen, indem sie ruhen oder zu schlafen scheinen, oft nur den Athem kurz an sich hohlen, und alsobald mit größrer Stärke von sich stoßen, und daß sie in demselbigen Augenblicke einen Athem aus dem Munde gehen lassen, der beinahe wie der vom Bisamthier oder der Marder riechet.

2) Wenn ihnen etwas aufstößt, wovor sie erschrecken, wie ein Hund oder ein anderer Gegenstand, der ihnen schnelle Bestürzung verursacht; so erheben sie eine Art von verstimmtem Gezische, wobei sich derselbige Geruch verbreitet. Dieß findet sich nicht allein bei dem männlichen Geschlechte, sondern ich habe es bei Katzen beiderlei Geschlechtes, von verschiedenen Farben so wohl als Alter beobachtet."

Hieraus würde der Herr von Lestree wahrscheinlich glauben müssen, als wenn sich in der Brust oder dem Magen der Katze einige mit solchem Wohlgeruche angefüllte Blasen befänden, der sich durch den Mund äußerlich verbreitete.

Ein gewisser Herr Hecart zu Valenciennes hatte eine wilde Katze so zahm gemacht, daß sie die Beschützerin von einem Sperling wurde, den Hr. Hecart aufgezogen, und seine vollkommene Freiheit gelassen hatte. Eines Tages überfiel nämlich eine Katze aus der Nachbarschaft diesen Sperling und wollte mit ihm davon; allein in diesem Augenblick wurde es die wilde Katze gewahr, fiel über sie her, und nahm ihr den Sperling ab, den sie dann ganz blutig und halb todt Hrn. H. brachte. Sie schien wirklich über den traurigen Zustand des Sperlings sehr gerührt zu seyn, welchem Hr. H. bald wieder zu seiner Genesung verhalf. Dieß ist abermals ein Vorfall, der die vom Hrn. Desay angeführten Beispiele, die wir im vorigen Stück mitgetheilt haben, bestätigt. Lichtenberg Mag. zur Phys. und Naturg. III. 2. St. S. 169.

Wir haben gesagt*), daß es in China Katzen mit hängenden Ohren gebe. Diese Abartung findet sich sonst nirgend, und macht vielleicht eine von den Katzen verschiedene

Art

*) Erster Band Seite 389. Buffon vierf. Th. B. II. S. 296.

Art aus; denn Reisende, die unter dem Namen Sumru von diesen in China ganz häuslichen Thieren reden, wissen es nicht besser, als mit der Katze zu vergleichen, mit der es die meisten Aehnlichkeiten habe. Es ist von Farbe schwarz oder gelb, und hat ein äußerst glänzendes Haar. Die Chineser legen diesen Thieren silberne Halsbänder an, und machen sie überaus zahm. Da sie nicht gar zu häufig sind, so werden sie nicht bloß ihrer Schönheit wegen, sondern auch weil sie geschworne Feinde der Ratzen sind a), sehr theuer bezahlt.

In Madagaskar gibt es auch wilde Katzen, die man zahm gemacht hat, wovon die meisten einen gewundenen Schweif haben. Man nennet sie Saka. Wilde und zahme Katzen dieses Landes sind von einer Art; denn sie begatten sich und zeugen Junge mit einander b).

Noch

a) Journal des Savans 1. Band in 4. Seite 261. C. G. v. Murr Beitr. zur Naturgesch. von Japan und Sina. Naturforscher VII. p. 48. Sonhschu. Ist vielleicht eine Frett-Art. O.

b) Flaccourt Reise, Seite 182.

Noch eine andere von uns beobachtete Abartung der Katzen ist die, daß bisweilen einige von ihnen mit Pinseln an den Spitzen der Ohren geboren werden. Herr von Seve, den ich schon mehrmals angeführt habe, schreibt mir (den 16. November 1773), daß in seinem Hause zu Paris eine kleine Katze von der Gattung, die wir die spanische genannt haben, geworfen worden, welche Pinsel am Ende der Ohren hatte, obgleich Vater und Mutter Ohren wie alle unsere übrige Katzen, nämlich ohne Pinsel, hatten. Nach einigen Monathen waren dieselbige verhältnißmäßig gegen den Leibeswuchs dieser jungen Katze schon so groß, wie die an dem kanarischen Luchse.

Ganz neulich habe ich aus Cayenne die Haut eines Thieres erhalten, welche viele Aehnlichkeit mit der Haut unsrer wilden Katze hat. Man nennt es in Guiana Haira, wo man dessen Fleisch, welches weiß und wohlschmeckend ist, zum Essen gebraucht. Dieß allein läßt schon muthmaßen, daß der Haira bei aller Aehnlichkeit mit der Katze doch eine verschiedene Art sey. Aber vielleicht mag auch der Name Haira hier unrecht angebracht seyn; denn ich muthmaße, daß er einerlei mit Taira ist, und dieß ist kein Na-

me einer Katze, sondern eines kleinen Marders, von dem wir schon geredet haben *).

*) Band VII. Seite 386. Vierf. Th. B. XX. S. 307.

Zusatz.

X. Die japanische wilde Katze *).

Vosmaer tab. 13.

Der Herr Clerk erzählte, daß dieses Thier von der Mutter 1765 auf dem Schiffe geworfen worden, und noch gesogen habe, als es in Holland ankam. Es war sehr zahm und sanftmüthig, wuchs noch beständig in drei Monathen, nach welchen es todt gefahren wurde. Die Nägel und deren Scheide waren

*) Hist. nat. du Chat sauvage du Japan, par A. Vosmaer. Amsterd. 1773. 4. t. 13. V.

Diese junge Katze scheint der Farbe und Gestalt nach eine Art mit Schrebers wilder Katze Tab. 107. A. a. zu seyn; welche auch ganz verschieden von der europäischen wilden Katze ist, dergleichen Felle aber unter dem Namen wilder russischer Katzen von da nach Deutschland gebracht werden. D.

Buff. Th. XXI B.

ren länger als an der gemeinen Katze; es mauete als ein Kater.

Es hatte ungefähr die Größe einer gemeinen Hauskatze, und deren ganze Gestalt; nur der Schwanz war kürzer, und nur zehn und ein Viertel Zoll lang. In der Farbe kam es der cyprischen Katze am nächsten. Der ganze Leib ist hellgelb und hellgrau mit vielem Schwarzen gemischt, so daß diese letzte Farbe gleichsam kleine schwarze Querstreifen bildet.

Uiber den Rücken geht ein breiter schwarzer Streifen, der sich auch längs oben über den Schwanz erstreckt, und sich daselbst in einen Halbring theilt, außer der Spitze, die ganz schwarz ist.

Die Vorder- und Hinterfüße, besonders auf der äußern Seite, sind schön schwarz gestreift. Die Brust und der Unterleib sind hellgrau. Der Kopf hat auch auf der Stirn kleine schwarze Streifen, die zunehmen, so wie sie mehr nach hinten kommen.

Die Ohren sind dünn, spitzig, erhaben und von feinem hellbraunem Haare. Unten nahe an der Brust, oder unten am Halse,

zeigen

zeigen sich auch zwei schwarze Halbkreise, die fast zusammen laufen.

Die Augen sind wie bei der gemeinen cyprischen Katze beschaffen.

Die Vordertatzen haben vier weiße Nägel, die spitzig und krumm sind, außerdem den fünften, der höher als die übrigen sitzt; das Thier kann sie in die Scheide einziehen. Die hintern Tatzen haben auch vier derselben, wovon die beiden mittelsten sich weiter nach vorn erstrecken.

Vorn im Maule stehen so wohl oben als unten sechs Zähne, und sie sind an jeder Seite mit zwei großen Fangzähnen versehen. So weit man sehen konnte, waren in diesem Thiere an jeder Seite so wohl oben als unten drei oder vier Backenzähne.

Die Nasenlöcher sind nach vorn offen. Die obere Lefze ist mit Knebelbärten von feinen schwarzen und weißen Haaren besetzt. Uiber dem innern Augenwinkel und an den Seiten über den Augen zeigen sich auch einige Barthaare. Das Geschlecht war nicht bestimmt. Vosmaer.

XI.

Der Schweinhirsch. Cervus porcinus. T. CDXLIX.

Buff. Th. XXI. B.

XI. und XII. Zusatz zu dem Abschnitte vom Hirsche *), Cervus Elaphus, und dem Schweinhirsche **), Cervus Porcinus.

Buffon Suppl. VIII. Pl. 18. Schreb. Säugth. tab. 251.

Man weiß von verschiedenen Thieren, als von den Katzen und den Nachteulen, daß ihre Augäpfel sich am hellen Tage zusammen ziehen

*) Tom. II. p. 13. 65 et 75. Buffon vierf. Th. B. III. S. 25.

**) Cervus (porcinus). Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 179. n. 10. Schreber Säugthiere V. tab. 251. Porcine Deer. Pennant Quadr. p. 52. n. 42. tab. 8. fig. 2. Dickleibiger Hirsch. Zimmermann geogr. Zool. II. p. 131. n. 46. Erxleb. mammal. 318. Donndorf Zool. Beitr. I. p. 608. n. 10.

ziehen und in der Dunkelheit erweitern; aber dieß weiß man nicht von den Augen des Hirsches. Ich habe von dem Herrn Baccaria, einem gelehrten Naturkündiger und berühmten Professor zu Pisa, folgenden Brief, datirt Turin 28. Oktober 1767, wovon ich hier in der Uibersetzung den Auszug liefere, erhalten.

„Ich gab (sagt Herr Baccaria) einem in einem dunkeln Zimmer eingeschlossenen Hirsche Brot, um ihn an das Fenster zu locken, damit ich recht mit Muße die Gestalt der rechtwinkeligen und zugleich querliegenden Augäpfel bewundern könnte, deren Weite bei hellem Lichte nicht über eine halbe Linie, bei ungefähr funfzehn Linien ihrer Länge, betrug. Bei schwächerem Lichte erweiterten sie sich mehr als anderthalb Linien, behielten jedoch ihre rechtwinkelige Figur, und sie erweiterten sich vollends beim Uibergange ins Dunkle bis zu ungefähr vier Linien, aber stets in die Quere oder wagerecht, mit Beibehaltung derselbigen rechtwinkeligen Gestalt. Man kann sich hiervon leicht selbst überzeugen, wenn man die Hand vor das Auge des Hirsches hält, da man in dem Augenblicke, als das Auge entblößet wird, den Augapfel über vier Linien erweitert siehet."

Diese Beobachtung bringt den Herrn Baccaria mit Grund auf den Gedanken, daß alle übrige Thiere, die zu dem Hirschgeschlechte gehören, das Vermögen haben müssen, ihre Augäpfel zu erweitern, und zusammen zu ziehen, wobei das Bemerkenswürdigste das ist, daß diese Erweiterung und Zusammenziehung bei den Katzen, Eulen und mehreren Thieren nicht wagerecht, wie bei den Hirschen, sondern nach der Scheitelrichtung geschiehet.

Ich muß zu der Geschichte des Hirsches noch eine Nachricht hinzu fügen, die ich dem Herrn Marquis Amezaga, der ein so gelehrter Herr als erfahrner Jäger ist, verdanke.

„Die Hirsche, sagt er, werfen entweder früher oder später, nachdem sie alt sind, im Märzmonath ihr Geweihe ab. Das Geweihe hat am Ende des Junius bei erwachsenen Hirschen seine gehörige Größe, und fängt ihnen alsdann an zu jucken. Um diese Zeit fangen sie an sich an Bäume zu reiben, damit sie der sammetartigen Haut los werden, die die Stangen und die Enden des Geweihes umgibt. Zu Anfange des Augusts gewinnt ihr Geweih die Festigkeit, die es für den übrigen Theil des Jahres haben soll.

Am

Am 17. Oktober machte die Begleitung des Prinzen Conde Jagd auf einen Hirsch, der zehn ganz frische Enden hatte. Die Hirsche gehen um diese Jahreszeit auf die Brunst, und sind dann nicht so tapfer wie sonst, so daß wir zu unserem Erstaunen von diesem Hirsch uns mit starken Schritten beinahe sechs Meilen von dem Orte geführet sahn, wo wir ihn aufgetrieben hatten.

Da er erlegt war, fanden wir sein Geweihe weiß, mit Blut unterlaufen, wie es zu der Zeit, wo der gewöhnliche Hirsch sich an den Bäumen scheuert, hätte seyn müssen. Selbiges war mit Lappen der sammetartigen Haut, die sich von den Zweigen abgesondert, umgeben. Es hatte Enden über Enden und Haken, dabei zwei Stangen ohne Kronen. Diese Erscheinung setzte alle Jäger, die bei Erlegung des Hirsches zugegen waren, in Verwunderung, welche vermehret ward, da ihm die Hoden genommen werden sollten. Man fand deren keine in dem Hodensacke, sondern man fand inwendig in dem geöffneten Leibe zwei kleine Hoden von der Größe einer Haselnuß, daraus wir deutlich sahen, daß er nicht mit den andern auf der Brunst gewesen, und wahrscheinlich solches auch zuvor nie geschehen sey. Die Hirsche

sind

sind bekannter Maßen in den Monathen Junius, Julius und August außerordentlich fett, welches sie aber bis zum 15. September so stark durch den Harn verlieren, daß ihnen nur das bloße Fleisch übrig bleibet.

Der Hirsch hingegen, von dem wir reden, hatte aus Unvermögen zur Brunst sein Fett behalten. Auch bemerkten wir beim Zerlegen der Füße noch einen andern Fehler an ihm, daß nämlich an dem rechten Vorderfuß der innere Knochen mangelte, und in dem linken sich ein Knochen fand, der einen halben Zoll lang, zugespitzt, und so stark als ein Zahnstocher war.

Es ist bekannt, daß Hirsche, die zu der Zeit, wo sie ohne Geweihe sind, verschnitten werden, solches nie wieder bekommen, und daß sie es stets behalten, wenn dieß an ihnen bei vollem Geweihe geschiehet. Es scheinet, als wenn bei dem Thiere, wovon wir reden, die sehr kleinen Zeugungstheile noch hinreichend gewesen sind, den Wechsel des Geweihes zu bewirken, die Natur aber sonst nur sehr langsam in seiner natürlichen Ausbildung zu Werke gegangen sey. Denn nie haben wir die geringste Spur entdecken können, daß die Natur hierin von ihrer Ordnung

nung abgewichen sey, daher sich der verzögerte Wuchs des Geweihes mit vielem Grunde bei diesem Thiere von der Schwäche seiner Zeugungstheile herleiten läßt, die bei allem dem noch so viel Kraft gehabt haben müssen, als zum Abwerfen und Wiederhervortreiben des Geweihes erforderlich war, und weil wir an seinen Knoten deutlich das Alter des Spießhirsches, der zweiten, dritten, und nun bei seiner Erlegung des ganz frischen Geweihes von zehn Enden entdecken konnten."

Diese Beobachtung des Herrn Marquis Amezaga scheinet mehr, als alle unsere Bemerkungen, zu beweisen, wie das Abfallen und das Wiederwachsen der Hirschgeweihe im Ganzen, und von dem Daseyn der Hoden oder Testikeln, der Beschaffenheit der Theile nach, aber von ihrer mehreren oder minderen Vollständigkeit abhänge; denn da die Testikeln hier gleichsam unvollkommen und viel zu klein waren, so brauchte deßhalb das Geweihe viel längere Zeit sich zu bilden, und fiel auch weit später als bei den übrigen Hirschen ab.

Wir haben eine ziemlich ausführliche Anzeige von einer besondern Hirschrace gegeben,

ben *), die unter dem Namen des schwarzen, oder des Ardenner-Hirsches bekannt ist, aber daß es bei der auch Abartungen gäbe, wußten wir nicht. Der ältere Herr Colinson aber schrieb mir, daß Jakob I. König von England, mehrere schwarze, oder doch dunkelbraune Hirsche aus verschiedenen Ländern, insbesondere aus Holstein, Dänemark und Norwegen, habe kommen lassen, und fügt die Bemerkung hinzu, daß diese Hirsche von dem, den ich in meinem Werke beschrieben habe, verschieden wären.

„Sie haben, schreibt er, auf ihrem Geweihe breite und platte Kronen wie die Damhirsche, welches sich nicht bei jenem Ardenner-Hirsche findet. Der König Jakob hat, wie er hinzu fügt, zwei bei London gelegene Forste mit mehreren Hirschen dieser Art besetzen lassen, auch einige davon nach Schottland geschickt, wo sie sich in mehreren Gegenden verbreitet haben. Im Winter haben sie ein schwarzes und dabei rauches Haar, im Sommer hingegen ist dasselbe braun und glatt; aber so schmackhaft zu essen sind sie nicht, wie die gewöhnlichen Hirsche" a).

Pontop-

*) V. Band S. 160. u. w.

a) Auszug zweier Briefe des Herrn Colinson an

Pontoppidan, wenn er von den norwegischen Hirschen redet, sagt: „daß sie nur in dem Berger und Drontheimer Distrikte, also nur in dem westlichen Theile des Königreichs, sich aufhalten, und daß sie bisweilen in ganzen Herden über die Kanäle setzen, welche zwischen dem Land und den benachbarten Inseln der Küste sind, wobei einer den Kopf auf das Kreuz des andern legt, der Anführer der ganzen Reihe aber, wenn er ermüdet ist, zum Ausruhen sich zurück zieht, da dann der stärkste an seine Stelle tritt" b).

Einige haben den Gedanken geäußert, daß man unsere Hirsche zahm machen könne, wenn man sie mit der Sorgfalt und Gelindigkeit, wie die Lappen ihre Rennthiere, behandelte. Wir können hiervon ein Beispiel zur Befolgung anführen. Es gab auf Isle de France sonst gar keine Hirsche, indem die Portugiesen sie nur dahin gebracht haben. Diese sind klein und von Haaren weit grauer, als die europäischen, von welchen sie

an den Herrn von Buffon dat. 30. December 1764 und 6. Febr. 1765.

b) Naturgeschichte von Norwegen, von Pontoppidan. Journal étranger Juin 1756.

sie doch abstammen. Die Franzosen fanden bei ihrer Niederlassung auf der Insel diese Hirsche in Menge vor sich, deren übrige, nachdem ein Theil erleget worden, in die wüsteren Gegenden der Insel flohen. Man ist endlich so weit gekommen sie zu zähmen, so daß manche Einwohner schon ziemliche Herden davon besitzen c).

Wir haben in der Vieharzeneischule eine kleine Art vom Hirsch, der der Angabe nach vom Vorgebirge der guten Hoffnung kommt, gesehen, dessen Haut ganz mit weißen Flecken besäet war, wie die von dem Axis. Man legte ihm den Namen des Schweinhirsches bei, weil er am Leibe nicht so behende, an den Füßen aber stärker als die übrigen Thiere dieses Geschlechts war. Man sehe davon die Abbildung (Kupfert. XVIII.). Seine Länge betrug von der Spitze der Schnauze bis zum Ende des Leibes nur drei Fuß vier und einen halben Zoll; er hatte dabei kurze Lenden, sehr kleine Füße und Hufe, ein gelbliches Haar mit weißen Flecken besäet, ein schwarzes und schön offenes Auge mit großen schwarzen Haaren an dem obern Augenlie-

a) Eine Note, die der Herr Vicomte Quarhount dem Herrn v. Buffon mitgetheilt hat.

genliede, schwarze Nasenlöcher, und einen schwärzlichen Streif, der von den Nasenlöchern bis an die Ecken des Maules sich erstreckte. Am Kopfe hat er die Bauchfarbe einer Hirschkuh, die unten graulich, auf dem Vordertheile aber und an den Augenseiten braun ist. Seine sehr breite Ohren sind inwendig mit weißen, und auswendig mit graugelblichen Haaren besetzet. Das Geweihe dieses Hirsches hatte an Länge eilf Zoll sieben Linien und zehn Linien an Dicke. Oben auf dem Rücken war er brauner als an den übrigen Theilen des Leibes; sein Schweif war oben rothfahl und unten weiß, und die Lenden schwarzbräunlich.

Es scheinet, als wenn dieses Thier sich mehr der Hirschart als dem Damhirsche nähert. Man kann dieß aus dem bloßen Anblick seines Geweihes urtheilen.

XIII. Anhang zu dem Abschnitte von dem Rehe *).

Cervus Capreolus.

Ich habe an mehreren Stellen meines Werkes gesagt, daß bei den Thieren in Freiheit die falbe, die braune und die graue Farbe die gewöhnlichsten sind, und daß der Hausstand weiße Damhirsche **), weiße Kaninchen u. a. hervor gebracht habe. Aber doch bringet die Natur allein bisweilen dieselbe Wirkung hervor. Der Abbe de la Villette schrieb mir, daß jemand auf dem Landgute seines Bruders, bei Orgelet in der Franche-Comte, ihm zwei junge Rehe gebracht habe, von welchen das eine die gewöhnliche, das ande-

*) Buffon Quadr. Tom. II. p. 13. 65. et 75. Buffon vierf. Th. B. III. S. 153. Buffon Suppl. quadr. ed. in 12. Tom. VIII. p. 200—205.

**) Weiße Damhirsche habe ich oft in den märkischen Forsten gesehen. O.

andere, ein weibliches, aber eine milchweiße Farbe, und nichts schwarzes als an dem Ende der Nase und den Nägeln hatte e) *).

e) Auszug eines Briefes des Herrn Abbe de la Villette an den Herrn von Buffon, den 17. Junius 1773.

*) Hier folget im Original der schon in dem zwölften Bande S. 177 eingeschaltete Anhang zu dem Cariacu u. s. w. O.

Der indianische Rehbock. Cervus muntiac T. CDL.

Buff. Th. XXI. B.

XIV. Der indianische Rehbock *).

Cervus Muntjac.

Buffon Suppl. X. pl. 26. Schreber Säugth. tab. 254.

In den folgenden Supplementen sagt der Hern von Buffon: „Wir liefern hier (Taf. XXVI.) die Abbildung eines indischen Thiers, welches uns zwar eine dem europäischen Rehbocke sehr nahe kommende Art zu seyn scheint, aber das doch durch ein zu wesentliches Kennzeichen unterschieden ist, als

*) Le Chevreuil des Indes. Buffon Supplem. quadr. ed. in 12. Tom. X. p. 356. pl. 26. Ribfaced Deer. Pennant hist. of quadrup. p. 107. n. 50.

Cervus (Muntjac) cornibus teretibus pilosis retroversis trifurcis, apice superiori concinato. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 180. n. 12. Schreber Säugthiere V. tab. 254. Zimmermann geogr. Zool. II. p. 131. n. 47. Donndorf Zool. Beitr. I. p. 613.

D.

als daß man es für eine Abartung der Rehbock-Art ansehen könnte. Dieß bestehet in dem Bau der oberen Knochen des Kopfes, auf welchem das Dicke und Harte ruhet, welches das Geweihe dieses Rehes trägt. Abermals verdanke ich die Kenntniß dieses Thiers dem gelehrten Professor Herrn Allamand, und ich kann nicht besser thun als hier die Beschreibung wiederhohlen, welche er davon in dem neuen Zusatz zu meinem Werke von den vierfüßigen Thieren bekannt gemacht hat.

Wir haben aus den vorher gehenden Abschnitten ersehen, daß Afrika eine große Anzahl Thiere in sich faßt, welche nie beschrieben worden sind; hierüber darf man sich nicht verwundern, wohl aber, daß das im Allgemeinen durch gesittetere Völker bewohnte und durch Europäer sehr besuchte Asien deren mehrere liefert, die kein Reisender erwähnt hat. Ein Beispiel davon ist das schöne Thier, das Taf. XVII. a) abgebildet ist. Dieß Thier ward von Bengalen im Jahr 1778 dem ältern Herrn van der Stel, Kommissär von Amsterdam, zugesandt, und kam

a) Buffon Supplem. quadr. Tom. X. p. 356. pl. XXVI.

kam in gutem Stande bei ihm an, wo es auch eine Zeit lang gelebt hat. Da ich den Namen seines Vaterlandes nicht wußte, gab ich ihm den Namen des Rehbocks, weil es ihm am Geweihe und an seiner ganzen Gestalt ähnlich, obgleich beträchtlich kleiner ist. Der Name des Zwerghirschchens würde seinem Leibesbau noch anpassender gewesen seyn, wenn nicht die Hörner, wo man sie bei den letztern antrifft, hohl und nicht so dicht wären, als bei dem von uns beschriebenen Thiere, so daß es also durch ein wesentliches Merkmal davon verschieden ist. Mehr Aehnlichkeit hat es mit dem Hirsch, aber weicht doch auch zu sehr in Absicht der Größe von ihm ab, als daß man ihm den Namen desselben beilegen könnte; denn seine Länge beträgt kaum 2 Fuß 7 Zoll, und seine größte Höhe nur 1½ Fuß.

Das kurze Haar, das seinen Leib bedeckt, ist von der Wurzel bis zu seiner halben Länge weiß, die Spitzen desselben sind braun, welches eine graue Farbe bildet, worin jedoch das Braune hervor sieht, mehr auf dem Rücken und weniger unter dem Bauche; inwendig an den Lenden und oben am Halse sind sie weißlich. Die Hufe sind schwarz, mit einem kleinen weißen Fleck darüber; das hintere Horn ist kaum sichtbar.

Sein

Sein Kopf, wie es die meisten Männchen der Thiere mit gespaltenen Klauen haben, ist mit 2 Hörnern versehen, an welchen man sehr merkwürdige Besonderheiten gewahr wird. Beide haben, in einer Entfernung von zwei Zoll von der Spitze der Schnauze an, einen gemeinschaftlichen Ursprung; von da fängt ihre Entfernung von einander an, in einem Winkel von ungefähr 40 Grad unter der Haut, die sie auf eine sehr merkbare Art empor heben; alsdann steigen sie in gerader Linie der Länge nach an der Oberfläche des Kopfes hinauf, noch stets mit der Haut bedeckt, aber auf die Art, daß das Auge sie eben so leicht verfolgen, als man sie durch das Befühlen entdecken kann. Denn sie bilden über dem Knochen, worauf sie liegen, einen Vorsprung, dessen Höhe ungefähr einen Finger breit ist; von dem Ende des Kopfes an nehmen sie eine andere Richtung, indem sie sich bis zur Höhe von 3 Zoll senkrecht über das Stirnbein erheben, ohne von der Haut, welche von allen Seiten sie umgibt, befreiet zu werden. Oben von dieser Höhe an sind sie mit dem versehen, was man das Harte und Krause an den Geweihen der Hirsche nennt; diese bekränzen die unter ihnen bleibende Haut. Mitten aus diesen Geweihknochen steigen die

Hörner

Hörner höher, aber auf ungleiche Art. Das linke Horn hebt sich bis zu drei Zoll, und ist an dem zugespitzten Ende zurück gebogen. Fast unmittelbar über die Geweihknochen treibt es in der Richtung nach vorn ein Ende von einem halben Zoll hervor. Das rechte Horn ist nur $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, aus dem ein weit kleineres Ende als an dem linken Horn, das nach hinten geht, entspringt. Die Zeichnung, welche nach dem lebenden Thier gemacht ist, stellet alles hier gesagte deutlich vor. Diese Hörner sind ohne Schalen, glatt, und von einem etwas gelblichen Weiß; sie sind ohne Höcker, und folglich ohne hohle Riefen.

Es lebte dieß Thier nicht lange hier im Lande, und man hatte keine Anzeige seines Alters; und folglich weiß ich nicht, ob es sein Geweih wie die Rehböcke würde geworfen haben, oder ob dieß noch junge Geweih größer und mit mehreren Enden versehen geworden wäre.

Wenn man denjenigen Theil, der nahe bei der Schnauze entspringet, sich unter der Haut des Angesichts ausbreitet und mit dieser Haut bis an die Geweihknochen bedeckt bleibt, wenn man den für ein Stück des Ge-

weihes

weihes ansieht; so leidet es keinen Zweifel, daß es bleibt; und auf den Fall würde dieses Thier eben so wie der Kameelparder eine sehr bemerkenswerthe Anomalie in der Klasse der Thiere seyn, die mit Geweih oder dichten Hörnern versehen sind. Aber es ist bekannt, daß das Geweih der Hirsche, Damhirsche und Rehböcke auf 2 Hervorragungen des Stirnbeins ruht. Aber diese Hervorragungen sind bei unserm indischen Rehbock weit mehr erhabene Knorren, deren Verlängerungen zwischen den Augen hindurch bis an die Schnauze reichen, indem sie sich dicht an den Nasenknochen schließen, wo nicht gar einen Knochen mit ihnen ausmachen; denn es ist mir bei aller Mühe unmöglich gewesen, eine Spitze quer durch die Haut zwischen denselben zu bringen. Da die Uiberbleibsel dieses Thiers mir nicht zugehörten, so bedaure ich, daß es mir nicht erlaubt war, die Haut hinweg zu nehmen, welche diese Knochen bedeckt, um genau zu wissen, wie es damit steht. Wie es aber auch darum sey, so kann er doch mit eben der Leichtigkeit wie der Hirsch sein Geweih abwerfen, weil da, wo es auf diesen Hervorragungen ruhet, die Geweihknochen nicht fester an dieser Unterlage als bei den übrigen Thieren sich anschließen, welche jährlich

ihr

ihr Geweih verlieren. Ich bin daher geneigt zu glauben, daß er es ebenfalls verliert; gewiß aber läßt sich behaupten, daß diese seltsame Bildung eine besondere Art in der Klasse der wiederkäuenden Thiere ausmache, und nicht wie der Kuguaku-apara von Brasilien eine bloße Abartung sey, der beinahe eben so groß ist.

Mitten auf der Stirn, zwischen den beiden erwähnten Verlängerungen des Knorrens, findet sich eine weiche, zusammen gefaltete und elastische Haut, in deren Falten man eine drüsenartige Substanz bemerkt, woraus eine riechende Materie schwitzt.

In dem untern Kinnbacken hat es 8 Schneidezähne, und an jeder Seite der beiden Kinnbacken 6 Hakenzähne; überdieß hat es wie der Hirsch 2 Haken in der obern Kinnlade, die man nicht bei dem europäischen Rehbock antrifft; diese Haken neigen sich ein wenig nach außen zu, und machen auf die untere Lefze einen leichten Einschnitt. Es hat schöne offene Augen, unter welchen zwei Thränendrüsen, ihrer Größe und Tiefe wegen, wie die bei dem Hirsch, bemerkenswerth sind. Um dieser Thränendrüsen willen, die dem Rehbock mit den 2 Hakenzähnen

nen fehlen, habe ich vorher gesagt, daß es mehr Aehnlichkeit mit dem Hirsch als mit diesem letztern Thiere habe.

Seine Zunge ist sehr lang; er bedient sich derselben nicht nur seine Thränenhöhlen, sondern auch seine Augen zu reinigen, ja er streckt dieselbe noch über dieselben hinaus. Seine Ohren sind 3 Zoll lang, und fangen einen halben Zoll von dem untern Theil der Hervorragungen an, die das Geweih tragen. Der Schwanz ist sehr kurz, aber ziemlich breit und unten von weißer Farbe.

Dieß Thier hatte in seiner Gestalt eben so viel Anmuth und Zierlichkeit, als unser gewöhnlicher Rehbock; es schien sogar schneller und munterer zu seyn. Es mochte nicht gern, daß es Unbekannte anrührten, nahm aber doch, was sie ihm hinhielten; es aß Brot, Wurzeln und alle Arten von Kräutern. Es lebte in einem Park, wo es im März und Aprillmonath seine Brunstzeit hatte. Ein Axis-Weibchen war bei ihm, dem es sehr zusetzte, um es zu bespringen, das aber zum glücklichen Erfolg hierin zu groß war. Es starb im Winter 1779.

Hier

Hier sind seine Ausmessungen:

	F.	Z.	L.
Länge des Kopfes von der Spitze der Schnauze bis zum Anfang des Schwanzes	2	7	0
Höhe des Vordertheils	1	4	0
Höhe des Hintertheils	1	6	0
Länge des Kopfes von der Spitze der Schnauze bis zu den Ohren	0	7	0
Entfernung zwischen der Schnauze und der Spitze der Verlängerungen von den Erhabenheiten des Stirnbeinknochens, worauf das Geweih sitzt	0	2	0
Länge dieser Verlängerungen bis dahin, wo sie sich über den Kopf erheben	0	5	0
Länge der mit Haut bedeckten und in dem Geweihknochen sich endigenden Erhabenheiten des Stirnbeins	0	3	0
Länge des linken Horns von dem Geweihknochen bis zur Spitze desselben in gerader Linie . .	0	3	0
Länge seines Endes . . . . ,	0	0	6
Länge des rechten Horns von dem Geweihknochen bis zur Spitze	0	2	6
Länge seines Endes	0	0	4

Entfer-

	F.	Z.	L.
Entfernung zwischen den Hörnern über dem Stirnbeinknochen .	0	2	1
Umfang der Hörner unter dem Geweihknochen	0	2	0
Länge der Ohren	0	3	0
Oeffnung der Augen	0	0	9
Länge des Schwanzes	0	3	0
Umfang der Schnauze hinter den Nasenlöchern	0	4	0
— des Kopfes zwischen den Hörnern und Ohren	0	11	0
— der Mitte des Halses. . . .	1	0	0
— des Körpers hinter den Vorderfüßen	1	9	0
— — in der Mitte	1	10	0
— — vor den Hinterfüßen . .	1	9	0

XV. An=

Der javanische Zwerghirsch T. CDLI.

Buff. Th. XI. Band

XV. Anhang

zu dem Abschnitte von dem javanischen Zwerghirsche *).

Moschus javanicus.

Nach dem Baron Fr. v. Wurmb wird das Zwerghirschchen von Java in dem obern Lande der Insel Java häufig gefunden, wo es von den Inländern Kantjil genannt wird. Seiner ganzen Gestalt und Lebensart nach hat es viel Aehnlichkeit mit dem Reh. Es ist außerordentlich schüchtern und behende; und es scheint, daß die Natur dieses wehrlose Thierchen vorzüglich mit diesen Eigenschaften, als die einzigen Vertheidigungsmittel gegen seine Feinde, ausgerüstet habe. Es nährt sich von Gras und Blättern; wird es aber

*) Moschus javanicus. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 174. n. 5. Javanisches Zwerghirschchen. Buff. vierf. Th. B. XII. S. 133. c. Lichtenberg Magaz. für Physik u. Naturgeschichte III. B. 2. St. S. 1. D.

aber gefangen, so nimmt es keine Nahrung mehr zu sich, und überlebt den Verlust seiner Freiheit nie lange. Alle Versuche, die man gemacht hat, dieß Thierchen lebendig nach Europa zu bringen, sind daher fruchtlos abgelaufen. Die Farbe des Kantjils ist auf dem Rücken meisten Theils ein graulisches Braun. Der Bauch, das Innere der obern Schenkel und die Kehle sind weiß. Der Hals ist grau und unten mit drei weißen Streifen gezeichnet. Uiber und unter den Augen stehn gelbliche Flecken, und auf der Mitte des Kopfes fällt die Farbe der Haare ins Schwarzbraune. Oben sind die Füße gelblich und unten fahl. Die Ohren sind inwendig hellgrau und von außen schwärzlich. Der kurze Schwanz, der wegen der Haare, womit er bewachsen ist, einiger Maßen breit aussieht, ist von oben braungelb, und von unten so wie an der Spitze weiß. Die Augen sind schwarz, groß und sehr lebhaft. Die Thränenhöhlen, die man beim Hirsche findet, fehlen. Hinten am Oberschenkel und beim Schwanze stehn gelbliche Haare, die länger sind als die an den übrigen Theilen des Körpers, die meistens mit kurzen, glänzenden und dicht anliegenden Haaren bewachsen sind. An den untern Theilen der Füße sind die Haare so kurz, daß sie fast nackt

zu seyn scheinen. Hinten ist dieß Thierchen höher als vorn. Die Beine sind lang und dünne; der Hals ist kurz, der Kopf klein und spitz, und der Leib schmal und schlank. Die Ohren stehen steif, sind stark geöffnet und nackt. Der obere Theil des Mauls ragt über dem untern hervor. Im Unterkiefer stehen vorn acht Schneidezähne; die mittelsten dieser Zähne stehn etwas von einander ab, und sind schaufelähnlich geformet; die vier darauf folgenden sind schmal und spitzig, und die beiden hintersten wieder breit, jedoch schmäler als die in der Mitte. Der Oberkiefer hat keine Vorderzähne, sondern nur zwei allein stehende spitzige Hundszähne, und auf jeder Seite sechs Backenzähne. Der Unterkiefer hat auch auf jeder Seite sechs Backenzähne, und so wohl oben als unten sind die drei vordersten Backenzähne wie Schneidezähne geformt; die andern haben Kronen mit vier Spitzen in zwei Reihen, außer den beiden hintersten des Unterkiefers, die von vorn nach hinten zu länger sind als die übrigen, und Kronen mit fünf Spitzen in drei Reihen haben.

Alle die Zähne, und besonders die Backenzähne, sind fast gänzlich mit einer schwarzen, glänzenden Substanz überzogen. Die

Zunge

Zunge ist dick und glatt. Am Maule stehen einzelne kurze Stachelhaare, und unter dem Maule ist ein kahler Fleck, der breiter beim Männchen als beim Weibchen ist.

Die Hinterfüße sind viel länger als die Vorderfüße; dabei steht das Fersenbein sehr weit hervor, und hierdurch bekommt das Thier ein außerordentliches Vermögen zu springen. Die Füße sind gespalten, jeder ist mit zwei schwarzen spitzigen Hufen beschuhet, und hat hinten noch zwei Afterklauen. Das Weibchen hat hinten am Bauche vier Zitzen. Bei Eröffnung eines solchen Weibchens fand man nur eine einzige Frucht, die bereits über die Hälfte schien getragen zu seyn.

Im ersten Theile von Sebas Thesaurus findet man auf der 43. Kupfertafel die Abbildung dreier kleiner Hirschchen, wovon das mit No. I. bezeichnet, so wohl der Größe als übrigen Gestalt nach, vollkommen unserm Kantjil gleicht.

Wahrscheinlich gehören also beide zu derselben Art, die Brisson bei seinen Tragutis beschreibt, und die Linne unter dem Namen Pyväus zu den Muskusthieren gezählt hat.

hat. Im Holländischen nennt man sie guineische Hirschchen oder guineische Böckchen (Guineesche Härtjes, en Guineesche Bokjes). Ihre niedlichen kleinen Füßchen werden häufig mit Gold und Silber beschlagen und zu Tobaksstopfern gebraucht.

Was die wahre Gestalt dieser Thierchen betrifft, so findet man indessen doch viel Unbestimmtes bei den Naturforschern. Einige beschreiben dieselben als vollkommene kleine Hirschchen oder Rehe, mit dichten und zackigen Geweihen; andere als Ziegen mit hohlen und spitzigen Hörnern; noch andere, so wie Linne selbst, geben ihnen gar keine Hörner. Der Graf Buffon scheint die verschiedenen Meinungen über die Gestalt dieser Thiere am besten verglichen zu haben, indem er zwei Arten davon annimmt. Eine mit Ziegenhörnern, und die andere ohne Hörner. Kolbe sagt aber doch, daß das guineische Böckchen gezackte Hirschgeweihe habe*); und demnach wären schon dreierlei Arten dieser Thierchen bekannt: mit gezackten Hörnern, mit

*) Man weiß jetzt, wie wenig Glaubwürdigkeit die meisten Nachrichten und Beschreibungen, die uns Kolbe hinterlassen hat, verdienen. Uibers.

mit spitzigen hohlen Hörnern und ohne Hörner. Da das Kantjil nie mit Hörnern gefunden wird, so muß es unstreitig zu der letzten Art gezählet werden. Vergleicht man indessen das Kantjil mit dem guineischen Böckchen oder Chevrotain des Grafen Buffon, so ist man wegen der auffallenden Verschiedenheit vielleicht genöthigt, noch eine neue Art anzunehmen; so daß es vier Arten dieser Thierchen gäbe: zwei gehörnte und zwei ungehörnte. Das junge Chevrotain, welches beim Buffon abgebildet ist, gleicht dem Kantjil wenig oder gar nicht, und der Kopf eines völlig erwachsenen Chevrotain, der in Buffons Naturhistorie abgezeichnet ist, ob er schon mehr Aehnlichkeit mit dem Kopfe des Kantjils hat, zeigt dennoch immer viel wesentliche Verschiedenheiten, wovon ich nur die einzige anführen will, daß der obere Theil des Mauls beim Kantjil weit über den untern hervor geht, und daß man hingegen nie seine Hundszähne aus dem Munde hervor ragen sieht. Noch auffallendere Verschiedenheiten liefert die Beschreibung selbst, welche Buffon von dem Chevrotain macht. Er sagt: es habe 26 Zähne, wovon 8 Schneidozähne vorn im Unterkiefer stünden, 2 Hundszähne im Oberkiefer, und 16 Backenzähne, oben und unten,

ten auf jeder Seite vier; ferner wären dessen erster oberer Backenzahn und die zwei untern vordern Backenzähne nur schneidend, und der vorletzte Backenzahn, der von vorn nach hintenzu länger als die andern, hätte eine Krone mit 6 Spitzen in 3 Reihen. Das Kautjil hingegen hat 34 Zähne: acht Schneidezähne im Unterkiefer, oben zwei Hundszähne und auf jeder Seite der beiden Kiefern 6 Backenzähne, wovon so wohl oben als unten die 3 vordern Backenzähne schneidend sind, und der letzte untere Backenzahn, von vorn nach hintenzu, länger als die andern ist; wie bereits oben weitläuftiger ist beschrieben worden *).

Maß.

*) Der Uibersetzer erinnert sich, in dem vortrefflichen Naturalienkabinette des Herrn Erbprinzen von Schwarzburg-Rudolstadt, das, durch den ungemeinen Eifer und die seltnen außerordentlichen Kenntnisse dieses aufgeklärten und liebenswürdigen Fürsten, gewiß, so wohl was die Menge der Seltenheiten als auch die innere Einrichtung selbst betrifft, eins der ersten in Deutschland ist, verschiedene solcher Thierchen gesehen zu haben. Er hofft künftig Gelegenheit zu finden, sie näher zu betrachten und mit gegenwärtiger Beschrei-

Maß.

	Engl. Fuß	Zoll.
Länge des Kantjils vom Maule an bis an den Steiß	1	4
Höhe von vorn.	—	8
Höhe von hinten	—	10
Länge des Kopfes vom Maule an	—	4
Umfang des Mauls dicht bei den Nasenlöchern	—	$2\frac{1}{2}$
Länge des Obermauls von der Nase an bis an den Winkel des Mauls gemessen	—	$1\frac{5}{8}$
Länge des Untermauls von der Spitze des Unterkiefers bis an den Winkel des Mauls gemessen	—	$1\frac{2}{8}$
Abstand der beiden Nasenlöcher von einander	—	$\frac{5}{16}$
Durchmesser des Auges von einem Winkel zum andern	—	$\frac{13}{16}$
Höhe der Oeffnung des Auges zwischen den beiden Augenliedern	—	$\frac{1}{2}$
Umfang des Kopfes, da wo die Ohren anfangen.	—	7

Länge

bung zu vergleichen; so viel sich nämlich ausgestopfte Exemplare mit Beschreibungen, die nach lebendigen Gegenständen gemacht wurden, vergleichen lassen.

	Engl. Fuß	Zoll.
Länge der Ohren vom untern Theile ihrer Oeffnung bis zur Spitze	—	$1\frac{3}{8}$
Länge der Ohren hinten am Kopfe bis zur Spitze	—	$1\frac{2}{8}$
Breite des Ohrs in der Mitte . .	—	$\frac{13}{16}$
Abstand der beiden Ohren oben auf dem Kopfe	—	1
Länge des Halses	—	$1\frac{6}{8}$
Umfang des Halses dicht beim Kopfe	—	6
Umfang des Halses dicht am Leibe	—	$6\frac{1}{4}$
Umfang des vordern Fußes dicht am Leibe	—	$2\frac{7}{8}$
Umfang des vordern Fußes über dem obern Gelenke	—	$2\frac{2}{8}$
Umfang des obern Theils des vordern Fußes in der Mitte . . .	—	2
Umfang der vordern Füße über dem Knie	—	$1\frac{3}{8}$
Länge des obern Theils des vordern Fußes	—	$2\frac{7}{8}$
Umfang des untern Theils des vordern Fußes in der Mitte . . .	—	1
Umfang des vordern Fußes dicht bei den Afterklauen	—	$1\frac{2}{8}$
Länge des vordern Fußes vom Knie bis zur Spalte des Fußes . .	—	$1\frac{6}{8}$

	Engl. Fuß	Zoll.
Länge des vordern Fußes vom Knie bis an die Spitze der Klauen .	—	2 6/8
Länge der vordern Klauen . . .	—	1/2
Breite der beiden Klauen des vordern Fußes	—	5/8
Länge des vordern Fußes von den Afterklauen bis zur Spitze der Klauen	—	1
Umfang des Leibes hinter den vordern Füßen	—	10
Umfang des Leibes in der Mitte.	1	1 1/8
Umfang des Leibes dicht bei den hintern Füßen.	—	11
Länge des Leibes zwischen den vordern und hintern Füßen . . .	—	7 1/2
Umfang des hintern Fußes oben.	—	5
Umfang des Dickbeins in der Mitte	—	3 5/8
Umfang des Dickbeins dicht beim Knie	—	1 5/8
Länge des Dickbeins	—	4 1/2
Umfang des hintern Fußes übers Knie gemessen	—	2 6/8
Länge des hintern Fußes vom Knie an bis zur Spalte des Fußes .	—	2 6/8
Umfang des hintern Theils des hintern Fußes in der Mitte .	—	1

Länge

	Engl. Fuß	Zoll.
Länge des hintern Fußes von den Afterklauen bis zur Spitze des Hufes	—	$1\frac{2}{8}$
Länge der hintern Klauen.	—	$\frac{1}{4}$
Größte Breite der hintern Klauen	—	$\frac{3}{8}$
Abstand der zwei Afterklauen von einander	—	$\frac{2}{8}$
Länge der Afterklauen	—	$\frac{3}{16}$
Länge der Hervorstehung des Fersenbeines	—	$\frac{6}{8}$
Länge der Spalte des hintern Fußes unten.	—	$\frac{6}{8}$
Länge der Spalte des hintern Fußes oben	—	$1\frac{1}{16}$
Länge des Schwanzes	—	$2\frac{3}{8}$

Lichtenberg Magaz. f. Phys. und Naturgesch. 3. B. 2. St. S. 1.

XVI. Anhang

zu dem Abschnitte von dem Rennthiere.

Mellin Schrift. d. Ges. Naturf. Fr. B. IV. Tab. V—VIII. u. Camp. Naturg. d. Rennth. Tab. VIII. F. I—VII.

Der Verfasser läßt hier nach den Rehen den Anhang zu dem Abschnitte von dem Rennthiere folgen. Dieser ist aber schon in dem zehnten Bande eingeschaltet, so wie einige Nachrichten von Camper und die erste von dem Grafen Mellin. Der Herr Graf Mellin hat aber zu der Naturgeschichte des Rennhirsches, in dem ersten Bande der Schriften der berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde, einen Nachtrag im vierten Bande dieser Schriften geliefert, der hier folget. Se. Königl. Hoheit der Markgraf von Schwedt bekam nämlich zu dem schon beschriebenen Rennhirsche noch welche aus Schweden und Rußland, die der Herr Graf Mellin hier beschreibt.

„Ich

Das Rennthier. T. CDLII.

Buff. Th. XII. B.

„Ich habe dadurch, sagt der Herr Graf, Gelegenheit bekommen, diese Thiere gegen einander zu halten, und meine im ersten Theile bei Beschreibung des Rennhirsches geäußerte Vermuthung, daß das russische Rennwildbret viel größer als das schwedische sey, hat sich völlig bestätigt befunden; letzteres ist auffallend kleiner als ersteres, dergestalt, daß sie sich in Absicht der Größe gegen einander verhalten, wie bei uns das Damwildbret gegen das Edelwildbret. Nachfolgende Ausmessungstabellen beider ausgewachsenen alten Renuthiere werden diesen Unterschied am besten darthun. Nur Schade, daß der schwedische Rennhirsch unterweges gestorben, und ich also nicht im Stande gewesen bin, die Hirsche mit einander zu vergleichen. Es sind aus Schweden nur zwei Thiere angelangt, die aber beide tragend waren, auch jedes ein Wildkalb (ein Kalb weiblichen Geschlechts) gesetzt haben; aus Rußland kamen ganz glücklich ein starker Rennhirsch, den ich für vierjährig ansahe, und zwei Thiere, auch beide tragend, welche auch beide im Junius gesetzet haben, und zwar ebenfalls zwei Wildkälber. Beide Kaufleute aber, welche dieß Wildbret, der eine über Stockholm, der andere über Petersburg, verschrieben, haben den Ort oder die Provinz, woher dieß Wildbret

bret gekommen ist, nicht angezeiget, und ich bin also nicht im Stande, hierüber eine nähere bestimmte Nachricht zu geben.

Maße der Rennthiere.

	Russisches Rennthier.			Schwed. Rennthier.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Die ganze Länge von der Nase bis zum Weidloche	5	8	0	4	8	3
Höhe des Vordergestelles	3	5	8	2	10	6
Höhe des Hintergestelles	3	5	3	3	11	0
Länge des Kopfes vom Ende der Nase bis zwischen die Stangen	1	1	5	1	0	3
Umfang des Geäses (Mundes) hinter den Nasenlöchern	0	11	0	0	9	2
Zwischenraum zwischen den Nasenlöchern unten . .	0	1	5	0	0	2
Länge des Auges von einem Winkel zum andern . . .	0	2	1	0	1	9
Größte Entfernung						

der

	Russisches Rennthier.			Schwed. Rennthier.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
der beiden Augenlieder von einander, wenn das Auge natürlich offen ist	0	1	1	0	1	1
Entfernung der vordern Augenwinkel bis zum Anfang des Geäses ...	0	4	7	0	4	9
Entfernung des hintern Augenwinkels bis zum Gehör .	0	2	7	0	2	3
Umfang des Kopfes von dem Rosenstock gemessen ..	1	7	6	1	5	6
Länge des Gehörs	0	5	9	0	4	6
Breite desselben (größte) nach der äußern Krümmung gemessen .	0	4	1	0	3	6
Entfernung des Gehörs bis zum Rosenstock	0	1	4	0	1	0
Entfernung der beiden Gehöre hinter dem Rosenstock gemessen	0	4	7	0	4	6

Länge

	Russisches Rennthier.			Schwed. Rennthier.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Länge des Halses.	1	4	10	1	1	0
Umfang desselben beim Kopf gemess.	1	4	1	1	2	0
— — vor den Vorderblättern . . .	2	2	9	1	5	0
Höhe der Blätter.	1	6	1	1	3	0
Länge des Vorderlaufs vom Elbogen bis zum Knie	0	11	10	0	10	10
Umfang desselben, wo er am dicksten ist	0	10	0	0	9	0
— — des Knies.	0	6	3	0	5	6
Länge des Rohrknochens	0	8	6	0	6	3
Umfang desselben, wo er am dünnsten ist	0	3	9	0	3	3
— — der Kugel (Köthe)	0	6	2	0	5	9
Länge des Fessels.	0	3	9	0	3	3
Umfang desselben.	0	9	3	0	6	1
— der Krone über der Schale . . .	0	9	8	0	6	9
Höhe von der Schale bis zum Knie.	0	9	11	0	9	2

Entfer=

	Russisches Rennthier.			Schwed. Rennthier.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Entfernung des Elbogens vom Federruck (Rückgrath)	1	5	4	1	3	1
— — des Elbogens bis zum Untertheile der Schale	1	3	4	0	11	2
Umfang des Leibes hinter den Vorderblättern	3	5	6	3	0	0
— — in der Mitte, wo es am dicksten ist	4	0	9	3	4	0
— — vor den Keulen	3	8	3	2	11	6
Länge der Keule von der Kugel bis zur Hesse	1	4	0	1	2	0
Umfang derselben bei dem Wanst .	1	7	4	1	3	9
Länge der Röhre von der Hesse bis zur Köthe	1	2	8	1	1	6
Umfang der Röhre dicht über dem Oberrücken . . .	0	9	5	0	8	2
Länge des hintern						

Ober-

	Russisches Rennthier. F.	Z.	L.	Schwed. Rennthier. F.	Z.	L.
Oberrückens oder Afterklaue....	0	3	0	0	2	8
Umfang desselben .	0	3	0	0	2	8
Länge des vordern Oberrückens...	0	3	4	0	3	1
Umfang desselben .	0	3	4	0	3	1
Länge der Schale am Vorderlauf .	0	2	6	0	2	3
Höhe derselben hinter dem Oberrücken.......	0	0	10	0	0	8
Länge der Schale am Hinterlauf .	0	2	6	0	2	3
Höhe derselben unter dem Oberrücken	0	0	8	0	0	7
Umfang der beiden Schalen an jedem Vorderlauf ...	0	11	2	0	10	0
Breite der Schalen am Vorderlauf über der Spalte gemessen	0	2	6	0	2	1
Umfang der beiden Schalen an jedem Hinterlauf ...	0	10	2	0	7	9
Breite der beiden						

Schalen

F. 1. Russisches Gehörn.
F. 2. Schwedisches Gehörn.

	Russisches Rennthier.			Schwed. Rennthier.		
	F.	Z.	L.	F.	Z.	L.
Schalen über der Spalte am Hinterlauf	0	2	4	0	2	0
Länge der Blume .	0	4	9	0	4	1
Umfang derselben am Federruck . .	0	4	7	0	4	3
Höhe des Rosenstockes.	0	1	0	0	0	9
Umfang desselben .	0	5	3	0	3	6

Das auffallendste, merkwürdigste Unterscheidungszeichen des Rennwildbrets, welches es von dem ganzen Hirschgeschlecht auszeichnet, ist, daß die Thiere Gehörne haben, (Tab. V.) und obwohl es geringer als der Hirsche ihres ist, so bestehet es doch aus einem Augsprossen, Eissprießel, und oben ist eine Schaufel, die mit Enden verzieret ist. Ich füge hier die Abbildung eines russischen und schwedischen Rennthiergehörnes bei (Tab. VIII.), die von gleichem Alter sind, und man wird auch hier eine Verschiedenheit finden, daß letzteres mit wenigern Enden und einer schmalern Schaufel oben an der Stange gezieret ist, als das erstere. So wie aber die Hirsche mit Anfang des Jahres abwerfen, so verlieren dagegen die Thiere ihre Stangen,

gen, wenn der Winter aufhöret in ihrem Vaterlande, welches bei uns mit dem Ende des Mais oder dem Anfang des Junius überein stimmt, wenigstens war es um die Zeit, als die Rennthiere in Schwedt ihr Gehörne abwarfen. Ihr Gehörne sprosset in acht Tagen wieder aus dem Rosenstock hervor, und wächst als weiche Kolben fort, bis im Anfang oder auch in der Mitte des Oktobers, wo sie fegen, und zwar nach Maßgabe des Alters der Thiere; denn alte Thiere werfen eher ab als Junge, verecken oder verhärten also ihre Stangen eher als diese, und fegen oder schlagen also auch zeitiger. Bekanntlich heißet das weiche Gehörne, so wie es aus dem Kopfe des Hirsches auswächset, Kolben, und ist mit einer dicken rauhen Haut überzogen, die mit plüschähnlichen Haaren, von der Farbe des Thiers das es trägt, bedeckt ist. Unter dieser rauhen Haut, die man Bast nennet, wächset das Gehörne zu seiner ganzen Größe und Stärke; und wenn es unter derselben zu seiner völligen Härte gelangt ist, welches verecken heißt, so reiben die Hirsche den Bast an jungen, schwanken Bäumchen ab, welches man fegen oder auch schlagen nennet. Dieses geschiehet bei unsern Hirschgeschlechtern, dem Dam- und Edelhirsche, im Walde oft

in

in einer Nacht, besonders bei alten jagdbaren, das heißt, völlig ausgewachsenen Hirschen; denn die geringen Hirsche pflegen wohl ein Paar Tage damit hinzubringen, ehe sie den Bast vom Gehörne los werden, und ihre Enden pflegen immer dabei etwas zu schweißen. Bei den Rennthieren aber währete es beinahe acht Tage, ehe sie das Gefege von den Stangen herab bringen konnten; ich vermuthe indeß, daß dieses keine Abweichung ist, sondern hierin seinen Grund hat, daß auf der Promenade in Schwedt, wo das Rennwildbret stehet, zwar große Bäume genug vorhanden, aber keine Hecken und Loden stehen, woran sie fegen, und auf die Weise der Natur zu Hülfe kommen könnten. Ich muß hier, da ich vom Gehörne der Rennthiere rede, noch etwas nachhohlen, was das Gehörne der Rennhirsche betrifft. Ich habe in der Naturgeschichte desselben gesagt, daß es scheine, die Natur habe ihm das Gehörne mit breiten Schaufeln an den Eissprießeln und Augsprossen versehen, um den tiefen Schnee desto besser von den Orten wegbringen zu können, wo das Rennthiermoos wächset, und daß ich vermuthete, es wären dieses nur schwache Werkzeuge, um sich gegen feindliche Angriffe zu verthei-digen;

digen; daher kämen auch alle Berichte der Reisenden darin überein, daß ihre Läufe und breite Schalen die besten Waffen wären, womit sie sich gegen alle Anfälle der Raubthiere beschützen. Ich habe in der Folge mehrere Erfahrungen hierüber gemacht und gefunden, daß zwar die Rennthiere durch gewaltiges Schnellen mit den Vorderläufen einen furchtbaren Widerstand thun, aber dabei auch sehr geschickt das Gehörne zu ihrer Gegenwehr mit zu gebrauchen wissen. Es geschahe vor einigen Jahren, daß der Rennhirsch, wie er abgeworfen hatte, aus Schwedt gegangen und nach einem, eine halbe Meile davon gelegenen markgräfl. Flecken Vierraden gekommen war. Ein dortiger Fleischer, um ihn wieder nach der Stadt zurück zu treiben, hetzte seinen großen und starken Hund auf ihn, von dem er aber vorher wußte, daß er nicht packte. Der Hirsch trabte eine Ecke fort, als aber der Hund sich gar nicht beruhigen wollte, sondern immer hinter ihm laut war, kehrte er plötzlich um, stellte sich auf die Hinterläufe, und that mit beiden Vorderläufen einen so mächtigen Schlag auf den Hund, daß er ihn todt zu Boden streckte, und die Gescheide dem Hunde aus dem Leib fielen. Dieß Mal aber hatte er kein Gehörne; denn sonst habe ich gesehen,

hen, wie er mächtig mit dem Gehörne um sich schlagen kann, und zwar nicht nach Art der andern Hirsche mit den Augsprossen und Eissprießeln von unten herauf, sondern mit den Enden der obern Schaufel von oben herab; welcher Art des Schlagens mit dem Gehörne schon Gaston Phöbus, bei Beschreibung seines Ranglier oder Rangier erwähnet, indem er sagt: „Wenn er mit vielen Wiedergängen lange Zeit flüchtig vor einem gewesen, so stellt er sich mit dem Rücken an einen Baum, damit man ihn nicht anders als von vorn angreifen könne, und wirft das Gehörne vor, und wenn er in dieser Stellung steht, darf ihm niemand nahe kommen, um ihn zu fangen, wegen seines Gehörnes, das ihn ganz bedeckt; wenn man von hinten zu ihm gehen will, so schläget er nicht, wie der Hirsch, mit den Augsprossen von unten herauf, sondern mit den Enden von oben herab, doch nicht so große Schläge wie der Hirsch"*). Die Thiere aber, welche

*) — — Mais après qu'il a courru une longue espace de tems en faisant ses tours et frayant, il se met et accule contre un arbre, afin que rien ne lui puisse venir que devant, et met sa tête contre terre, (ein sehr richtiger Ausdruck; denn er setzt die

welche aufrecht stehende Augsprossen und Eisspießel haben, würden sich deren besser bedienen können, als der obern Enden, und ich habe gesehen, daß bei der ersten Bekanntschaft des Rennhirsches mit seinen Thieren, das eine schwedische Thier den Hirsch mit den Augsprossen in die Keule forkelte oder stieß, als er bei derselben zu zudringlich wurde. Doch sind die Thiere, wie überhaupt das weibliche Geschlecht im ganzen Thierreich sanfter ist, frommer als der Hirsch, und

geraden, sogar niederstehenden breiten Augsprossen wirklich auf die Erde) et quand il est en tel état nul n'en ôseroit approcher pour le prendre, à cause de sa tête, qui lui couvre le corps. Si on lui va par derrière, au lieu que les cerfs frappent des endouillers dessous, il frappe des ergots dessus, mais non si grand coup que fait le cerf. La venerie de Jacq. Dafevilloux Paris 1624 feuillet 97. Weil ergot auch die Afterklauen oder hornigen Spitzen über den Schalen heißen, so wie im Altfranzösischen die obern Enden an den Stangen, so hat mich diese doppelte Bedeutung im ersten Theil irre geführt, um so mehr, da ich des Rennhirsches Gehörne für unbrauchbar zur Gegenwehr hielt. Ich finde also für nöthig, meinen Fehler hier zu verbessern und anzuzeigen.

und ich habe es nie gesehn, daß sie unter einander mit dem Gehörne gekämpft hätten, oder auf Menschen losgegangen wären, und diesen einzigen eben erzählten Fall ausgenommen, haben ihre Gehörne ihnen nicht anders als bloß zur Zierde gedienet. Sie sind auch sehr dünne und spröde, und brechen leicht; daher hat vielleicht die Natur sie mit einem so sehr dicken Bast verwahret, daß die Kolben beim Rennhirsch denen eines starken Edelhirsches an Dicke gleich kommen, obgleich, wenn sie gefeget haben, letztere vier Mal so dicke und schwere Stangen haben, als erstere. Wenn, wie es unläugbar ist, das Gehörne aus dem Uiberfluß nahrhafter Bestandtheile des Thieres hervor wächset, so läßt es sich erklären, warum bei dem Rennwildbret dieses Abwerfen nicht zu gleicher Zeit geschiehet, sondern bei dem Hirsch im Januar und bei den Thieren gleich kurz vor der Setzzeit. Ich habe schon bei der Naturgeschichte des Rennhirsches angezeigt, daß dessen Feistzeit im Winter sey; es ist also in der Mitte dieser Jahrszeit ihr Uiberfluß nahrhafter Bestandtheile am stärksten, mithin der Trieb zur Hervorbringung eines neuen Gehörnes am größten; das alte, überreife Gehörne wird demnach abgeworfen, um den neuen

Kolben

Kolben Platz zu machen, so wie an den Steineichen der Keim neuen Laubes das alte, welke Laub abstößt, wenn im Frühjahr der Saft in den Bäumen sehr verdünnet ist, und sie fähig macht, sich wieder mit einem neuen grünen Kleide zu bedecken. Bei den Thieren aber im Gegentheil gehet, so bald sie gefeget haben, die Brunst an, und nachdem dieser Trieb zur Vermehrung aufhöret, ist das Thier tragend. Der Uiberfluß der nahrhaften Bestandtheile wird also hier von der Natur nicht bloß gegen das Gehörne angehäufet, sondern ein großer Theil derselben zur Unterhaltung der Frucht, die es träget, verwendet. Je mehr die Frucht wächset, je mehr wird dem Gehörne entzogen, denn je mehr braucht sie zu ihrer Ausbildung; bis endlich, nachdem die Feistzeit vergangen, dagegen aber die Frucht zu ihrem ganzen Wachsthum gelanget ist, dem Gehörne alle weitere Nahrung genommen und dorthin verschwendet wird, die Stangen sich auf dem Rosenstocke lösen und abfallen. Bei den Hirschen scheinet also der Uiberfluß, bei den Thieren aber der Mangel ofterwähnter nahrhafter Bestandtheile, das Abfallen des Gehörnes zu bewirken.

Bald, nachdem die Thiere ihr Gehörne

abge-

Buff. Th. III. B.

abgeworfen, setzen sie und zwar ein Kalb. Dieses ist nicht wie bei dem andern Wildbret fleckig, ob es gleich der Graf Buffon sagt*), sondern einfärbig, bräun, auf dem Rücken dunkler, und an den Läufen, Bauch und unter dem Halse heller; doch wird diese Farbe täglich dunkler, dergestalt, daß es in sechs Wochen dunkel schwarzgrau auf dem Rücken, den Seiten, dem obern Theil des Halses, den Schultern, der Stirn und der Nase erscheinet; das übrige bleibet gelblich und die Läufe rothbraun. Merkwürdig ist es aber, daß das Kalb kaum 8 Tage alt ist, wenn ihm schon Erhabenheiten auf dem Kopfe wachsen, die der erste Keim des Gehörnes sind, und daß hierauf ordentlich Kolben hervor kommen, dergestalt, daß ein Kalb von 6 Wochen, wie das hier abgebildete ist, (Tab. VI.) schon Kolben trägt, die über eine Vierteleelle Länge haben. Diese Kolben wachsen immerfort mit dem kleinen Thiere

bis

*) Les jeunes rennes ont auſſi comme les faons dans le premier age, le poil d'une couleur variée, il eſt d'abord d'un roux mêlé de jaune, et devient avec l'age d'un brun presque noir. Hiſt. nat. géner. et part. du C. de Buffon. Tom. 24. page 131. ed. en 12.

bis im Oktober, und setzen auch Enden auf, so daß die russischen Kälber auf jeder Stange drei Enden hatten, hingegen die schwedischen nur Spieße oder eigentliche Gabeln; denn die Spieße waren oben breit und etwas gespalten. Beide Arten fegten in der Mitte des Oktobers; doch die russischen um 8 Tage eher, und also fegen die Kälber mit den Müttern zu gleicher Zeit. Ob ein Hirschkalb zeitiger fegt, und auch schon im Januar wie sein Vater abwirft, kann ich nicht sagen; denn die vier markgräflichen Thiere hatten lauter Wildkälber gesetzt. Dieser merkwürdige Umstand, daß die Kälber gleich Gehörne bekommen, die, wenn sie vollkommen und gefeget, in der krummen Linie gemessen, über einen Fuß lang sind, hat kein Reisender und Beobachter erwähnet, ob er gleich sich bei dem ganzen Hirschgeschlechte nicht weiter findet, als allein beim Rennwildbret. Es scheinet beinahe, daß bei diesen das Gehörne nicht in einem so genauen Zusammenhange mit den Samengefäßen stehe, als bei dem Edelhirsch, Damhirsch, indianischen Hirsch, Rehbock und vielleicht auch bei dem Elenhirsch; denn bei diesen wächset es nicht eher, bis die Zeugungsglieder ausgebildet sind, und stehet mit dem kurzen Wildbret in so genauer Verbin-

dung,

dung, daß das Gehörne des Hirsches so stehen bleibet, wie es den Augenblick ist, da man ihn dessen beraubet. Hatte er, als er eine Operation an diesem Theile erlitte, noch kein Gehörne, so bekommt er nie eins, hatte er aber ein gefegtes Gehörne, so wirft er es nie ab, und hatte er Kolben, so feget er nicht. Man nennt dergleichen Hirsche Kümmerer. Bei dem Rennhirsch aber träget das Kalb ein Gehörne, lange ehe es sein Geschlecht fortpflanzen kann, und ein Kümmerer unter ihnen wirft ab und setzt auf, wie ein anderer Hirsch; nur sollen sie, wie es heißt, kleinere Gehörne als die Hirsche, aber doch größere als die Thiere haben. Die Natur scheinet in keinem Falle sich in unsere theoretischen Sätze und Hypothesen einschränken lassen zu wollen, und man kann nicht eine einzige Regel festsetzen, die nicht sehr große und wichtige Ausnahmen leidet. Uiberall erkennet man die allmächtige Hand und die große Weisheit des Schöpfers, die nicht auf eben dieselbe Art ähnliche Wirkungen hervor bringt, sondern hierzu auf verschiedenen Wegen in bewundernswürdiger Mannigfaltigkeit zu gelangen weiß. Bald nachdem das Kalb gefeget hat, verfärbet es sich und leget seine Winterhaare auf; was im Sommerhaar gelb und braunroth war, wird alsdann weiß,

und

und was schwärzlich war, grau. Der Winter ist für selbes die glücklichste Jahrszeit; es ist alsdann feist, wird nicht von Ungeziefer und Hitze geplagt, und ist gegen die Kälte mit einem dichten, langhaarigen und angenehm gefärbten Pelze verwahrt. Auch von einem solchen Kalbe gebe ich hier eine Abbildung, (Tab. VII.) um zu zeigen, wie es mit einem gefegten Gehörne erscheinet. Die Gestalt desselben, und vornämlich die krummen vorn über gehenden Stangen, geben dem Kalb eine Aehnlichkeit mit der Edwarдischen Abbildung des von ihm genannten grönländischen Rehbocks *), und ich bin gewiß überzeugt, daß es eine fehlerhafte Zeichnung eines solchen Kalbes von drei Monathen ist, das noch nicht gefeget hatte. Die Farbe kommt zwar mit denen, die ich kenne, nicht überein; weil ich aber indeß eine große Verschiedenheit und Unbeständigkeit im Verfärben des Rennwildbrets bemerke, indem es manches Jahr im Winter weißlicher, grauer und dann auch wieder gelblich erscheinet, auch die Farbe des Sommerhaares

*) Edward Histoire des oiseaux page 51. auch Seligmanns Sammlung verschiedener, auserlesener, seltener Vögel. II Theile Tab. Cl.

Das Renn = Schmalthier. T. CDLV.

Buff. Th. XI. B.

res mit dem Winterhaar gar keine Aehnlichkeit hat, so wäre es wohl möglich, daß die grönländischen Rennkälber im Sommer mit einem röthlichen Haar erschienen.

Obgleich die Rennkälber der Muttermilch bis zur Brunst der Thiere genießen, so ist es doch nur die ersten Wochen hindurch, daß sie sich allein damit erhalten; sie fangen bald an sich daneben mit Geäse zu füllen (zu grasen). Die Milch des Rennthiers ist äußerst fett und nahrhaft, hat einen sehr angenehmen Geschmack, welcher allen nur bekannten Arten von Milch vorzuziehen ist. Sie ist so fett, daß sie gleichsam pure Sahne ist, und ich glaube, daß hierin der Grund liegt, warum alle Reisenden vorgeben, man könne keine Butter daraus machen, weil man sie vielleicht, um eine Sahnenhaut zu setzen, hat stehen lassen; in welchem Falle sie, ihrer großen Fettigkeit wegen, gleich sauer wird. Zu dieser Bemerkung hat mich ein ungefährer Zufall geführet. Obgleich die Thiere zu Schwedt nicht gemolken, sondern den Kälbern die Milch überlassen wurde; so erlaubte mir doch der durchlauchtige Besitzer derselben, sie für mich ein Mal melken zu lassen. Ich ließ von der Milch etwas in ein Fläschchen thun, um sie mit mir zu nehmen

und einigen Freunden davon mitzutheilen, war aber nicht wenig verwundert, als ich bei meiner Zuhausekunft sahe, daß sich diese Milch, bloß durch das Rütteln des Fahrens unterweges, in Butter verwandelt hatte. Diese war fest, weiß wie Schafbutter, und hatte den nußähnlichen Geschmack, welcher für den größten Grad der Vortrefflichkeit bei der Kuhbutter gehalten wird. Selbst die übrig gebliebene Buttermilch war noch süß, und wegen der vielen bei sich behaltenen fettigen Theile noch sehr wohlschmeckend.

Das Betragen der Rennhirsche in der Brunst kommt dem der Damhirsche am nächsten. Die Hirsche, welche eher als die Thiere die Regungen derselben empfanden, trieben lange die Thiere herum, ehe diese sich ihnen ergaben. Der alte Rennhirsch war zu dieser Zeit mit ein Paar Thieren in das markgräfliche Reithaus gesperret, mußte aber wieder heraus gelassen werden, weil er sie so sehr in diesem engen Raum herum trieb, daß sie die Zunge weit aushingen und ganz abgemattet zu seyn schienen. So wie man sie aber heraus brachte, beruhigten sie sich, und da man den Rennhirsch an ein sehr langes Seil gebunden hatte, (eine Vorsicht, die nothwendig war, weil er auf Menschen

losging) so konnten ihm die Thiere leichter entkommen. Die russischen Thiere waren die ersten, die sich aus freier Wahl neben ihm beständig aufhielten. Er fing mit Liebkosungen an, leckte sie, richtete dann den Kopf in die Höhe, und stieß dumpfige schnelle Töne hinter einander aus, ungefähr wie ein Schaufler*), wenn er hinter einem geringen Hirsch her ist, und ihn von seinen Thieren abtreibt. Bei diesem Schreien blies er zugleich seine dicken Lefzen auf, und schnappte damit; dann schien er beschlagen zu wollen, blieb aber unentschlossen stehen, und ließ viele Brunst fahren, wobei er den hintern Theil des Leibes niederbeugte, und zwar nicht den Federruck (das Kreuz), sondern die Hessen. Ich habe eben dieses Betragen vielfältig an meinen Damhirschen in meinem Thiergarten beobachtet, nur mit dem Unterschied, daß wenn der Rennhirsch auf die beschriebene Weise die Brunst hatte fahren lassen, er auf einige Minuten mit den Hinterläufen ganz steif und langsam lendenlahm ging. Der rechte Beschlag geschiehet aber, wie meisten Theils bei allem Wildbret, des Nachts, und man hat die Rennhirsche niemals

*) Die starken Damhirsche werden alte Schaufler genannt.

mals bei Tage, wohl aber des Nachts beschlagen gesehen, und sie verrichten denselben langsamer, und nicht in der Flucht, wie die Edel- und Damhirsche. Denn bei diesen letztern habe ich sogar bemerkt, daß sie bisweilen die Thiere so hart angegriffen, daß sie sie auf beiden Seiten mit den Schalen und Oberrücken der Vorderläufe tief verwundet hatten, und sie stark schweißten. Die Brunst nimmt in der Mitte des Monaths Oktober ihren Anfang, und währet bis zu Ende des Novembers, weil die jungen Thiere später als die alten in die Brunst treten, und dadurch dieselbe verlängern. Die Rennhirsche haben auch zu dieser Zeit eine geile, brünstige Ausdünstung, die man viele Schritte weit empfinden konnte. Zugleich muß ich auch bei dieser Gelegenheit anzeigen, daß in dem ersten Jahre, als noch derselbe keine Thiere bei sich hatte, er in einem ziemlich geräumigen und von allem Wildbret leeren Saugarten gethan wurde, und ihm zwei Edelthiere und zwei Damthiere zugesellet wurden, um zu versuchen, ob er nicht mit ihnen brunsten möchte; er hat sich aber die ganze Brunstzeit hindurch immer von diesen Thieren entfernt gehalten, und es scheint also nicht wohl möglich zu seyn, hiervon eine Bastard- oder Mittelrace zu ziehen.

So wohl Rennhirsche als Rennthiere lassen bei jedem Tritt, den sie thun, ein lautes Knacken hören, als wenn man kleine Stöcke zerbräche, oder kleine Steine zusammen schüttelte. Jeder Reisende, der hiervon Meldung thut, und ich selbst, stand in der Meinung, daß dieser Schall sich über den Schalen in den Läufen erzeugete, und vielleicht aus einer starken nnd schnellen Anspannung der Sehnen oder Nerven seinen Ursprung habe. Bei genauer Beobachtung aber fand ich, daß nicht nur die breiten Schalen an der Spalte bei jedem Tritt zusammen stoßen, sondern auch die hornigen Spitzen des Oberrückens, welche die Afterklauen heißen, bei dem schnellen flüchtigen Gang des Rennwildbrets an der hintern Wand der Schale anschlagen, und dieses ist hinlänglich, um das Knacken bei jedem Tritt hervor zu bringen. Man wird auch eben dieses Knacken, nur minder laut, bei dem Edelwildbret bemerken, wenn man genau darauf achtet. Ich habe ein Paar zahme Stück Edelwildbret in meinem Thiergarten, und beobachte eben dieses täglich an ihnen, so bald sie auf harten Boden treten. Alsdann siehet und höret man deutlich die Spitzen der Schalen bei jedem Tritt zusammen schlagen; weil aber ihre Schalen kleiner und

weder

weder so breit noch lang sind, also in weniger Punkten sich berühren, dazu die Oberrücken oder Afterklauen zu kurz sind, um mit anzuschlagen, so höret man es weit weniger laut, als bei dem Rennwildbret, und in der geringsten Entfernung gar nicht. Diese Beobachtung am Edelwildbret brachte mich zuerst auf die Gedanken, es möchte mit dem Knacken des Rennwildbrets eben die Beschaffenheit haben, und ich fand bei aufmerksamer Betrachtung meine Vermuthung vollkommen richtig."

Gr. Mellin.

Der Herr Domherr von Rochow gibt in den Schriften der Berl. Gesellsch. B. II. S. 388. Nachricht von einem ungewöhnlich großen, mit Steinrinde dünn überzogenen Geweih, welches bei Worms gefunden worden. Dieses Geweih hält der Herr Graf Mellin für ein großes Rennhirschgeweih, und vermuthet, daß ehedem Deutschlands dicke Wälder und Himmelsstrich diesen Thieren sehr angemessen gewesen sind. Schr. d. Berl. Ges. Naturf. Fr. B. IV. S. 128 bis 146. Tab. V. — VIII.

Obgleich schon verschiedene Bemerkungen

des

des Herrn P. Camper von dem Rennthiere in den Supplementen des Herrn von Buffon angeführt sind, so sind doch noch sehr wichtige Nachrichten einzuschalten, und es mag deßfalls lieber die Naturgeschichte des Rennthiers von Camper hier zusammen gedrängt folgen. Er handelt im ersten Hauptstücke von dessen äußern Gestalt und Messungen, und sagt: „Wenn man alle Beschreibungen und Abbildungen des Rennthiers betrachtet; so muß man gestehen, daß es zu verwundern ist, wie ein in dem nördlichen Theile von Europa wegen seines allgemeinen Gebrauchs und Nutzens so bekanntes Thier mit so weniger Genauigkeit bisher untersucht worden, und uns noch so viel Aufklärung darüber mangelt.

Die Abhandlungen eines Buffon, so schön sie immer seyn mögen, enthalten noch manche Dunkelheiten, welche dieser große Naturforscher wegen der Seltenheit des Thiers nicht hat heben können.—Auch war in dem Kunstkabinette zu Paris kein vollständiger Kopf eines Rennthieres, viel weniger ein ganzes Gerippe, zu finden, so daß man sich einer Zeichnung, die Collinson dem Grafen von Buffon (Tom. XII. p. 109.) zugeschickt

schickt hat, und die im XIII. Theil auf dem XII. Kupfer vorkommt, hat bedienen müssen. Sie ist aber so mangelhaft, daß sie meines Erachtens nie in diesem vortrefflichen Werke hätte aufgenommen werden müssen.

Allamand hat in den Zusätzen zum holländischen Drucke dem Werke des Buffon eine neue Abbildung in dem IV. Kupfer gegeben, die nach aller Wahrscheinlichkeit nach jener des Edwards gemacht ist, und nur das Besondere hat, daß sie, welches sonst unmöglich scheint, noch viel elender ist, und unsern Niederlanden, welche gewiß im Zeichnen und Kupferstechen gar nicht vor England zu weichen nöthig haben, wenig Ehre macht.

Allamand ersuchte mich um die Zeichnungen und Bemerkungen, die ich von dem zu Gröningen gezeigten Rennthiere gemacht hatte.—Ich schickte sie beide mit der Erlaubniß, von der Zeichnung Gebrauch zu machen. Da aber das vom Drucker bestellte Kupfer schon fertig war, so begnügte man sich aus Kargheit mit demselben, indem man zugleich P. C. ad viv. del. darunter setzte, welche Buchstaben sehr leicht und besonders wenn man beim Allamand (Seit. 52. Col. 2.) lieset,

lieset, daß ich ihm meine Zeichnung mitgetheilet hatte, für meinen Namen gelesen werden können. Ich bezeuge unterdessen bei dieser Gelegenheit, daß ich gar keinen Antheil an dieser so unwahren als schlechten Zeichnung habe, und daß sie gar nicht mit meiner Zeichnung, worin das Rennthier todt und auf der Seite liegend vorgestellt ist, überein kommt. Der Buchhändler Schneider hat auf meine Bitte hernach in den meisten folgenden Kupfern das P. C. ad. viv. del. weggelassen.

Im Februar 1770 zeigte man in Gröningen „ein fremdes Thier, mit dem Körper eines Hirsches und mit dem Kopf eines Kalbes," wie man sagte, welches ich gleich für ein Rennthier erkannte. Der Kopf hatte wirklich einige rohe Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Kalbes, vornämlich in den Augen des gemeinen Haufens, obschon auch Edward seinem grönländischen Damhirsch, (hist. nat. des oiseaux Tom. I. p. 51.) d. i. Rennthier, mehr Aehnlichkeit mit einem Kalbe als mit einem Damhirsche gibt. Cäsar, wie wir hernach sehen werden, nennet die Rennthiere auch Ochsen—so wahr ist es, daß diese äußere Aehnlichkeit allen aufgefallen zu seyn scheint.

§. 2. Das Renuthier starb schon am 13. Febr. in Gröningen, und wurde gleich des andern Tages mit aller möglichen Eilfertigkeit abgezeichnet. Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, dieses todte Thier für einen mäßigen Preis zur Zergliederung an mich zu bringen, um mit Muße die Augen und andere Theile zu untersuchen. Dieses glückte mir aber nicht, so daß ich noch begieriger wurde, ein solches Thier zu zergliedern, und besonders die Oeffnung in den Augenliedern zu sehen, wovon Pontoppidan spricht, obgleich ich sehr daran zweifelte. Kurz hernach bath ich die Herren Opens in Friedrichstadt, mir aus Lappland über Drontheim ein lebendiges Rennthier zu schicken, welches ich auch den 21. Junius 1771 erhielt. Das Thier hatte eben seine Hörner gewechselt, und war ziemlich lange mit sehr warmem Wetter auf dem Meere gewesen, so daß es sehr geschwächt in mein Haus in Gröningen gebracht wurde, und schon am andern Tage starb. Hierdurch sahe ich meine Hoffnung, eine gute Zeichnung davon zu machen, und einige Bemerkungen darüber anzustellen, von neuem vereitelt.

Ich habe also auch dieses Thier nur auf der Seite liegend vorstellen können; und obschon

schon diese Zeichnung ziemlich glücklich ausgefallen ist, so befriedigt sie mich doch nicht, weil kein Leben darin ist. Sie kann also von wenig mehr Nutzen, als die übrigen schon heraus gegebenen Abbildungen seyn.

Der vom Allamand (Pl. 3.) gegebene Caribou ist ziemlich gut, doch zu lang von Hals und Kopf, und zu schmal von Füßen. Die Vorstellungen von Rennthieren in den Kupfern des Ridinger sind zwar mahlerisch, aber nicht der Wahrheit treu, und können also auch dem Naturforscher von gar keinem Nutzen seyn.

Noch jetzt besitze ich das Gerippe dieses Thieres, welches, obschon es schön und selten ist, doch nicht den Werth hat, eine genaue Zeichnung davon zu machen. Auch sind die Kupfer zu klein, um jeden besondern Theil deutlich vorstellen zu können; und undeutlich vorgestellt, können sie zu gar nichts dienen. Weil aber die Köpfe todter Thiere durchgehends ihre Figur behalten, so habe ich die zwei, die ich selbst sehr genau gezeichnet habe, hier beigefügt (Fig. I und II.), um die Verschiedenheit der Gestalt und der Hörner zugleich anweisen zu können. Die Augen schienen mir wegen der erdichteten Erzählung

zählung des Pontoppidan eine sehr genaue Zeichnung zu erfordern, wie auch die Füße ihrer Besonderheit wegen; vornämlich aber verdiente das Stimmwerkzeug mit der Lufttasche, welches dem schon beschriebenen Stimmwerkzeug einiger Affen sehr ähnlich war, eine genaue Zeichnung.

Das Vorzüglichste meiner Beobachtungen habe ich dem Herrn Allamand mitgetheilt, der dieselbe seiner neuen Ausgabe der Naturgeschichte des Grafen von Buffon (Seite 53.), von welchem sie in seine Zusätze (Suppl. à l'hist. nat. Tom. III.) aufgenommen worden, beigefüget hat. Buffon hatte auch seit der Ausgabe des XII. Theils seiner Naturgeschichte im Jahr 1764 Gelegenheit gehabt, ein weibliches Rennthier, welches der König von Schweden dem Prinzen von Conde schickte, zu Chantilly zu sehen. Der berühmte Künstler de Seve hat dieses Thier sehr schön und mit sehr vieler natürlicher Lebhaftigkeit gezeichnet; und obschon das Haarige in der Nase im Kupfer nicht angegeben ist, so kann man sie doch für die beste aller Abbildungen, die wir bis jetzt von diesem Thiere besitzen, halten, wie man aus dem 18. Kupfer und 132. Seite des 3. Theils der Supplemente sehen kann. Der Graf Mellin hat in den Abhand-

lungen

lungen der Berl. Ges. Naturf. Fr. (erster Theil 1781) eine illuminirte Zeichnung des Bocks oder männlichen Rennthiers gegeben. Diese Abbildung, obschon sie nicht schön gezeichnet, noch geätzt ist, trägt dessen ungeachtet sehr viele Kennzeichen der Wahrheit an sich, und verdient schon deßwegen grösseres Lob, weil der Graf sie selbst gezeichnet und in Kupfer gestochen hat. An der meistens aus Buffon genommenen Beschreibung trifft man überdieß verschiedene sonderbare Bemerkungen an, die Empfehlung verdienen.

§. 3. Das Rennthier, welches ich im Anfange des Februars in Gröningen sahe, war das nämliche, welches Allamand (S. 51 und 52.) beschrieben hat: ein Männchen, sehr haarig, vornämlich an den Seiten, auf den Schulterblättern, unter dem Halse und auf dem Hintern. Das Haar war über dem ganzen Körper, wie bei allen Hirschen, sanft, an den Füßen aber lang, glatt und schwer oder dick; das Maul das ist, Nase und Kinn, waren schwarz. Die Nase, welche sonst bei den meisten wiederkäuenden Thieren glatt ist, war ganz rauh, so daß nirgends die glatte Haut zu sehen war. Es hatte einen kurzen, dicken Hals und keine langen Pfoten.

	F.	Z.
Die Länge von der Nase bis zum Schwanz war	4	8
—— vom Halse bis zum Schwanz	3	1
—— des Kopfes	1	1½
—— der Hörner	1	0
—— des Halses und des Kopfes .	1	7
Die Höhe von vorn	2	6
—— von hinten	3	2
Der Umriß des Körpers	4	2

§. 4. Das über Drontheim aus Norwegen geschickte Rennthier war auch ein Männchen, sehr schwächlich, wie schon gesagt; doch aß es mit viel Begierde noch Gras, Brot und dergleichen, und trank viel dazu. Die Veränderung der Luft und die Wärme schienen nicht die einzige Ursache seines Todes zu seyn; denn ich fand überdieß ein merkliches Geschwür zwischen der Haube und dem Zwerchfelle.

Sein Tod war langsam und mit heftigen Zuckungen, bald des ganzen Körpers, bald der Gesichtsmuskeln oder des Kopfes allein, begleitet; besonders litten die Augen gewaltig. Dergleichen Zufälle habe ich mehr, vornämlich in den Seehunden, die ich verschiedene Male lebendig gehabt habe, gesehen.

Nach

Nach Angabe des Abschickers war es vier Jahr alt, doch nicht ganz erwachsen; denn alle Knochen zeigen noch die Knorpel (epiphyses), das ist, die wahren Kennzeichen der Jungheit.

Die Farbe des Körpers war braun mit schwarzgelb und weiß vermischt. Die Haare des Bauchs und der Seiten waren weiß mit braunen Spitzen, das Haar der Beine dunkelgelb, des Kopfes schwärzlich. Die Haare an der Brust und dem Halse waren sehr dick und lang. Aus der Vergleichung der Farbe erhellt, daß es von jenem, welches Hoffberg Linnaei Amoen. Acad. Tom. II. p. 149.) beschrieben hat, dessen Maul vornämlich weißlich war, sehr verschieden gewesen. Auch ist die Farbe von der Farbe desjenigen, welches Mellin gemahlt hat, sehr verschieden.

	S.	Z.
Länge des Kopfes von der Schnauze bis an den Rand des Hinterhauptes	1	2
Höhe des Kopfes in einer rechten Linie längs der Augenhöhle . .	0	8
Länge der Ohren	0	5
Breite des Halses	0	8

Von

	S.	Z.
Von der Spitze der Schulter bis auf dem Kopf bei der Augenhöhle .	1	4
Länge von der Spitze der Schulter bis an das Ende des Spitzbeins	3	6
— des Schulterblatts	1	0
— des Armbeins	0	11
— des Vorderarms	1	1½
— des Beins der Mittelhand, le Canon bei den Franzosen . . .	0	9
— von der Spitze des Brustbeins bis zum männlichen Gliede . .	2	0
Höhe des Körpers	1	6
— vom Rücken bis zur Erde . .	3	0
Länge vom Gelenkknopf des Sitzbeins bis zum Knie	1	4
— von der Spitze der Darmbeins bis ans Knie	1	4
— des Schienbeins	1	0
— der Ferse bis zum Fuße . .	1	0
Die ganze Länge von der Schnauze bis an den Schwanz	5	0
Breite der Brust von Rippe zu Rippe	1	0

Ich war damals in Gröningen, und bediente mich des gewöhnlichen Maßes der Stadt. Es ist das nämliche, welches in Friesland und Oberyssel gebraucht wird, und in Amsterdam unter der Benennung des Deventer-

venterschen Maßes bekannt ist. Es ist gerade auf jeden Schuh einen Zoll kürzer, als das parisische, das ist, 12 Zoll Gröninger Maß machen gerade 11 Zoll parisisch.

Die Größe dieses Rennthieres ist der von andern angegebenen Größe ziemlich gleich.

	S.	Z.
Der Kopf des Rennthiers, welches Daubenton (Eb. S. 132) beschrieben hat, war	1	$\frac{1}{2}$
Der Kopf des drontheimschen . .	1	2
— des ersten	1	$\frac{1}{2}$
— des mir von Arendal zugeschickten	1	2
Die Höhe des ersten nach §. 3 . .	3	2
— des letzten nach §. 4.	3	0
— des von Edwards gemessenen .	3	0
— des von Hoffberg 1 $\frac{1}{2}$ Elle, also reichlich	3	0

Die Höhe des Körpers $\frac{3}{4}$ Elle, oder wie unseres 1 Schuh 6 Zoll.

Die Länge wird von demselben auf 2 Ellen, das ist ungefähr 4 Schuh, 4 Zoll, nämlich von den Hörnern bis zum Schwanze, angegeben, welches ziemlich genau mit unserm überein kommt. Man kann also unsere Ausmessungen für die gewöhnlichsten, die auf zahme Rennthiere anwendbar sind,

halten

halten. Die wilden sollen nach Hoffberg (S. 150) größer seyn; doch dieser Unterschied wird nicht so merklich seyn, daß wir nicht zuverlässig voraus sehen können, es habe das mir aus Drontheim überschickte Rennthier, wovon ich hier die Ausmessung gegeben habe, und dessen ganzes Gerippe ich noch besitze, seine völlige Größe gehabt.

§. 5. Die Haare des Körpers waren sehr brüchig, so, daß sie auf das geringste Ziehen immer quer abbrachen, und gleichsam geflammt. Die durch das Vergrößerungsglas betrachtete Substanz war dem Mark von Binsen, wovon man Matten macht, ähnlich. Die Haare des Kopfes aber, unter dem Halse, an den Füßen und um die Schienbeine, waren, wie bey den Böcken, glatt, grob und auch so stark.

Nur Hoffberg (S. 149.) scheint die Zerbrechlichkeit des Haars bemerkt zu haben. Das Haar, sagt er, läßt sich nicht mit der Wurzel abreißen, sondern bricht ab, und läßt die Wurzel sitzen.

Sie scheinen, wie fast alle Thiere, jährlich zu verhaaren, doch kann ich den jährlichen Zeitpunkt nicht bestimmen, weil die

Haut

Haut des letzten, im Junius gestorbenen, beynahe eben so voll Haare war, als des ersten, das im Februar starb.

§. 6. In Rücksicht der Lebensdauer kann auch nichts bestimmtes gesagt werden, als daß sie nur das sechzehnte Jahr erreichen sollen, weil sie schon im vierten ihre völlige Größe haben, obgleich noch wie immer Knorpel zurück bleiben. Diese Berechnung, die ich von Buffon entlehnt habe, kommt auch völlig mit der des Hoffberg (S. 160. §. 12.) überein, der bemerkt, daß sie selten länger als 14 oder 16 Jahre leben.

§. 7. Das Eingeweide war dem des Damhirsches ähnlich. Sie haben keine Gallenblase. Die Nieren sind glatt, die Lungen groß, die Luftröhre sehr geräumig.

Das Herz war von mittlerer Größe, und enthielt, eben wie beim Damhirsch, nur ein einzelnes Beinchen, welches eigentlich die Basis einer der Klapmembranen der großen Schlagader (aorta) unterstützt, nämlich diejenigen, welche über die zwei Klapmembranen, über welchen die Kreuzschlagadern des Herzens entspringen, liegen. Dieß nämliche Beinchen gibt auch der membranösen

nösen Scheidewand, welche zwischen den beiden Höhlen des Herzens und der dreiecki-gen Klapmembrane des rechten Herzens gefunden wird, Stärke.

Bei einer andern Gelegenheit werden wir den wahren Sitz dieser Beine beschreiben, wozu ich schon sehr viele Beobachtungen und Zeichnungen in Bereitschaft habe, und zwar desto eher, weil sie nirgends in ihrer wahren Lage abgebildet sind.

Zweites Hauptstück. Luftstriche, worunter die Rennthiere gefunden werden. — Eine schwere Stelle beim Caesar de bello gallico.

§. 1. Wenn wir der kurzen Beschreibung des Ritters Linne (Syst. nat. ed. XII. Cervi Sp. 4. p. 93.) nachgehen, so ist der nördliche Theil von Europa, Asien und Amerika, besonders das mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge, der schicklichste Wohnsitz der Rennthiere. Hoffberg folgt seinem Lehrer, und setzt dieses Thier vornämlich in Lappland mit dem Zusatze, daß es, wenn es in der Wildniß lebt, im Sommer die hohen Berge und im Winter die Thäler aufsuche. Der Bischof Pontoppidan (Versuch einer Naturhist.

turhist. v. Norw. 2. Th. S. 21.) stimmt mit diesem überein, und setzt hinzu, daß sie auch nirgend anders fortkommen, noch sich fortpflanzen, so wie durch manche Versuche bestätigt ist. Buffon (S. 89) bestimmt auch die nördlichen Gegenden, nämlich alle Länder von Europa, Asien und Amerika, die unter dem Polarzirkel und noch nördlicher liegen, zu ihrem Wohnsitze. Zimmermann (Spec. Zool. geogr. p. 285.) meint, daß Buffon die Rennthiere in einen zu kleinen Raum eingeschränkt habe, weil sie nach den Bemerkungen des berühmten Pallas in Daurien unter dem 50. Grad Norderbreite gefunden werden. Gmelin traf sie im tungusischen Gebiete unter dem 56. Grad und Martens in Spitzbergen, das ist, unter dem 80. Grad an.

In Amerika und besonders in Canada, welches schon unter dem 40. Grad liegt, nennt man sie Caribou, und dieß ist vielleicht die Ursache, warum der Caribou im Thiergarten des Herzogs von Richmond neun oder zehn Monathe hat leben können, so wie man aus Allamands Beschreibung (S. 50. Col. 2. Pl. 3.) sieht, welcher zugleich das nach der ihm vom Herzoge zugeschickten Zeichnung gemachte Kupfer beigefüget hat.

§. 2.

§. 2. Außer den angeführten Gegenden sterben alle ohne sich fortzupflanzen. Buffon (S. 85.) beweiset dieses aus Stensen, der ausdrücklich zeigt, daß sie im Holsteinischen und Brandenburgischen gar nicht leben können, und aus Regnard, daß man sie in Frankreich nicht im Leben habe erhalten können, daß selbst vier im Jahr 1747 nach Danzig gebrachte Rennthiere, ohne sich fortzupflanzen, starben.

Buffon (S. 85.) versichert jedoch, daß sie vor diesem in Frankreich wenigstens auf den hohen und zwar auf den pyrenäischen Gebirgen gewesen, weil Gaston Phöbus, der in dieser Nachbarschaft lebte, die Jagd eines gehörnten Thiers beschreibt, welches er Ranglier oder Rangier nennt, und der Graf von Rangifer ableitet, und also das Ranglier für das wahre Rennthier hält. Die Beschreibung, die er unten hinzu fügt, scheint mir nicht das nordische Rennthier anzudeuten. Gaston sagt wenigstens: In der Brunstzeit stellt er wie die Hirsche der Hindinn nach (il va en rut après les cerfs comme font les daims), welches das Rennthier, das ganz von verschiedenem Geschlechte ist, nicht thun wird. Uiberdieß sagt Menage in seinem Wörterbuche, daß Gaston

sie nicht da, sondern in Mauritanien gesehen habe. Die 80 Aeste, die Gaston Phöbus dem Geweihe zuschreibt, machen die Jagd ziemlich zweifelhaft.

Auch scheint mir Gastons Beschreibung, die Mellin (S. 85.) wörtlich anführt, nur aus andern entlehnt, und sehr ausgeschmückt zu seyn. Um aber doch diesen Muthmaßungen einige Wahrscheinlichkeit zu geben, bedienen sich beide Grafen einer Stelle des Cäsar, welche wir untersuchen wollen.

§. 3. Cäsar sagt, wenn er den Hercynischen Wald beschreibt, sehr ausdrücklich, „daß es in demselben viele Gattungen wilder Thiere gebe." — Auch findet man darin einen Ochsen von der Gestalt eines Hirsches, an dessen Stirn in der Mitte, zwischen den Ohren, ein einziges Horn wächst, höher und mehr ausgebreitet, als alle uns bekannte Hörner; von dessen Spitze sich die Aeste, wie die Finger an den Handflächen, weit aus einander breiten. Das Weibchen ist eben so wie das Männchen beschaffen. Buffon hat den heutigen Mangel der Rennthiere in Frankreich zu erklären gesucht, wie man aus seinen Epochen der Natur (Epoques

ques de la Nature Ep. VI. p. 240) sehen kann.—Er sagt nämlich: Vor zwei tausend Jahren war Frankreichs Boden zwar an sich selbst wärmer, als jetzt. Seine Oberfläche aber war, wie die Oberfläche von ganz Deutschland, voll Wälder, voll Sümpfe. Die Flüsse traten immer über ihre Ufer; das Land selbst war wüste, unbebauet, und deßwegen so viel kälter und beinahe unbewohnbar. Nun aber, nun sind Wälder niedergehauen, die Sümpfe ausgetrocknet, das Land bebauet und stark bevölkert—und siehe da, dieß ist der Grund, warum es nun wieder um so viel wärmer geworden ist, daß es keine Rennthiere, keine Elenne, keine Luchse, noch Bären mehr, wie zu Cäsars Zeiten, nähren kann. Das Beyspiel von Cayenne, und vornämlich Pensylvanien (S. 597), wird als ein überzeugender Beweis angeführt. So räsonnirt man, wenn man nur die Sachen von einer Seite betrachtet.

§. 4. Der Grund aller dieser Muthmaßungen müßte nach meinem Urtheil aus der Erdkunde der Alten erklärt werden. Cluver, dieser große Kenner der alten Welt, würde uns gleich zu rechte weisen, und zeigen, (Germania antiqua L. B. 1616. lib. 3.

c. 47. p. 213.) daß Cäsar unter jenem Walde, dem Hercynischen Walde oder Wüste, nicht allein den gegenwärtigen Harzwald, als eine 60 tägige Reise beschreibt. Cluver redet darauf sehr richtig über dieses Stück, und setzt hinzu (Eb. p. 216.) daß wir uns also gar nicht wundern müßten, wenn in jenen alten Zeiten des Cäsar, Plinius und Solin so viele wilde Thiere in diesem Walde gezählt wurden, welche wir jetzt, die Pferde in Deutschland ausgenommen, vergebens darin suchen würden. Alle Alten haben dem Rennthiere das unbegrenzte Scythien angewiesen. Dieß versichert uns Salmasius aus dem Theophrast. (Exercit. in Solinum p. 276.) Plinius thut das nämliche, und nennt das ganze nördliche Europa bis zum warmen Osten Scythien, (lib. VI. c. 14. p. 309. Ab extremo aquilone ad initium orientis aestivi Scythae sunt.) und begreift ganz Deutschland, Pohlen, Liefland u. s. w. von der Weichsel bis zur Maas unter dem Hercynischen Wald. (Eb. Lib. 4. c. 28. p. 222.) Kein Wunder also, daß wir jetzt eben so, wie in den Zeiten der Alten und des Cäsar, in Lappland, Sibirien und Rußland noch das Rennthier finden. Denn im eigentlichen Verstande haben sie gar nicht den Luft-

strich verändert. Die Alten handelten überdieß damals, gerade wie wir jetzt noch zu thun pflegen. Sie nannten diesen ganzen, weit ausgestreckten Strich Landes, der ihnen völlig unbekannt war, mit dem einzelnen Worte: Wüste oder Hercynischer Wald oder Scythien, so wie wir den uns noch bekannten Theil Asiens und ganz Amerika Ost- und Westindien nennen.

Unterdessen scheint mir doch Cluver ein wenig vom rechten Wege zu gerathen, wenn er behauptet, daß Cäsar nicht das Rennthier, sondern den Bison des Plinius und Solin gemeint habe. „Wie kann Cäsar, sagt er, einem Thier, welches die Gestalt und das Geweihe eines Hirsches hatte, einen Ochsen nennen? Das begreife ich nicht." Er würde es aber gleich eingesehen haben, wenn er sich nur erinnert hätte, daß so wohl die Griechen als Römer alle ihnen unbekannte Thiere, wenn sie nur die Größe hatten, Ochsen nannten. So nannten sie wenigstens das Nashorn einen äthiopischen Ochsen, und den Elephanten einen lukonischen Ochsen, wie wir beim Pausanias und Lukrez sehen können. Wir nennen Seekühe, Seelöwen, Buschratten und dergleichen uns unbekannte und fremde Thiere, ohne deßwegen, außer der

der Größe, auf eine andere Uibereinstimmung zu sehen.

§. 5. Lange nach Cäsar scheint man diesem fremden Thiere erst den Namen Tarandus gegeben zu haben. Plinius nennt es so. (Lib. 8. c. 52. p. 459.) Auch das Rennthier der Scythen ändert seine Farben, und sonst kein einziges bekanntes Thier. — Es hat die Größe eines Ochsen; der Kopf ist größer als der Hirschkopf und ihm nicht unähnlich, das Geweihe sehr ästig, die Klauen gespalten und das Haar so lang, als beim Bären.

Wenn wir die Bemerkungen des Linne oder seines Zöglings Hoffberg hiermit vergleichen, so wird Plinius sehr verständlich seyn. Hoffberg sagt: (S. 149. §. V.) Wenn das Rennthier eben die Haare verwechselt hat, so ist es dunkelgelb; gegen die Hundstage wird es weiß, bis es ganz weiß ist. Mellin läßt, ehe er die Erklärung seines mit Sommerfarben illuminirten Rennthiers anfängt, die nämliche Bemerkung voran gehen. Jedem ist es auch jetzt bekannt, daß die Haasen in Norwegen, Schweden und dem nördlichen Rußland im Winter ganz weiß werden.

Die Alten hatten eine falsche Tradition, daß das Rennthier, wie der Chamäleon, allerlei Farben annehme. Plinius sagt: „Es nimmt die Farben aller Bäume, Gesträuche, Blumen und Oerter an." Das nämliche versichert Aelian: (hist. anim. lib. II. c. 2. p. 86.) „Das Rennthier ändert immer seine Haare, und nimmt eine unzählbare Verschiedenheit von Farben zum größten Erstaunen der Anschauer an u. s. w." Die Bemerkungen eines Hoffberg und Mellin über die Farbenveränderung des Rennthiers können, nach meinem Urtheile, über diese Erdichtung Aufschluß geben. Die vom Plinius gemachte Vergleichung der Haut desselben mit der Bärenhaut ist nicht übel. Das Haar ist ohne allen Widerspruch sehr lang, und viel länger, als bei einem Hirsche. Wenn man dieses alles noch mehr vergrößert und stärker ausgedruckt haben will, so muß man den Solin nachschlagen. „Auch Aethiopien, sagt er, zeugt Rennthiere von der Größe eines Ochsen, mit gespaltenen Klauen, ästigem Geweihe, dem Kopf eines Hirsches, der Farbe eines Bären und mit gleich langen Haaren. Man versichert, das Rennthier ändere die Farbe aus Furcht, und wenn es sich verkriecht, nimmt es die Farben aller Sachen, welchen es sich nähert, an, es seyn diesel=

dieselben so weiß als Marmor, so grün als Gesträuche, oder wie sie sonst seyn mögen. Das Nämliche thun die Polypen im Meer, und die Chamäleone auf dem Lande.—Das Neue und Sonderbare aber liegt darin, daß die rauhen Haare diese abwechselnde Farben annehmen." (c. 30. p. 41. D—E.) Salmasius hat schon bemerkt, daß Solin das Rennthier irrig in Aethiopien setzt, da alle Alten es nach Scythien, als dort einheimisch, verweisen. Je mehr wir die nordischen Völker haben kennen lernen, und je gesitteter sie geworden sind, so fingen wir auch allmälich an, ganz Norwegen, Schweden und Rußland von Scythien zu trennen, und nur allein der Tartarey diesen Namen zu lassen, wo sich jetzt keine Rennthiere aufhalten, wie auch zuvor keine da gewesen sind, aus Ursachen, die wir schon im 4. §. angeführt, und mit der Autorität der Alten und des Cluver bestätiget haben.

§. 6. Wir schließen also, daß das Rennthier und der Caribou vor Alters eben so, wie noch jetzt, allein in kalten, und meistens mit Schnee und Moos bedeckten Gegenden zu Hause waren, und daß, ungeachtet der Caribou in Amerika schon unter dem 40. Grad der nördlichen Breite, und

das Rennthier in Daurien bis zum 50. Grad gefunden wird, diese Gegenden aus andern uns noch unbekannten Ursachen kälter sind, als die Länder in Europa, die unter der nämlichen Breite liegen, daß aber gar nicht Frankreich und die nächstliegenden Länder jetzt so viel gemäßigter oder zu Cäsars Zeiten so kalt gewesen seyn sollten, daß je Rennthiere daselbst hätten leben können. Wir lassen aber diese Betrachtungen fahren, und gehen zum Thiere selbst über, welches zum Schutz wider die Kälte die Nase ganz mit Haaren bedeckt, und einen sehr dicken Pelz hat, und mit Geweihen versehen ist, die nicht allein zu seiner Vertheidigung, sondern auch zum Wegscharren des Schnees geschickt sind, damit es desto besser zu dem Rennthier-Moos, welches in Lappland und andern kalten Gegenden so üppig unter dem Schnee wächst, kommen könne. Sie leiden dann erst Hunger, wenn der Schnee von gewaltigen Regengüssen durchnäßt ist, und das Moos mit einer starken Eiskruste bedeckt wird; dagegen vermögen ihre Füße nichts, noch die Kraft ihrer Hörner, wie Hoffberg (S. 152. §. 6.) sehr wohl bemerkt hat, und wovon wir im vierten Hauptstücke mehr sagen werden.

Drittes

Drittes Hauptstück. Betrachtung der beiden Köpfe, und der Wiederkäuung des Rennthiers.

§. 1. Aus der Vergleichung beider Köpfe mit einander (Fig. 1. und 2.) wird man deutlich sehen, daß die Form von den Hörnern bis zu der Nase viel hohler in der ersten Figur, als in der zweiten läuft; daß auch das Maul runder in dem ersten, und die Ohren dagegen spitzer in dem zweiten sind. Die Nasenlöcher sind auch etwas verschieden, doch entsprechen sie Hoffbergs (S. 150) Bemerkung, daß sie länglich und schräg liegen. Die Verschiedenheit der Haare in Länge und Farbe hing, wie wir schon zuvor bemerkt haben, von der Jahreszeit ab. Um so viel möglich eine genaue Vorstellung dieses seltenen Thieres zu erhalten, so habe ich eine Zeichnung in Lebensgröße von vorn von dem letztern Kopf (welcher eine sichtbare Aehnlichkeit mit einem Ochsen- oder Kalbskopfe hat) und von vielen andern Theilen entworfen. Da alle diese Zeichnungen von keinem Nutzen sind, so habe ich nur die vornehmsten beigefügt.

§. 2. Das Rennthier hat, wie alle wiederkäuenden Thiere vorn im Oberkiefer keine

ne Zähne, sondern wohl zwei Eckzähne, wie auch Daubenton (Seite 123) richtig bemerkt hat. Im zweiten Kopfe waren sie noch nicht durchgebrochen, doch im dritten mir aus Arendal gesandten Kopfe sehr deutlich. Sie sind aber sehr klein. Linne und Hoffberg, ungeachtet sie so vielen Werth in die Zähne setzten, daß sie selbst die Ordnungen davon herleiten wollten, haben nichts darüber aufgezeichnet. In diesen beiden Köpfen zähle ich unten und oben und an jeder Seite sechs, und also zusammen 24 Backenzähne, deren Gestalt denen der Hirsche völlig ähnlich ist.

§. 3. Der Unterkiefer hat acht, sehr kleine und los stehende Schneidezähne, und ist, wie im Hirsch, Kameel und in den übrigen wiederkäuenden Thieren, viel schmäler als der Oberkiefer, wohl um die Breite eines ganzen Backenzahns. Da ich meine Vorlesungen über die Viehseuche heraus gab, so setzte ich das wahre Kennzeichen der Wiederkäuung in der Breite der Unterkiefer und der Backenzähne. (S. d. kl. Schrift. B. 3. 1. St.) Seitdem ich mich aber mehr auf die Bildung der Thiere gelegt, und gefunden habe, daß die Unterkiefer des Pferdes, Esels, des Zebra oder Kapschen Esels alle schmäler

ler

ler sind, als die Oberkiefer bei den wiederkäuenden Thieren, sehe ich mich genöthiget, da mir nichts angelegener, als die Wahrheit ist, jene niedergeschriebene Behauptung zurück zu nehmen, und zu erklären, daß die Einrichtung der vierfachen Magen bei den vierfüßigen Thieren, es sey mit oder ohne gespaltene Klauen, wie das Kameel, allein diese Eigenschaften bestimmt, und daß die Schmalheit der Unterkiefer der Pferde, Kühe, Hirsche, Schafe u. s. w. allein geschickt scheint, das Futter durch eine minder seitwärts gerichtete Bewegung zu zermalmen. Das Pferd, der Esel und der Zebra zerkäuen das Futter erst ganz fein, ehe sie es hinunter schlucken.—Der Ochs, Hirsch, das Kameel, Rennthier und dergleichen machen erst das Futter klein, um es durchschlucken zu können, und essen in einem fort, bis der Pansen voll ist.—Hernach wiederkäuen sie das nämliche Futter stückweise, und bringen es, wenn es zwischen den Backenzähnen wohl gerieben ist, unmittelbar in den Psalter oder dritten Magen, wie ich in den nämlichen Vorlesungen umständlich angezeigt und bewiesen habe. Wie sehr auch einige behauptet haben, daß das Rennthier nicht wiederkäue, so ist doch dieses völlig widerlegt, und das Wiederkäuen so überflüssig von Linne

ne, Pontoppidan und allen, die täglich Gelegenheit haben, Rennthiere zu sehen, bewiesen, daß jene Einwürfe keine Widerlegung verdienen. In dem mir von dem Herrn Ovens geschenkten Rennthier habe ich die Wiederkäuung nicht bemerken können, weil es schon zu schwach war, und zu geschwinde starb. Dieses kann ich aber jetzt nicht mit sehr vieler Gewißheit sagen, daß das Hornvieh wiederzukäuen aufhört, so bald es eine Krankheit, von welcher Art sie auch sey, bekommt, so daß das Aufhören der Wiederkäuung kein besonderes Zeichen der jetzt herrschenden Hornviehseuche ist. Ich habe unterdessen diesen vierfachen Magen aufgeblasen, und wohl mit Firniß überzogen bewahrt, um jederzeit jene große Uibereinkunft desselben mit dem der Hirsche und anderer solcher Thiere bestätigen, und die statthabende Wiederkäuung zeigen zu können.

Viertes Hauptstück. Uiber das Geweih des Rennthieres.

§. 1. Die Rennthiere unterscheiden sich, wie wir schon gesagt haben, von allen andern Hirschen darin, daß so wohl das Männchen, als das Weibchen Geweihe haben, und dieselben jährlich wechseln. Alle, die diese

se Thiere in der Nähe haben untersuchen können, sind hierin einig, und machen nur die Bemerkung, daß das Geweih der Weibchen, so wie auch ihr ganzer Bau, dünner und zarter ist. Das Männchen läßt sein Geweih, so bald die Brunstzeit vorüber ist, am Ende des Monaths November, nach Hoffberg (S. 150.) fallen; das Weibchen schon im Anfange des nämlichen Monaths, doch so, daß sie dieselbe so lange, bis sie ihre Jungen wirft, behält. Sind dieselben aber nicht befruchtet, so verlieren sie das Geweih im Winter. Dieß geschiehet so regelmäßig, daß die Lappländer daran erkennen, ob sie trächtig sind.

§. 2. Nicht allein die Weibchen und Männchen, sondern auch die verschnittenen Rennthiere wechseln ihre Geweihe, wie besonders Hoffberg (S. 150 und 167) gezeigt hat. Sie wechseln sie aber später, selten vor Neujahr; doch je stärker sie sind, desto eher, und jährlich so wie alle andere. Er widerspricht nicht allein hierin Scheffern und Hulden, sondern auch darin, daß sie sich, wenn sie das Geweih verloren, verbergen sollen. Doch Buffon ist der Meinung (S. 102), daß diejenigen Theile, welche die Samenfeuchtigkeit absondern, durch diese Kastration nicht

ganz

ganz vertilgt gewesen seyn, weil die Lappländer dieselbe nicht mit dem Messer verrichten, sondern sie zerschmettern die Samengefäße dergestalt, daß sie zwar unfähig zur Fortpflanzung, aber nicht ganz ungeschickt, Geweihe zu erhalten, werden. Es ist unwidersprechlich wahr, daß der Lappländer auf diese Art verfährt. Hoffberg bestätigt dieses wenigstens (S. 160). Es ist aber zugleich sehr unwahrscheinlich, daß das Wachsen der Geweihe just von ein wenig überbleibender Samenfeuchtigkeit abhange. Buffon hat wenig Ursache, sich auf das Beispiel der Hirsche zu berufen; denn wenn diese kastrirt sind, so fällt das Geweih zur bestimmten Zeit ab, und wird gegen anderes gewechselt, das sehr übel gebildet ist, und klein bis zum Tode des Thiers sitzen bleibt. Beim Rennthiere würde dann diese Besonderheit noch Statt haben, daß das verschnittene Thier so wohl, als das gesunde Männchen und Weibchen das Geweih wechseln, worüber wir uns verwundern, und es nicht begreifen, viel weniger erklären können.

Mellin, der sich des nämlichen Einwurfs, als Buffon, bedienet, zieht Linne's und Hoffbergs Bemerkungen (S. 26) in Zweifel, und unterstützt seine Meinung mit Huldens

Anse-

Ansehen, der ausdrücklich sagt, die Geweihe der Verschnittenen fallen nicht ab, und wenn sie rauch sind, so bleibt das Haar in schwelgerischem Wuchse (cornua castratorum non decidunt, cum hirsuta sunt, semper pilis luxuriant). Ich führe diese Stelle auf seine Autorität an, weil ich das Buch nicht selbst besitze, und entscheide hier nichts.

§. 3. Sie tragen immer zwei Hörner auf die Art, wie in der ersten Figur gesehen werden kann. A C D B E ist das linke Horn, F H I G ist das rechte Horn. Die Spitzen der Stühle A B und F G wachsen in sehr schwere Aeste aus, wie mit Fingern versehene Handflächen, und eben so wachsen auch die Spitzen der zwei Vorderäste C und H, auch D, aber nie E und I.

Die genaueste Abbildung dieser Hörner finden wir beim Buffon (Kupf. X. Fig. 2 und 3, und Kupf. XI. Fig. 1 und 2.). Um aber die Aehnlichkeit deutlicher zu sehen, muß man die 2. und 3. Fig. des X. Kupfers des Buffon mit unserer ersten Abbildung vergleichen. Die Buchstaben der sich entsprechenden Theile sind in unseren beiden Figuren die nämlichen. Doch trägt es sich bisweilen zu, daß ein Ast nicht auswächst,

wie

wie man am rechten Geweihe in unserer ersten Figur sieht, wo D nicht ausgewachsen ist. In dem Kopfe aus Arendal wird der Ast D an keinem von beiden Hörnern, und I am rechten gefunden. Die Natur spielt oft in solchen Kleinigkeiten; doch die vordersten Aeste C und H scheinen immer da zu seyn. Es geht mit dem Geweihe des Rennthieres, wie mit dem Hirsche; je älter sie werden, desto mehr Aeste bekommen sie. Im Anfange scheinen sie auch nur einen einzelnen Ast zu geben, wie man beim Buffon (1. Fig. X. Kupf.) und Klein (Mellin hat ähnliche Veränderungen im I. und II. Kupf. abgebildet) sehen kann. Es ist wirklich Schade, daß Linne oder Hoffberg, Klein und Pontoppidan solche schlechte Abbildungen eines Thieres, welches sie so gemächlich in der Nähe betrachten und untersuchen konnten, gegeben haben.

§. 4. Im natürlichen Stande steht das Geweihe, so wie wir es abgebildet haben, das ist, die zwei Aeste A und C und F H vorwärts; doch diese wachsen, besonders bei den alten, bisweilen so weit voraus, daß sie wohl die Länge der Schnauze erreichen, wie Hoffberg (S. 149) bemerkt. Buffon meint (S. 917), das Rennthier könne keine

ne Pflanzen oder Gewächse pflücken, weil die Vorderäste es verhindern würden; doch in keinem noch so schlecht abgebildeten Rennthier schießen sie so weit voraus. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie mit diesen Vorderästen, wie Buffon auf Ansehen anderer Schriftsteller erzählt, so wohl als mit ihren Klauen den sanft niedergefallenen Schnee vom Moose wegscharren. Maupertuis berichtet (S. 322), daß sie sehr geschwind mit ihren Klauen ein Loch oder einen Stall im Schnee bis auf das Moos machen, und den Schnee gleichsam wegfegen, um gemächlich essen zu können; daß aber auch der Schnee, wenn er geschmolzen ist, und wieder friert, eine solche harte Kruste bekommt, daß er nicht allein Rennthiere, sondern auch Menschen und selbst Pferde zu tragen im Stande ist, welches dem Rennthiere, das dadurch kein Futter bekommen kann, tödtlich seyn würde, wenn die Lappländer nicht für dieselben die Kruste zerschlügen; und dieß ist der einzige Dienst, setzt dieser Weltweise, der ein aufmerksamer Augenzeuge war, hinzu, welchen die Lappländer dem Rennthiere für alle Vortheile, die sie von ihnen genießen, leisten. Diese Wahrnehmung ist der Meinung des O. Wormius (Muse-

(Museum p. 337) nicht günstig, welcher meint, daß die Rennthiere mit diesen Vorderästen nicht allein Blätter und Zweige an sich zögen, sondern auch zugleich das Eis damit zerbrächen. Auch würde man noch, als einen überzeugenden Beweis von der Stärke und dem Gebrauche ihrer Füße anführen können, daß sich die Rennthiere mehr mit den Hinter- und Vorderfüßen wider die Wölfe und andere wilde Thiere, als mit den Hörnern vertheidigen, wie Mellin (S. 41.) versichert. Das lange Außenbleiben und die Weichlichkeit der Hörner macht diese Bemerkung überdieß sehr wahrscheinlich.

In dem von dem Herrn Ovens mir geschenkten Rennthier waren die Hörner kaum am Ausbrechen, so daß das eine nur ein und das andere anderthalb Zoll lang war, wie A in der zweiten Figur; doch war es so artig mit dunkelbraunem Haare besetzt, welches sich aus der Mitte seitwarts wie ein Paar Haarzöpfe drehete, daß man diese Haarzöpfe in einem gewissen Abstande für zwey, zufällig auf dem Kopfe sitzende Mäuse ansehen würde. Mellin bestätiget diese haarige Beschaffenheit nicht allein durch seine eigene Wahrnehmung, sondern fügt noch das Zeugniß des Herrn Seligmann hinzu. (Eb. S. 11 und 12.)

Sie scheinen diese haarige Haut lange zu behalten, eben so wie die Dam- und andere Hirsche. Hoffberg lehrt uns, daß die Hörner, wenn sie im Frühjahre hervor keimen, so lange sie diese Haut hätten, sehr empfindlich wären, daß dieselbe aber im Herbste zerberste und abfalle. Olaus Wormius (Museum p. 338) sagt das nämliche, und tadelt Scaligern, der diese Membrane für eine bleibende Rauchheit gehalten zu haben scheint.

Fünftes Hauptstück. Uiber die Gestalt der Augen. §. 1. Die Augen der Rennthiere sind wegen der künstlichen Erdichtung des Bischofs Pontoppidan in der Naturgeschichte von solcher Wichtigkeit geworden, daß es der Mühe werth ist, sie in der Nähe zu betrachten. Auswendig sind dieselben den Augen des Damhirsches sehr ähnlich; sie haben, eben wie die Kameele, Kühe, Schafe, Pferde, Hirsche, Ziegen, Gazellen, und fast alle grasfressende Thiere, wie ich auch beim Flußpferde gesehen habe, längliche und querstehende Augensterne (pupillae), wie man in den beiden ersten Figuren deutlich sehen kann.

§. 2. Sonderbar ist der Thränensack,

 vom

vom Daubenton (Vol. VI. p. 109. Kupf. 14. F. 1. M.) genannt, der krumm herunter läuft, und von selbst ins Auge fällt, obschon die meisten ihn übersehen haben, und nur allein in der nach der Zeichnung des Herzogs von Richmond heraus gegebenen Abbildung des Caribou vom Allamand (Additions pl. 3.) und dem weiblichen Rennthier von Buffon (Supplem. etc. B. III. K. 18) angezeigt ist. Von Linne wird dieser merkwürdige Theil gar nicht beschrieben und noch weniger abgebildet.

Der Thränensack, den wir in der vierten Figur durch AB deutlich angezeiget haben, und der bei den Damhirschen inwendig ganz glatt ist, war hier doch mit sehr kleinen Haaren besetzt. Diese Thränengruben enthielten kleine weißliche durchscheinende Körner, die fettig waren. Daubenton nennt diese Materie Larmes oder Bezoard de Cerf, (Eb. p. 109.) und gibt eine Abbildung derselben aus dem edlen Hirsch. (Eb. planche 15. Fig. I. und II.) Im Jahre 1769 und 1771 habe ich auch in einem Damhirsche und zwei Hindinnen ziemlich große, harzige und ziemlich harte Klumpen wahrgenommen. Der Thränensack liegt im Thränenbeine, welches in diesen Thieren sehr groß

ist,

ist, und deßhalb eine tiefe Rinne hat; er entspringt vorn zwischen zwei beinernen Thränengängen. Zwischen dem Thränen- Stirn- Nasen- und Oberkieferbein ist auch ein offener Raum, der schmaler und länger als bei den Hirschen und vom Daubenton sehr gut abgebildet ist; diesen bedeckt eine doppelte Beinhaut, und schließt also die Nasenhöhle.

Diese längliche Höhle, obschon sie der Thränensack heißt, empfängt doch keine Thränen, sondern scheint inwendig einen fetten und harzigen Stoff abzusondern, welcher bei dem Rennthiere und den Damhirschen gelblich, bei dem guineischen Bock (Grimmia), den Pallas, Vosmaer, Allamand und Buffon beschrieben haben, schwärzlich ist.

Wie wenig diese Höhle zum Ableiten der Thränen geschickt sey, sieht man ferner aus den zwei in der 4. Figur B. deutlich angezeigten Thränenpunkten, und aus den zwei beinernen Gängen, die sich, wie ich schon bei dem Nasehorn bemerkt habe, bald vereinigen, um sich durch einen gemeinschaftlichen Gang in die Nase zu entledigen. Wenn diese so genannten Thränensäcke wirklich die Thränen aufnehmen müßten, so würden sie

gewiß

gewiß bei dem Elephanten, Flußpferde und Wallrosse, die gar keine Thränenpunkte und also auch keine Thränengänge haben, gefunden werden müssen, wie ich schon (1774) in der kurzen Nachricht von der Zergliederung eines jungen Elephanten (S. d. kl. Schrift. 1. B. 1. St.) bemerkt habe, und innerhalb Kurzem mit der vollständigen Beschreibung desselben befestigen werde.

§. 3. Die Winkmembrane verschiebt sich, wie bei allen vierfüßigen Thieren, in dem großen Augenwinkel B nach dem kleinen E in der vierten Figur. Ich habe diese Winkmembrane von B bis C ausgestreckt in ihrem ganzen Umfange gezeichnet, damit man desto deutlicher sehen könne, daß sie ganz ohne eine einzige Oeffnung oder Loch sey.

§. 4. Ich habe auch das obere Augenlied in der 3. Figur niederwärts und geschlossen gezeichnet, damit man zugleich sehe, daß auch da nicht die geringste Oeffnung, sondern es eben so, wie bei allen ähnlichen Thieren, beschaffen sey.

§. 5. Pontoppidan hat in einer Anmerkung zu seiner Naturgeschichte von Norwegen (2 Th. S. 22.) diese besondere Eigen-

schaft

schaft angeführt: „Oben über den Augenliedern hat das Rennthier noch eine Oeffnung, wodurch es sieht, wenn es wegen des schweren fallenden Schnees die Augen schließen muß.“ Er nennt diese Einrichtung einen Beweis der weisen Vorsehung des Schöpfers. Wie sehr aber Pontoppidan hierin geirrt hat, erhellet aus demjenigen, was ich so eben im dritten und vierten §. gesagt habe; denn weder in der Winkmembrane, noch in dem obern Augenliede ist eine Oeffnung zu finden, so daß die ganze Bemerkung des Bischofs wegfällt. Der große Haller (Physiol. Tom. V. p. 315. §. 7.) erwähnt zwar auf Autorität des Pontoppidan dieser Oeffnung in dem obern Augenliede; nennt aber das ganze Raisonnement des Bischofs eine unwahrscheinliche Erdichtung.

Man erzählt, daß die Lappländer das Gesicht mit kleinen durchlöcherten Schalen wider den blinkenden Glanz des Schnees schützen; und so soll nun der Schöpfer in den Rennthieren, welche nicht im Stande sind, sich selbst solche Schirme zu verschaffen, den nämlichen Endzweck durchs Durchbohren ihrer Augenlieder erreicht haben? Doch dieses läppische Raisonnement fällt weg, wenn wir erwägen, daß der Schöpfer dem

Rennthie-

Rennthiere, dessen einziger bestimmter Wohnsitz diese mit ewigem Schnee bedeckte Gegenden sind, nicht allein Augen, die an und für sich selbst dieses helle Licht zu ertragen vermögen, geben konnte, und, wenn er nach seiner weisen Vorsicht handeln wollte, auch geben mußte; der Mensch aber hatte sie nicht nöthig, weil er nicht allein dazu geschickt ist, jede Gegend der Erde zu bewohnen, sondern noch überdieß Verstand und Geschicklichkeit genug bekommen hat, dergleichen beschwerlichen Zufälligkeiten durch Kunst abzuhelfen. Die Oeffnungen in den Augenliedern würden dem Schöpfer also wenig Ehre machen! Doch der Bischof fällt öfters in solche Kleinigkeiten, und läßt zum Beispiele Würmer geboren werden, um die zottige Haut der Hörner abfallen zu lassen, u. d. gl.

Es ist unterdessen sehr sonderbar, daß Buffon (Suppl. Tom. 3. p. 132.) diesen groben Irrthum des Pontoppidan nicht allein aufgenommen, sondern auch bestätiget hat, obschon sich der Graf aus meinen Wahrnehmungen, die nicht allein Allamand, sondern er selbst aufgenommen und wörtlich abgedruckt hat, (Eb. p. 141.) vom Gegentheil hätte überzeugen können. Wir lassen aber diese Materie fahren, und gehen zur genau-

genauen Untersuchung einer wesentlichen und zugleich sehr merkwürdigen, von mir entdeckten Eigenschaft im Stimmwerkzeuge dieses Thieres über.

Sechstes Hauptstück. Uiber das Stimmwerkzeug. §. 1. Da ich das Rennthier selbst nicht kannte, und die oberflächliche Zergliederung, welche Nil Stensen (Steno) im Jahre 1672 verrichtete, wie sie Valentin angibt, (Amphit. zootom. p. 72.) mich nicht belehrte, so war ich genöthiget, sehr vorsichtig zu gehen. Oft hatte ich bei den Damhirschen mit Bewunderung bemerkt, daß der ganze Kehlkopf beim Durchschlucken sich auf eine sehr sonderbare Art auf- und niederbewegte, und etwas Besonders zu erkennen gab.—Ich nahm deßwegen die Haut vom Halse des Rennthieres sehr vorsichtig ab, ungewiß, was zum Vorschein kommen würde. Nachdem ich auf die nämliche Weise die Seitenmuskeln weggenommen hatte, so entdeckte ich, wie ich in der 7. Figur sehr genau vorgestellt habe, einen häutigen Beutel oder Sack, I M N O, der zwischen dem Zungenbein C F G und dem Schildknorpel K O L entsprang. Man muß sich vorstellen, daß A B der Rand des Unterkiefers sey, F D die Warzenkörner oder das Sesambein-

sambeinchen des Zungenbeins; D E derjenige Theil des Zungenbeins, welcher sich mit dem Kopfe vereinigt; L P die Luftröhre; Q R der Schlund; S T die Halswirbel, mit den rechten Muskeln des Kopfes bedeckt; S A ein Theil der Ohrendrüse; V die Drüse des Schildknorpels. Darauf entdeckte ich zwei Muskeln, S H und C I, welche an der untern Seite des Mittelschildes des Zungenbeins F und C entsprangen, platt im Anfange waren, doch ausgedehnt von unten nach H und I liefen. Diese beiden Muskeln heben gewiß diesen Sack, und drucken zugleich nach Willkür wieder die Luft heraus.

§. 2. Da ich den Schlund von hinten geöffnet hatte, fand ich unter der Wurzel des Zungendeckels (epiglottis) eine Oeffnung, die meinen kleinen Finger gemächlich durchließ. Diese Oeffnung dehnte sich aus, und bildete den häutigen Hals F O I, der zwischen den zwei Muskeln F H und C S hindurch drang, und den Sack I M N O bildete. Die Luft, aus den Lungen durch die Spalte des Kehlkopfes gedrückt, dringt durch in jenen Sack, und dehnt denselben nach dem Verhältnisse seiner Kräfte aus, eben so wie ich diese Theile zusammen in der 7.

Figur

Figur vorgestellt habe, und sie noch wegen ihrer Seltenheit in Brannteweingeiste bewahre. Der Hals des Rennthiers muß in diesem Falle unten an dieser Stelle sehr aufschwellen. Vielleicht hat das Elennthier einen ähnlichen Sack, welchen Linne (Gen. 29. Sp. 2. p. 92.) die Kehlwarze (caruncula gutturalis) nennt, und Buffon läugnet, und sie nur als eine zufällige Krankheit angesehen haben will. (Tom. XII. p. 112. und 113.). Auch Perrault sagt in seiner anatomischen Beschreibung des Elennthiers hiervon nichts. Dieser schwarze Fleischlappen (caruncula) verdienet also eine nähere Untersuchung. Vielleicht ist sie nichts anders, als eine große Ausdehnung des Kehlkopfes, das ist, des Schildknorpels, wie bei der Kropfantilope (antilope gutturosa), welche der unermüdete Pallas (Spec. zool. fasc. XII. p. 46.) so ausführlich beschrieben hat. Dieser sonderbare Kropf gibt uns einen überzeugenden Beweis, daß die Natur oft viele verschiedene Wege einschlägt, um ohne äußern Schein eine große Veränderung hervor zu bringen. In der Alouate oder dem Heulaffen ist selbst das Zungenbein, hier aber der Knorpel des Schlundes sehr ausgehöhlt, indem im Rennthier der häutige Sack etwas Aehnliches zuwege bringt.

§. 3. Schon vor mehr als zwanzig Jahren habe ich in verschiedenen Pavianen und Affen einen dergleichen Sack entdeckt, so wie wir ihn jetzt sehr ausführlich in der ersten Abhandlung über den Orang-Utang (Haupst. 2. § 1.) beschrieben und abgebildet haben (Drittes Kupfer Fig. 3. und 4.). Nur findet man bei den Affen jene zwei Muskeln F H und C I nicht; auch scheinen sie nicht nöthig, weil bei den Affen der Luftsack durch die breiten Halsmuskeln bedeckt und gedrückt wird. Im Rennthiere hat dieses nicht Statt, und deßwegen scheinen diese zwei Muskeln hinzu gefügt zu seyn.

Weil dieses Rennthier ein Männchen war, so können wir nur allein sagen, daß dieser Luftsack zuverlässig bei den Männchen gefunden werde. Vor der Entdeckung dieses sonderbaren Stimmwerkzeuges habe ich immer bei der Zergliederung der Damhirschböcke versäumt, darauf aufmerksam zu seyn; als ich aber diese Beobachtungen dem Herrn Allamand, der sie auch heraus gegeben hat, (Addit. p. 53.) zuschickte, wußte ich schon gewiß, daß er bei der Hindin nicht gefunden wurde. Seitdem zergliederte ich dazu vorsetzlich einen Damhirschbock, und fand nichts dergleichen, woraus erhellet, daß dieser sonderba-

derbare Sack nur allein dem Stimmwerkzeug einiger Affen und des Rennthiers, zwei sonst so verschiedenen Geschlechter, daß man eine solche Aehnlichkeit des Stimmwerkzeuges bei denselben gewiß nicht erwarten würde, eigen sey.

Siebentes Hauptstück. Uiber die Füße und Klauen des Rennthieres.

§. 1. Die Rennthiere machen nach dem Zeugnisse aller, die ihre kalten Wohnungen besucht haben, ein besonderes Geklitter mit den Füßen, so bald sie anfangen zu laufen, selbst ein so starkes Krachen, als ob alle Gelenke aus einander getrieben würden, wie Buffon (S. 104.) es ausdrückt, und mit dem Zeugnisse eines Schefflers und Hulden, die dieses Krachen, obschon irrig, den Knochen selbst zugeschrieben haben, bestätigt. Hoffberg (S. 114. §. 14.) scheint glücklicher zu muthmaßen, indem er diesen sonderbaren Schall dem Anschlagen der Klauen des Fußes gegen einander zuschreibt. Er nennt es Kletteren, und vergleicht es mit dem Gerassel, welches Nüsse machen, wenn man sie wider einander schlägt. Mellin (S. 19.) nennt es Krachen, als ob man kleine Steine zusammen schüttele.

Wie

Wie es auch sey, wir können, da wir sie nie haben laufen gesehen, hier nichts bestimmen, obschon die Schalen des ersten Rennthieres dieses Geheimniß beim ersten Anblick einiger Maßen zu erklären schienen.

§. 2. Die Nägel oder Klauen lagen bei dem ersten Rennthiere mit den Spitzen kreuzweise über einander, wie in der fünften Figur, welche den rechten Vorderfuß vorstellt, so daß der Nagel B C oben auf, und über D E hinlag. So bald man aber nur eben mit der Hand unten gegen den Fuß drückte, so gingen sie von einander, wie in der 6. Figur angezeigt wird.

In dem drontheimischen und dem Rennthiere, welches ich nachher bekam, standen die Klauen neben einander, wie sie bei andern vorgestellt sind; doch waren sie an den Seiten, die wider einander angekehrt standen, etwas ausgehöhlt, wie man in der 5. Figur von unten sehen kann.

§. 3. Außer diesen großen Klauen oder Nägeln, die sehr hohl sind, haben die Rennthiere wie die meisten Hirsche noch zwei kleinere, als F und G in der 6. Figur, welche, obschon sie hier flach von unten und

verkürzt

verkürzt erscheinen, sonst ziemlich lang sind. An den Vorderfüßen waren sie viel länger, als an den Hinterfüßen, welchen Unterschied weder Buffon, noch Mellin bemerkt haben. Wenn sie stehen, ruhen sie auf denselben. Olaus Wormius, der sie (Museum p. 337) Ladtklöwen nennt, versichert, daß selbst im sehr lockern Schnee die Pfoten nicht tiefer, als bis an diese Hinterklauen oder Sporne, hinein sinken würden. Eigentlich bestehen sie aus zwei dabei hängenden Fingern, welche Daubenton (bei Buffon Vol. VI. p. 131. Kupf. 19.) in den vier Figuren sehr gut im Hirsch beschrieben und abgebildet hat. Sie haben drei Knöchel, wie die beiden Mittelfinger, worauf das Rennthier, wie alle Thiere, die gespaltene Klauen haben, geht. Doch laufen diese Hinterklauen bei diesem Thiere mit dem ersten Gliede, welches ziemlich lang ist, höher hinauf gegen den Knochen der Handwurzel und des Oberfußes (tarsus) als in dem Hirsche, ohne doch mit den Beinen der Mittelhand (metacarpus) und des Mittelfußes (metatarsus) eine Gelenkung zu machen, wie bei den Schweinen, wenigsteus in dem Pekari.

Bei dieser Gelegenheit muß ich wohl bemerken, daß bei dem so genannten guineischen

schen Rehchen (chevrautin) in Rücksicht dieser Hinterklauen ein merklicher Unterschied Statt hat, weil diese gar keine Hinterklauen haben. Wenigstens hatte dasjenige, welches ich zergliederte, dieselbe nicht. Auch finde ich sie nicht bei Buffon (Tom. XII. p. 315. K. 42.) noch bei Daubenton (Eb. p. 341. Kupf. 43.) noch bey Seba (Tom. I. Kupf. 43.) abgebildet oder beschrieben.

Wenn wir dieses niedliche Thierchen auf Linne's Liste der Thiere suchen, so kann es kein anderes, als der Moschus Pygmäus seyn, dem er so wohl Asien, als Guinea oder Afrika zur Wohnung anweiset. Indessen habe ich vom Herrn van der Steeg das ganze ausgewachsene Gerippe eines solchen kleinen Rehchens aus Asien erhalten, welches neun Zoll Rheinl. hoch, und von der Nase bis zum Schwanze, welcher klein ist, siebzehn Zoll lang war. In diesem Gerippe sind nicht allein sehr deutliche und im Verhältnisse mit den Vorderklauen ziemlich große Hinterklauen oder Sporne (ergots), sondern auch Eckzähne, die sehr klein sind. Buffon hat eine kurze Beschreibung (Suppl. p. 102) und eine Abbildung (Kupf. 15.) des Chevrautin aus Ceylon gegeben, welches ich für eben dasselbe mit dem von uns so

eben

eben beschriebenen aus Asien halte, weil die Hinterklauen an den Hinterfüßen sehr deutlich, an den Vorderfüßen aber undeutlich abgebildet sind. Er sagt (p. 103): Wenn man dieses mit dem von uns im 42. Kupfer des II. Theils abgebildeten Chevrautin vergleicht, so wird man sehen, daß diese zwei der nämlichen Art nur eine Varietät ausmachen; welches einem aufmerksamen Naturforscher gewiß so nicht vorkommen wird, weil das asiatische nicht allein Hinterklauen an den vier Füßen hat, sondern sie sind auch mit den Knöcheln der Mittelhand und des Mittelfußes gelenket. Von diesen Hinterklauen und Knöcheln hat das guineische oder senegalische Rehchen nicht die geringste Spur. Auch sind die Eckzähne verschieden; die des guineischen Rehchens scheinen meistens mit den Zähnen des Porte-musc überein zu kommen; sie sind vorn rund und hinten sehr scharf.

Das asiatische kleine Rehchen ist also keine Varietät des guineischen kleinen Rehchens, sondern eine ganz besondere Art, und müßte vielleicht gar unter ein ganz neues Geschlecht gebracht werden; nicht allein, weil es kleinere Eckzähne, sondern auch weil es Hinterklauen und Wadenbeine (fibula) hat,

hat, welche letztere, unter allen mir bekannten wiederkäuenden Thieren, diesem asiatischen Rehchen nur allein eigen sind, wie wir in dem folgenden §. weitläuftiger zeigen werden.

§. 4. Außer den angeführten Eigenschaften des Rennthiers habe ich noch etwas Sonderbares an den Hinterfüßen entdeckt; nämlich einen tiefen Gang zwischen der Haut, wo sich die zwei Zehen an einander heften. Dieser Gang ist einen Federkiel weit, und läuft tief bis zur Gelenkung dieser Finger mit dem Handwurzelbein hinauf. Inwendig waren diese Gänge mit langen Haaren besetzt, und aus ihnen floß eine gelbe öhlichte Materie, die keinen angenehmen Geruch hatte.

Die Vorderfüße dieses Thiers hatten solche Gänge nicht. Auch konnte ich den Nutzen derselben nicht entdecken, weil ich das Gerippe abmachen mußte, und die Hitze des Sommers Eile erforderte. Vielleicht würde dieser Stoff wohl jenen starken Geruch, den Mellin dem Rennhirsche zuschreibt, in der Brunstzeit verursachen können?

In dem mir 1777 (18. April) zugeschickten Rennthiere, wovon ich nur einen Vorderfuß und einen Hinterfuß bekam, war dage-

dagegen im Hinterfuße kein solcher Gang, sondern ich fand ihn in dem Vorderfuße sehr deutlich. Er gab eine stark riechende, gelbe, öhlichte Materie von sich.

In einem andern, doch schon geschlachteten Rennthiere, welches (1778) aus Arendal mir geschickt wurde, waren diese Gänge sehr deutlich an den Hinterfüßen, doch wiederum nicht an den Vorderfüßen, so daß hierüber noch nichts Zuverlässiges gesagt werden kann. Wenn ich nicht unrichtig muthmaße, so kommen diese Gänge nicht uneben mit jener Höhle überein, welche Daubenton (Tom. XII. p. 341. Kupf. 43.) angibt, vornämlich an den Hinterfüßen des guineischen Rehchens zwischen den zweiten Knöcheln der Finger gefunden zu haben, so wie sie auch von ihm, doch nicht sehr deutlich, abgebildet sind. In den Füßen, die ich besitze, scheinen sie auch, doch sehr klein, zu seyn.

Die Haut der Vorderfüße so wohl, als die der Hinterfüße des Rennthieres, welche die beiden Zehen zusammen band, war mit tausend kleinen Drüsen gleichsam besäet, welche wahrscheinlich eine Art von Oehl zur Beschützung der Klauen wider den Schnee absondern.

 §. 5.

§. 5. Beim Rennthiere sind gar keine Wadenbeine in den Schenkeln, so wie auch keine in den wiederkäuenden Thieren von ganz Europa, auch nicht im Kameel, in der Giraffe und den Hirschen aus Asien gefunden werden. Im Jahr 1774 war ich zu voreilig mit meiner Freude über die Entdeckung, daß diese Nebenröhren allen wiederkäuenden Thieren mangeln; denn ich fand nachher, daß schon Coiter (de quadruped. Sceletis Hst. 2.) hieran gedacht hatte. Unterdessen hielt ich dieses für eine allgemeine Wahrheit, bis ich den 12. Oktober 1778 das Gerippe des kleinen asiatischen Rehchens erhielt, und bald fand, daß es nicht allein diese Nebenröhren hatte, sondern daß sie auch in Rücksicht des Thieres sehr groß waren. Da ich das guineische Rehchen, vornämlich um den Magen und das Eingeweide zu sehen, zergliederte, so waren meine Gedanken noch nicht auf diese Besonderheit gefallen. Aus dem übergebliebenen Hinterfuße kann ich aber sehen, daß es keine Wadenbeine gehabt hatte.

Wir sehen aber aus allen diesen angeführten Abweichungen, daß die Bestimmungen der Ordnung und des Geschlechts, welche man allein nach den Zähnen oder dergleichen Extremitäten macht, immer unsicher seyn

werden,

Fig. I.
F. II.
F. V.
F. VI.
F. VII.

werden, besonders, wenn von der genauen Bestimmung der Geschlechter, und ihren wahren und verschiedenen Gattungen die Rede ist. Dieses wäre denn nun das Vornehmste, welches ich beim Rennthiere bemerkungswerth gefunden habe, und wovon alle andere Schriftsteller auf eine solche unbefriedigende und mangelhafte Art reden, daß ich glaubte, den Liebhabern der wahren Naturgeschichte einen besondern Dienst zu erzeigen, wenn ich ihnen hier diese wenige Wahrnehmungen mittheilte, um sie zu wichtigern Entdeckungen zu führen.

Erklärung der Figuren des Rennthiers. Achtes Kupfer.

Erste Figur. Diese gibt den Kopf des in Gröningen 1770 öffentlich gezeigten Rennthiers mit den Hörnern von der Seite, ohne Bestimmung des Maßes. A C D E B das linke Geweih. F H I G das rechte Geweih. A C und F H die vorderen hervor springenden Aeste, die bei allen sind. A D ein Ast, der dem rechten Geweihe mangelt. E und I Hinteräste, die nie breit auswachsen.

Zweite Figur. Diese stellt den Kopf des Rennthiers, welches ich zergliedert habe, auf

auf ein Viertel verkürzt vor. A das mit Haaren besetzte Geweih der linken Seite, hinter welchem sich das andere verbirgt. B die rauhe Nase. C der mit einer glatten Haut bedeckte Rand der Unterlippe.

Dritte Figur. Ist das linke Auge, ganz geschlossen, A B der Thränensack (fossa lacrymalis), B C das Augenlied mit seinen Haaren, D die Winkmembrane.

Die vierte Figur gibt das nämliche Auge offen, doch mit der Winkmembrane bedeckt.

A B der Thränensack. B und D die beiden Thränenpunkte. C der Rand der Winkmembrane. C E der Augenapfel oder die Hornhaut. E der kleine Augenwinkel. D E das obere Augenlied.

Die fünfte Figur zeigt den rechten Vorderfuß von vorn. A E der Fuß. B C der inwendige Nagel, obschon er über dem auswendigen D E hinliegt. B und D das lange Haar.

Die sechste Figur zeigt den nämlichen Fuß flach von unten, doch die Klauen getrennt. B C D E wie in der fünften Figur. F und G die Hinterklauen. B D das Haar.

Die

Die siebente Figur gibt den Hals des Rennthiers im Profil mit dem Kehlkopf, um den Luftsack und dessen Muskeln deutlicher vorzustellen. A B der Rand des Unterkiefers. C D das Sesambeinchen des Zungenbeins. C das Mittelschild (basis) desselben verkürzt. D E derjenige Theil des Zungenbeins, welcher sich durch Knorpel mit dem Schädel oder eigentlich dem Steinbein vereinigt. G F das rechte Horn des Zungenbeines. K L O der Schildknorpel. L P die Luftröhre. Q R der Schlund. S T der Hals mit dem rechten Kopf- und Halsmuskeln bedeckt. U die Drüse des Schildknorpels. L A ein Theil der Ohrendrüse. F I M N O der Luftsack, welcher inwendig mit dem Kehlkopfe Gemeinschaft hat. F H und C I die zwei Muskeln, welche den Luftsack öffnen und zudrücken. H die Verbreitung ihrer Fasern." Camper.

Ende

des ein und zwanzigsten Bandes.

Inhalt

des ein und zwanzigsten Bandes

der

Naturgeschichte vierfüßiger Thiere.

Seite.

1, Die Maulthiere, a das große Maulthier, b das kleine Maulthier. 5
Tabelle über das Verhältniß der Fruchtbarkeit bei den Thieren. . . 47
2. Anhang zu dem Abschnitte von dem Pferde, junges wildes Pferd. 62
3. Der Dschiggetai. 104
4. Anhang, der Onager oder wilde Esel. 143
5. Der Guemul oder das Pferd mit gespaltenem Huf. 184
6. Anhang zu dem Abschnitte von dem Schweine. 187
7. Anhang zu dem Abschnitte vom Eber des grünen Vorgebirges und dem äthiopischen Schweine. 189
8. Anhang zu dem Abschnitte von den Ziegen. 247
9. Anhang zur Beschreibung der Katze. . . 252
10. Zusatz. Die japanische wilde Katze. . . 260
11. u. 12. Zusatz zu dem Abschnitte vom Hirsche und dem Schweinhirsche. 263

13. An=

Seite.

13. Anhang zu dem Abschnitte von dem Rehe. 273
14. Der indianische Rehbock. 275
15. Anhang zu dem Abschnitte von dem javanischen Zwerghirsche. 285
16. Anhang zu dem Abschnitte von dem Rennthiere. 296

Anzei=

Anzeige

der im ein und zwanzigsten Bande

der

Naturgeschichte vierfüßiger Thiere

enthaltenen Kupfertafeln.

Seite.

1. Das große Maulthier. Buff. Suppl. VIII. T. 1. 5
2. Das kleine Maulthier. Buff. Suppl. VIII. T. 2. 5
3. Junges wildes Pferd. Gmelins russische Reise Th. I. T. 9. 62
4. Der Dschiggetai. Pallas nordische Beiträge II. Tab. 1. 104
5. Der Onager oder wilde Esel. Pallas nordische Beiträge II. Tab. 2. 143
6. Das äthiopische Schwein. Pallas Spicilegia Zool. II. T. 1. 189
7. Die japanische wilde Katze. Vosmaer Tab. 13. 260
8. Der Schweinhirsch. Schreber Tab. 251. 263
9. Der indianische Rehbock. Schreber Tab. 254. 275

10. Der

Seite

10. Der javanische Zwerghirsch. Seba Tab. 43. Fig. 1. 285
11. Das Rennthier. Mellin Schrift. IV. B. Tab. V. 296
12. 1. Russisches Gehörn. 2. Schwedisches Gehörn. Mellin S. IV. B. Tab. VIII. 303
13. Das Rennthier-Kalb. Mellin S. IV. B. T. VI. 311
14. Das Rennschmalthier. Mellin S. IV. B. T. VII. 314
15. Erklärung vom Rennthiere. Campers Naturgeschichte Tab. 8. 373

13. Q^c

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc de, 1707-1788 / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, 1729-1778 / Otto, Bernhard Christian, 1745-1835

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 21

Wien 1799

H.nat. 94-3,21
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075195-3
VD18 8011427